OLZ

XXXI / 12 DEZEMBER 1928

Beiträge zur Erklärung des Pap. Insinger.[1]

Von Wilhelm Spiegelberg.

Da ich über das hier zu besprechende Buch den Stab brechen muß, so möchte ich das wenige Gute, was sich darüber sagen läßt, gleich im Anfang vorbringen. — Es zeugt von bewunderungswürdigem Fleiß. Schon die Autographie ist eine Leistung, die man achten muß, und ich will auch das zugeben, daß der nach der vortrefflichen Lichtdruckausgabe von Boeser sehr gewissenhaft durchgepauste demotische Text mit dem dankenswerten Glossar[2] das Buch für einen mit dem Demotischen vertrauten kritischen Benutzer praktisch brauchbar macht. Ferner sind einige bisher verkannte Wörter wie *nw* „Lanze" richtig bestimmt worden. Damit ist aber auch alles gesagt, was dem dicken Buch zum Lobe gereichen kann.

Im übrigen kann man auf die Arbeit nur das bekannte Fauszitat anwenden „ein großer Aufwand schmählich ist vertan". Was schon Lexas Bemerkungen zu der Bauerngeschichte[3] klar gezeigt haben, das hat sich hier wiederholt. Er meint anscheinend, daß die von ihm gegenüber den früheren Bearbeitern vorgeschlagenen neuen Übersetzungen die alten ohne jede wissenschaftliche Begründung aus dem Sattel höben. Denn was er als wissenschaftliche Rechtfertigung seiner Auffassung in den „notes" bringt, wird niemand als philologischen Kommentar gelten lassen. Man kann sich eigentlich nur wundern, daß so etwas nach den mustergültigen Publikationen von Griffith noch möglich gewesen ist.

Was die Übersetzungen[1] selbst anlangt, so zeigen sie überall, daß Lexa noch in dem Stadium des Ratens ist, das wir seit langem überwunden zu haben glaubten. Feste Wortstellungen und Wortbedeutungen[2] existieren für ihn nicht, und so übersetzt er unbedenklich fast jeden Spruch und zwar kaum je mit einem Fragezeichen. Und doch sind mindestens $^4/_5$ seiner Übersetzungen falsch, fraglich oder ungenau[3]. Dabei hatte er es verhältnismäßig leicht, da in Boesers Übersetzung (in „Oudheidkundige Medeelingen uit's Rijksmuseum van Oudheden te Leiden" 1922) eine gute Vorarbeit vorlag, die viele Fragezeichen gesetzt und sehr oft den Mut des Nichtübersetzens gezeigt hatte. Mit diesem Vorläufer verglichen kann Lexas Übersetzung nur als ein großer Rückschritt betrachtet werden, als ein höchst bedauerlicher Rückfall in die Revilloutschen Übersetzungsmethoden, die, zu ihrer Zeit begreiflich, heute nicht mehr zu rechtfertigen sind.

Anstatt dieses Urteil mit Aufzählung zahlloser Einzelheiten zu begründen, lasse ich hier eine Reihe von Sprüchen in meiner, wie ich glaube richtigen Übersetzung folgen, stelle Lexas Übertragungen hier und da daneben[4]. Ich benutze diese Gelegenheit dazu, um eine Reihe von wichtigen Stellen weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Wenn ich dabei nicht

1) Lexa, Prof. Dr. François: Papyrus Insinger. Les enseignements moraux d'un scribe égyptien du premier siècle après J.—C. Texte démotique avec transcription, traduction française, commentaire, vocabulaire et introduction grammaticale et littéraire. Tome I: Texte, transcription, traduction et commentaire. (XX, 113 autogr. S. u. VIII, 32 S.) Tome II: Vocabulaire, étude historique et grammaticale. (X, 141 autogr. u. 114 S.) 4°. Paris: Paul Geuthner 1926. Zus. 400 Fr.

2) Es ist freilich nur in der Angabe der Stellen, aber nicht in der lexikalischen und grammatischen Verarbeitung erschöpfend. Namentlich in letzterer Hinsicht läßt es viel zu wünschen übrig. Vergl. z. B. die ganz ungenügende Behandlung von *wn* (No. 110), wo Boesers Glossar sehr viel mehr gibt. Daß die Lesungen mehrfach unrichtig sind, habe ich am Schlusse dieser Besprechung gezeigt.

3) Recueil de travaux XXXIV, S. 206 ff. und Gardiners Bemerkung darüber Journ. Eg. Arch. IX, Seite 5, Anm. 3.

1) Sie sind übrigens recht unbeholfen, so weit ich mir ein Urteil über französischen Stil erlauben darf. So hätte das häufige von Lexa durch „il y a hommes qui . . ." übersetzte *wn pȝ ntj* stets durch „tel" wiedergegeben werden sollen.

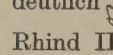
2) Z. B. bedeutet ihm *šm'* bald „Fremdling" bald „Fest". In Wahrheit gibt es nur *šm'* ⲱⲙⲙⲟ „fremd". Klare Bedeutungen wie *'f* „Geiz" und *skf* „sparen" sind verkannt.

3) Ein durchgehender Fehler ist auch, daß L. nicht selten 2 oder mehrere Zeilen miteinander verbindet, während bei richtiger Übersetzung jeder Spruch stets in sich abgeschlossen ist.

4) Ich muß allerdings gestehen, daß es mir nicht möglich gewesen ist, die über 16 Seiten verteilten Berichtigungen (an 4 verschiedenen Stellen des Buches!) überall zu Rate zu ziehen.

selten mit denen von Boeser zusammentreffe, so liegt das daran, daß ich an seiner Übertragung, wie er selbst erwähnt, nicht ganz unbeteiligt war. Eine nähere Begründung meiner abweichenden Übersetzungen habe ich, um nicht zu weitläufig zu werden, nur da gegeben, wo Lexas Auffassung diskutabel ist, d. h. nicht ohne weiteres, wie leider nur zu oft, grammatisch oder lexikalisch unmöglich sind.

Ich beginne mit dem Spruch, der als eine Art Refrain jede „Lehre" abschließt:

p3 šȝj 'rm p3 sḫn ntj 'j p3 ntr p3 ntj ṯȝj-f n-'m = w[1] „das Schicksal und der Zufall[2], die kommen[3], Gott ist es, der sie leitet (lenkt)". In dieser Fassung steht der Gedanke 9/20, 13/7, 14/2, 17/3 und 25/13. Dagegen schreiben die meisten Stellen (2/20, 5/11, 7/19, 21/6, 23/19, 27/21, 29/11, 30/16, 33/6) das vorletzte Wort *ṯȝj 'j* (). Diese von Lexa wie Boeser angenommene Schreibung ist aber sicher fehlerhaft, denn eine Wendung „kommen, nehmen" für „envoyer" ist undenkbar, und so hat sich denn auch Lexa nach einer sehr unglücklichen anderen Lösung[4] umgesehen. Aber die sehr viel näherliegende, die die Handschrift selbst an den ersten 5 Stellen bietet, hat er merkwürdigerweise nicht bemerkt. Da steht deutlich , der auch aus dem Pap. Rhind II 2/5 bekannte Ausdruck für „leiten, führen". Damit erhalten wir auch einen befriedigenden Sinn, der durch die zweite Fassung desselben Spruches auf das schönste bestätigt wird (8/20, 11/21, 15/6, 22/6) *p3 šȝj 'rm p3 sḫn šm 'j tȝj ḫn-f n-w* „Das Schicksal und der Zufall kommen und gehen (ⲙⲉⲉⲓ), wann[1] er (Gott) es ihnen befiehlt".

Die beiden Sprüche 7/11 und 12 hat L. dadurch völlig mißverstanden, daß er nicht gemerkt hat, obwohl die kleinere Schrift und der Abstand von Zeile 11 daran keinen Zweifel läßt, daß in dem von ihm zu Z. 11 gezogenen Schlußsatz ein über die Zeile gesetzter Zusatz vorliegt, der zu dem darunter stehenden Spruch gehört. Man muß also lesen:

Z. 11 *ḫr 'r-w btw n rmt rḫ 'w-db s.t-ḥjm.t 'w mr-f-s*
„Man verachtet[2] einen Weisen (Frommen) wegen eines Weibes, das er liebt"[3].

Z. 12 *p3 ‹ntj› wḏj 'w-db ḫe.ṯ-f mtw-f ḫrḫ 'w-db hnn-f b-'r-w ḫsf-f n md.t*
„wer sicher ist wegen seines Bauches und sich in acht nimmt wegen seines Phallus[4], der wird in keiner Weise verachtet".

Bei Lexa finden sich infolge der falschen Textverbindung die wunderlichen Sprüche:

Z. 11 „L'homme sage se porte mal[5] à cause de la femme qu'il aime, mais on ne le méprise pas aucunement".

Z. 12 „Celui qui est sain de son ventre, se garde[6] par son phallus."

10/7 *p3 ntj dj.t nkt db nḫt*[sic] *t p3 ntj sḏr n p3 ḫjr 'w-f wḏ3*
„celui qui donne [son] bien pour la puissance, (est celui qui) sera couché sobre dans la rue".

Boeser ganz richtig: „Wer für seine Sicherheit etwas ausgibt, kann unversehrt auf der Straße schlafen". *nḫt.t*[7] ist kopt. ⲛⲁϣⲧⲉ „Schutz" und unterscheidet sich durch sein Geschlecht von *nḫt* „Stärke". Für *wḏ3* wäre die Bedeutung „sobre" noch nachzuweisen. Auch steht kein Futurum da. Außerdem gibt Lexas Übersetzung keinen Sinn, während die genaue Übertragung „Der, welcher für (seinen) Schutz Geld ausgibt, schläft sicher auf der Straße" völlig verständlich ist.

12/22 *b-'r-w gm ḫȝtj s.t-ḥjm.t m ḳdj t3 p.t n ss nb* „man erkennt das Herz einer Frau wie den Himmel nicht zu jeder Zeit", ein hübscher Vergleich, in einem völlig klaren Satz. Aber

1) Variante *n-'m-f*, 5/11 7/19 29/11, wo *p3 šȝj 'rm p3 sḫn* als ein Begriff singularisch gefaßt sind.

2) Man darf nicht übersetzen „das Schicksal u. d. Z. kommen", was *p3 šȝj ... n3* (sic) *ntj 'ȝj* heißen müßte (s. Sethe: Nominalsatz § 49). Vielmehr ist *p3 šȝj 'rm p3 sḫn* das betont voran gestellte Objekt von *ṯȝj-f*, das in dem *n-'m-w* (ⲙⲙⲟⲟϥ) wieder aufgenommen ist. Man kann den Satz etwa so übersetzen (ähnlich wie das Lexa übrigens auch tut) „Wenn das Schicksal und der Zufall kommen, so lenkt sie Gott" oder noch freier „Was auch das Schicksal bringen mag, Gott lenkt es".

3) Eine ganz genaue Übersetzung der beiden verwandten Begriffe *p3 šȝj* (= Ψαις) und *sḫn* wüßte ich nicht zu geben. Da dem ersteren Wort mehrfach δαίμων entspricht (s. Demot. Studien I 57 und Demot. Zenon Pap. Nr. 4, Kommentar), so liegt es nahe, an den ägyptischen Ausruf (Plut. Is. Osir. cap. 68) γλῶσσα τύχη γλῶσσα δαίμων zu erinnern, in dem τύχη und δαίμων vereinigt sind. Sie werden vermutlich mit den Wörtern *p3 šȝj* und *sḫn* gleichbedeutend sein.

4) Er möchte (Glossar Nr. 7, Seite 8) in der Gruppe „une écriture inétymologique du mot simple *ṯy*" sehen!

1) Siehe Demot. Gram. § 512.

2) *'r btw* „verabscheuen" hat mehrfach die Bedeutung „verachten, tadeln".

3) d. h. man verachtet (tadelt) einen verliebten Weisen.

4) d. h. wer sich im Essen und in der Liebe beherrscht.

5) Das kann *'r btw* nie bedeuten.

6) *mtw-f* (konjunktiv) kann nicht im Hauptsatz stehen, sondern setzt den Relativsatz (Demot. Gram. § 144) fort.

7) Auch im Glossar von Lexa verkannt.

Lexa hat ihn durch Interpolationen und die ungenaue Übersetzung von *n, ss, nb* „On ne peut pas reconnaître le coeur de la femme, de même [il n'est] jamais [possible de reconnaître] le ciel" ganz verunstaltet.

Die beiden Sprüche 13/14—15

ḫr 'r n3 whj.w lḫ 's(.t) n n3j-f sn.w (n) rn-f ḫr 'r msḫ ḫn s3b3 's (.t) n n3j-f sn.w n ntr

übersetzt Lexa:

„Les crimes d'un imbécile détruisent ses frères, [comme] un crocodile infâme détruit ses frères".

Um diesen nicht gerade befriedigenden Sinn zu erhalten, schlägt L. vor, entweder *n3j-f* oder *rn-f* der ersten Zeilen zu streichen und erklärt außerdem „la construction de *n nt(r)* est abusive". Aber der Text ist wie fast stets, wo L. Konjekturen macht, vollkommen in Ordnung, wenn man sich an die bekannte Bedeutung der Wörter hält.

'r 's(.t)[1] (ocε) heißt im P. Insinger stets „Schaden machen, schädigen", die anderen Wörter sind gut bekannt. Es ist zu übersetzen „Die Vergehen[2] eines Toren schaden seinen Brüdern um seinetwillen" oder freier „ein Tor schädigt seine Brüder durch seine Torheiten".

Der zweite Spruch, „Das Krokodil in Wut[3] (o. ä.) schädigt seine Gottes-Brüder" ist religionsgeschichtlich recht bemerkenswert. Denn er lehrt, daß der Ägypter der Spätzeit die sogenannten „heiligen" Tiere von den profanen ihrer Art so unterschied, daß er zwar alle Krokodile als „Brüder" bezeichnete, aber die in den Tempeln verpflegten und verehrten Tiere als Wesen höherer Art betrachtete, als die „Gottes-Brüder" ihrer unheiligen, gemeinen Artgenossen. Die beiden Sprüche, die grammatisch selbständig nebeneinander stehen, aber inhaltlich miteinander zusammenhängen, haben die Bedeutung: Wie ein Tor durch eine schlechte Handlung den Ruf seiner besseren Mitmenschen verdirbt, so schädigt ein wütendes Krokodil durch den Schaden, den es anrichtet, das Ansehen seiner göttlich verehrten „Brüder".

16/4 *'n-n3.w nkt ḫpr n-k 'rj t3 dnj.t n p3 ntr t3 dnj.t n n3 gbj.w t3j* „wenn du Vermögen hast, mache (bestimme) den einen Teil für Gott, das ist der Teil der Armen", d. h. behalte einen Teil für dich, den anderen gib den Armen, die in dem besonderen Schutze Gottes stehen. Denn nach 16/3 ist „das Herz Gottes zufrieden, wenn der Arme vor ihm satt ist". Das ist eine Anschauung, die noch heute im ganzen Orient lebt. Man braucht nur an die Rufe der Kairiner Straßenbettler (Lane: Manners und Customs[3], S. 299) zu denken, aus denen das nahe Verhältnis Allahs zu dem Armen vernehmlich herausklingt.

Wie die Anm. 252 zeigt, ist Lexa mit dieser einfachen Konstruktion nicht fertig geworden. Die Kopula *t3j* des nominalen Nominalsatzes macht ihm so viel Beschwerden, daß er sie zu streichen vorschlägt! Er übersetzt „Si une chose vient à t'appartenir, donne [en] une partie à Dieu et une partie aux pauvres", was insofern sinnlos ist, weil bei dieser Teilung für den Besitzer selbst nichts übrig bleibt.

18/21 *'w n jr.t 'rm p3 ntj mr-k-s 'w mn lḫ twtj n-k* übersetzt Lexa „assemble pour toi le bonheur et ce que tu demandes sans stupidité!" Das ist eine Übertragung ohne jede Rücksicht auf Wortstellung. Außerdem ist hier *lḫ*, das stets eine Person („der Tor" o. ä.) bezeichnet, als Abstraktum übersetzt. *'w n p.t* steht hier wohl im Sinne des koptischen Derivats ωογ ñεiατ=, nur ohne Suffix, mit folgendem *'rm* und es wird zu übersetzen sein „Glücklich (?) der, welchen du liebst, ohne daß ein Tor sich dir anschließt!"

19/18—21 hat Boeser in der Hauptsache[1] richtig übersetzt, während Lexa die verhältnismäßig einfache Stelle merkwürdigerweise mehrfach falsch übertragen hat. Die bekannte Gruppe für „Jahr" *rnp.t* hat er nicht erkannt und den Zusatz am Rande wieder (wie 7/11) in die falsche Zeile gesetzt. Infolgedessen streicht er das letzte Wort von Z. 18, um nur einen Sinn zu gewinnen, während der Schluß von Z. 20 nun ganz dunkel wird. Die Stelle ist völlig klar:

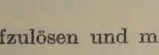
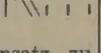
„Ziehe den Tod nicht dem Leben vor in einem Jahre der Not (?) aus Verzweiflung."

„(Denn) Gott kann wieder zur Gnade zurückkehren, der Tote aber kehrt nicht (wieder) zurück."

„Er (d. h. Gott) kann Gutes und Glück (*šȝj*) entstehen lassen beim Eintritt des Alters"[2].

Ebenso ist 20/14 und 15 ογεт „verschieden sein" verkannt, obwohl Boeser es richtig gedeutet hat.

22/7 *t3 mj.t n dj.t 'r t3j-k md.t sgrḫ* „der Weg (die Unterweisung), daß dein Wort beruhigt"

1) Die Gruppe ist vielleicht in  *'s(.t)* aufzulösen und möglicherweise altes *'sf.t*, das neuäg. gelegentlich als  *'swj* erscheint (Berl. Wörterb. I 129).

2) *whj.w* steht II Kh 2/6 im Gegensatz zu *mnḫ.w* „gute Taten".

3) Wörtlich „in Feindschaft".

1) Nur *ḫm jr.t* ist durch „Kleinmut" oder „Verzweiflung" zu übersetzen.

2) Zu *'jw.t* s. unten Sp. 1033.

(ⲉⲧⲣⲉ ⲧⲉⲕ*md.t sgrḫ*). Die Konstruktion des 4 radikaligen *sgrḫ* mit dem Hilfsverbum *'r* ist ganz normal (Demot. Gram. § 178). Lexa verbindet unglaublicherweise *md.t sgrḫ* „quiétude", als ob es für diesen Begriff eines so umständlichen Ausdrucks bedürfte und übersetzt wörtlich „la voie pour pourvoir de la paix", übersieht dabei also ganz das Possessivpronomen *t3j-k* „dein".

28/6—7. Auch hier hat Lexa durch falsche Umschaltung der Schlußworte einer Zeile den Sinn zweier Sprüche mißverstanden. Es heißt völlig klar:

p3 ntr ntj ww a p3j-f dmj b-'r-rḫ-w p3j-f 'w a[1] *kj*

„Der Gott, der seiner Stadt fern ist, dessen Größe (Ansehen) kennt man nicht in[1] einer anderen."

p3 ntj mwt 'w-f ww a p3j-f dmj '-'r-w 'l-f 'w-db n'

„Der Tote, wenn er von einer Stadt fern ist, den hebt man auf (bestattet ihn) aus Mitleid."

Der Sinn ist: Götter und Menschen gelten nichts in der Fremde, wie es auch der nächste Spruch weiter ausführt *p3 rmt rḫ ntj 'w b-'r-rḫ<-w>-s p3 ntj 'w n3 ỉḫ.w sš-f* „der Weise, den man nicht kennt, den verachten die Toren".

Wie sich Lexa über jede normale Wortstellung hinwegsetzt, lehrt z. B. 28/14. Da übersetzt er (ohne Fragezeichen!) *p3 ntj šm ḏd 'w-j 'j p3 ntj st-f* (*a*?) *'.wj p3 ntr* „La main de dieu dirige celui qui va disant: Je vais." Es liegt hier die im Pap. Ins. unendlich häufige Konstruktion vor *p3 ntj 3r p3 ntj stm* „der welcher tut ist es, der hört", und es ist wirklich schwer, an der richtigen Übersetzung vorbeizugehen: „der welcher geht indem er sagt: Ich komme[2], der kehrt in die Hand (?)[3] Gottes zurück", d. h. wer erklärt, ich komme heim, der kehrt zu seinem Gott zurück. Dieser Gedanke, daß Heimat und Götter identisch sind, ist erst in dem folgenden Spruche ausgeführt, den L. wieder gänzlich mißverstanden hat, *p3 ntj ww 'w p3j-f šll ww n3j-f ntr.w ww n-'m-f* „wer fern (d. h. in der Fremde) ist, dessen Gebet ist fern (und) seine Götter sind von ihm fern".

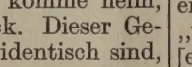
Lexa: „éloigne toi de l'étranger, dont la prière s'éloigne de ses Dieux." Wo steht der Imperativ? *ww* (d. h. *w3j.w* ⲟⲩⲏϣ) ist Qualitativ und läßt gar keine andere Übersetzung als die vorstehende zu. Der Relativsatz mit *'w* ist nach dem bestimmten Beziehungswort unmöglich. Ferner würde die Präposition *n* nach *ww* fehlen usw. Es war wirklich schwer, einen so klaren Satz derartig mißzuverstehen. Und dasselbe läßt sich von dem folgenden Spruch 28/16 sagen:

b-'r sn mhw.t pḥ a r-f ḫn ḫnwḫ.t „Kein Familienmitglied[1] gelangt zu ihm in der Not". Lexa: „[car même] le frère (de parenté) ne va pas chez lui par crainte [devant lui]".

Mit allerhand Ergänzungen sucht L. seiner falschen Übersetzung einen Sinn zu geben, der nichts weniger als befriedigend ist. Die Präposition *ḫn* kann nie kausale Bedeutung haben, die durch *'w-db* oder *ḫr* ausgedrückt werden müßte. *ḫnwḫ* ϩⲛⲱϩⲉ heißt auch nie „Furcht" vor jemanden, sondern die Furcht in der jemand ist, „Angst, Not". So hat *ḫn ḫnwḫ.t* auch 12/18 und 31/9 zweifellos die von mir angenommene Bedeutung.

Im folgenden möchte ich einen größeren Abschnitt übersetzen, der trotz einiger Unsicherheiten in der Hauptsache zu verstehen und doch von Lexa in wesentlichen Stücken infolge falscher Lesungen und Übersetzungen mißverstanden worden ist[2]. Es ist die Stelle, die von den Lebensaltern handelt (17/19—18/5).

17/19 *n3-'n p3 ss n sbḳ n p3 '-'r 'w n ms a 'ḥ' ḳ3j n p3 '-'r dbḥ* „Besser ist die kurze Zeit des Vornehmen als das lange Leben des Bettlers".[3]

17/20 *p3 'ḥ' p3 '-'r sgn* () *p3 '-'r snj 'w bn p'-w rḫ-f* „die Lebenszeit vergeht (?) und geht vorüber, ohne daß man sie kennen gelernt[4] hat."

Die Bedeutung des mir nur noch aus 17/1, einer nicht ganz klaren Stelle[5], bekannten *sgn* ergibt sich aus dem Parallelismus mit *snj* „vorbeigehen". Lexa: „La vie est [si] fatigante [et si] passagère, qu'on ne peut pas la connaître."

17/21 *p3 'ḥ' ntj ḫn* (sic) *a* C (sic) *'w wn p3j-f* 2/3 *n 3ḳ* „die Lebenszeit, die sich 100 nähert, ihr 2/3 ist verloren".

Lexa: „Avant que la vie arrive à son point culminant, les deux tiers en sont perdus."

L. ist durch seine falsche Lesung *ḫrj* (das Glossar 338 zeigt die richtige Form) statt 100

1) Es ist wohl *n* (statt *a*) *kj* zu lesen.

2) Nicht „je vais" sondern „je viens" mit der häufigen Bedeutung „(zurück)kommen, heimkehren".

3) In dieser Bedeutung scheint (*a*?) *'w.j* hier zu stehen, während es 15/5 und 22/5 „in die Hand" (auf die Frage wohin) bedeutet.

1) Familien-Bruder.

2) Auch Boeser hat nicht überall das Richtige getroffen.

3) Richtig bei Boeser.

4) „ohne daß man es merkt", was einen noch besseren Sinn gäbe, würde *rḫ-st* heißen müssen.

5) „Der welcher Vergängliches (*sgn*) spart, vertraut (?) nicht auf den großen Gott".

in die Irre geführt worden. Unserem Moralisten ist 100 die höchste Altersgrenze, daher rechnet er im folgenden zunächst 40 Jahre und bezeichnet die weiteren 60 (18/3) als „Jahresrest".

17/22 *ḫr 'r-f X.t 'w-f sbḳ (n) ms 'w b-r'-tw-f* (ⲙⲡⲁⲧⲉⲕ) *gm p3 mwt 'rm p3 'nḫ* „er verbringt 10 (Jahre), indem er klein ist, indem er noch nicht Tod und Leben kennt"[1].

17/23 *ḫr 'r-f kj X.t 'w-f ṯ3j t3 jp.t (n ?) t3 sb'.t ntj 'w-f rḫ 'nḫ n-'m-s* „er verbringt 10 weitere Jahre, indem er die Lehre erlernt (?), von der er leben kann".

Ich glaube, daß man vor *sb'.t* (ⲥⲃⲱ) das genetivische oft nicht geschriebene *n* ergänzen muß, und es ist mir sehr wahrscheinlich, daß „die Arbeit der Lehre nehmen" die obige Bedeutung hat. Übersetzt man, was auch möglich ist, „indem er die Arbeit (das Handwerk) (und) die Lehre nimmt", so ergibt sich kaum ein befriedigender Sinn.

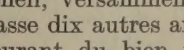
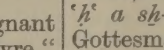
Lexa: „Il passe dix autres (années) en s'occupant de l'instruction dans laquelle est cette connaissance de vie" hält sich nicht an den Text. Insbesondere ist die Übersetzung des Schlußsatzes ganz unmöglich.

18/1 *ḫr 'r-f kj rnp.t X.t 'w-f sḳf 'w-f dj.t ḫpr nkt (n ?)*[2] *'nḫ n-'m-f* „er verbringt 10 weitere Jahre, indem er sammelt (spart) und Vermögen erwirbt, um davon zu leben". *sḳf* hat im Pap. Ins. oft[3] die Bedeutung „sparen" und ist vielleicht eine Weiterbildung von altem *s3ḳ* „zusammenziehen, versammeln".

Lexa: Il passe dix autres années en gagnant et en se procurant du bien pour en vivre."

18/2 *ḫr 'r-f kj rnp.t X.t a pḫw 'w.t 'w b-r3-tw* (ⲙⲡⲁⲧⲉ) *ḫ3tj-f stnj* „Er verbringt 10 weitere Jahre bis zum Eintritt (?) des Alters (?), indem sein Herz noch nicht Rat weiß (?)".

Die Übersetzung ist sehr zweifelhaft und nur ein Versuch, den Sinn des Spruches zu erfassen.

Die Lesung  *'wt* = altem *'3w.t* halte ich für sicher. Es ist die von Möller (Rhindglossar Nr. 11—12) besprochene Gruppe für „Alter", eine Bedeutung, die an allen Stellen mit Ausnahme von 24/14[4] paßt. *a pḫw* ist neuäg.  „bis zu" (Unamun 2/22). Lexa, dessen Lesung *'tr* = *ḏrw* ich für ausgeschlossen halte, übersetzt ohne Fragezeichen: „Il passe dix autres années pour arriver au terme [de deux tiers de sa vie] avant que sa raison soit parvenue à la sic expérience."

18/3 *sp rnp.t LX ḫn p3 'ḥ' dr-f a sḫ Dḥwtj n p3 rmt n ntr* „Ein Rest von 60 Jahren umfaßt das ganze Leben, das Thot dem Gottesmanne (d. i. dem Frommen, Guten) aufgeschrieben[1] hat".

Nach dem oben zu 17/21 Bemerkten kann der Sinn nur sein, daß der Rest der 100 Jahre Lebenszeit nach Vollendung der 4 vorher geschilderten Jahrzehnte 60 beträgt. Mit diesen zusammen ist die ganze Lebenszeit (100 Jahre) ausgefüllt, die Thot dem Frommen bestimmt hat.

18/4 *w' ḫn ḫḫ 'w p3 ntr sm p3 ntj 'r-w 'w p3 š3j mt.w* (ⲙⲁⲧⲱⲟⲩ) „Einer unter Millionen, wenn Gott segnet, verbringt sie (die Jahre), indem das Schicksal zustimmt (o. ä.)", d. h. „einer unter Millionen verbringt sein Leben glücklich, wenn Gott gnädig ist".

Lexa hat die beiden letzten Sprüche zusammengefaßt, was, wie ich mehrfach bemerkt habe, der ganzen Anlage des Buches widerspricht. „Le reste de la vie entière [jusqu'à] soixante ans que Thoout a prescrit pour l'homme de Dieu, c'est un sur millions que Dieu bénit, qui le passe, quand le sort [lui] est favorable."

18/5 *b-'r p3 s3b3 'rm p3 rmt ntr gm ' p3 'ḥ' a sḫ-w n-f* „Der Feind (Frevler) und der Gottesmann (= Fromme) kennt nicht die Lebensdauer (?), die ihm aufgeschrieben ist".

wird hier wie auch sonst[2] für altes stehen. Ob es hier den von mir angenommenen Sinn hat, ist nicht ganz sicher. *gm* „finden" im Sinne von Wissen ist demotisch oft belegt[3].

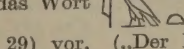
Lexa verbindet *gm* ' zu einem Verbum *gm'* „changer" (= ⲥⲱⲱⲙⲉ), zu dem das Determinativ gar nicht paßt, und für das wir die Schreibung u. ä. aus vielen Stellen kennen. Seine Übersetzung (ohne Fragezeichen!) „Ni l'impie ni l'homme de Dieu ne [peut] changer l'âge qui lui a été prescrit" ist daher in der Hauptsache falsch.

Die für die religiöse Ethik des ausgehenden

1) d. h. noch nicht weiß, was Tod und Leben bedeuten.

2) oder ‹*ntj 'w-f*› *'nḫ* nach dem vorhergehenden Spruch.

3) Klare Stellen sind 4/9, 5/16, 18/13, 24/20.

4) Dort muß die Bedeutung eine ganz andere sein. Liegt da etwa das Wort  *'3wtj* „Harpunierer" (Wb. I 29) vor. („Der kleine Harpunenkämpfer, sein Name wird berühmt (o. ä.) im Kampfe", ebenso 19/20).

1) Das Aufschreiben (*sḫ*) der Lebenszeit durch Thoth ebenso Pap. Rhind I 4/10 5/1 II 3/2.

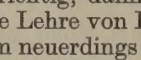
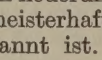
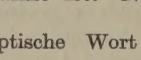
2) Siehe die Bemerkung zu 30/19 (Sp. 1035 Anm. 3).

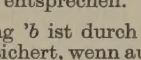
3) Siehe Griffith: Rylands Pap. III, S. 230[5].

Ägyptertums so wichtige Lehre von der „Größe[1] Gottes“ (*p3 ʿw n p3 ntr*) (30/17 ff.) beginnt mit 2 Sprüchen.

19 *ʾb*[2]*-šs n rmt-rḫ ʿ p3j-f ʿ.wj p3j p3 ntr*
20 *ʾb-šs ʾw mn bw3 ḫr pḥ ḥmj n-ʾm-f*
19 „Herz (und) Zunge eines Frommen, ihr Haus[3] ist Gott[4].
20 Herz (und) Zunge ohne Sünde (Tadel) erreichen schließlich Lohn[5] (?)“

Die Stelle ist voll von Schwierigkeiten. Aber eins ist sicher, daß hier von Herz und Zunge (*ʾb šs*) die Rede ist. Freilich ist das Determinativ von *šs* seltsam. Es sieht wie aus, ist aber vielleicht ein Zeichen, das die beiden vorhergehenden Begriffe „Herz-Zunge“ zu einem zusammenschließt. Denn so werden sie ja auch grammatisch als ein Wort im Singular[6] gefaßt. Ist das richtig, dann liegt hier eine Anspielung auf die Lehre von Herz und Zunge vor, die uns aus dem neuerdings von Sethe (Dramat. Texte I) so meisterhaft interpretierten Schabakostein bekannt ist. Nach diesem Dogma lebt der Weltenschöpfer (= Ptah) in allen Lebewesen als Herz und Zunge. Unser Text drückt das in Vers 19, wenn ich recht verstehe, so aus, daß der Gott die Wohnung der beiden Organe sei.

Der Rückschritt von Lexas Bearbeitung gegenüber Boeser zeigt sich auch in den Lesungen, bei denen L. mehrfach die seines Vorgängers mit Unrecht verworfen hat. In Ergänzung der bereits oben richtig gestellten Lesungen (z. B. *ʾ3w.t* (Sp. 1033)) nenne ich hier *b'n* „schlecht“. Lexa liest *ḏn*, was graphisch möglich aber dadurch ausgeschlossen ist, daß diese im Pap. Ins. häufige Gruppe sonst unbekannt ist, während andererseits das bekannte Wort *b'n* ϧωωπ, noch dazu in einem ethischen Traktat, gänzlich fehlen würde. Denn Nr. 145 ist  (nicht  etc.) *ḫn* „böse“ zu transkribieren[1], ebenso wie Nr. 144 *ḫn* zu lesen ist. *3t* () ist natürlich altes *ʾ3d.t* „Netz“. Ferner sind zu lesen Nr. 462 *rnp.t db* „Jahr der Not“, wie ich schon im Mythus-Glossar Nr. 914 vorgeschlagen habe. In 8/23 steht *šn* da, nicht *w'b*; 9/3 *stp* „auswählen“[2]; 29/10, 31/6 *ʿ.wj-w3ḥ* „Ruheort“; 16/11, 31/7 *ḫ3 ḫr w'* „1000 für 1“, wie ich schon bei Sethe: Zahlwörter S. 15 angegeben habe.

Die paläographische Überkritik, mit der L. gelegentlich frühere gesicherte Lesungen ablehnt, um sie dann durch neue, unbegründete zu ersetzen, hat ihn noch zum Schluß auf einen Holzweg geführt. In 35/13 will er das etwas ungewöhnlich geschriebene *ḫfd nsw* () *dj.t rḫ ʿme* lesen, was weder paläographisch noch grammatisch und lexikalisch angeht. Denn nirgends wird *dj.t* im Pap. Ins. so wie hier geschrieben. *ʿme* „wissen“ existiert im Demotischen nicht mehr und ist stets durch ϭιπε ersetzt. *ḫfd* wird wohl altes *šfd* sein, und die Übersetzung „Königsbuch“ ist so gut wie sicher.[3] Der Pap. Ins. ist also als ein βασιλικὸν βιβλίον[4] bezeichnet. Daß Lexa am Schluß auch die Konstruktion des Fut. III *a bʒj a šms* (s. Demot. Gram. § 164) nicht er-

1) Das ägyptische Wort *ʿw* (altes) „Größe“ dürfte dem hellenistischen δόξα (siehe Reitzenstein: Hellenist. Mysterienreligionen [3] S. 359 ff.) und hebr. כָּבוֹד entsprechen.

2) Die Lesung *ʾb* ist durch viele Stellen (s. Anm. 479 bei Lexa) gesichert, wenn auch die paläographische Erklärung schwierig bleibt. Die Auflösung von Lexa ist unmöglich. Vielleicht liegt eine Verbindung der demotischen Form mit der archaisch hieratischen für dieselbe Gruppe vor.

3) Wörtlich „der Zustand ihres Hauses“ mit der Bedeutung von „Zustand“, die sicher in *ʿḥ3tj* = „Zustand (seines) Herzens“ (Ins. 3/10, 10/15, 35/2) vorliegt. Soll das hier etwa bedeuten „gleichsam ihr Haus ist Gott“? Ich habe das Wort unübersetzt gelassen.

4) Lexa übersetzt „le coeur parfait de l'homme sage est elevé, sa demeure est [la demeure] de Dieu“. Das ist unmöglich. Ein Wort *šs* „geschickt“ mit dem Determinativ (L. will es im Glossar 502 durch ersetzen) gibt es nicht. Das Determinativ zeigt deutlich, daß das alte Wort *šš3w* „Zunge“ vorliegt. Ferner kann *ʿ* nicht „être élevé“ bedeuten, abgesehen davon, daß diese Konstruktion das Adjektivverbum *n3-ʿ3* verlangen würde. Zu der Zwischenstellung der Kopula siehe Sethe: Nominalsatz § 118.

5) Wörtlich „es kommt Lohn in ihnen an“. Vergleiche dazu 21/20 *ʿw n ḥ3tj ʾw mn bw3 ḫr pḥ ḥmj nfr* „Geduld (Langmut) ohne Sünde (Tadel) — es kommt schöner Lohn an“, d. h. da kommt schließlich der schöne Lohn. *ḥmj* ist gewiß mit kopt. ϩⲙⲉ „Fahrgeld“ identisch und hat hier wie an anderen Stellen die vorgeschlagene Bedeutung.

6) Wenn man das Singularsuffix auf *rmt rḫ* bezieht, erhält man keinen befriedigenden Sinn.

1) Das Wort hängt vielleicht mit dem alten *ḫnn* „streiten“ o. ä. zusammen.

2) coϩτε würde ganz anders aussehen.

3) Es liegt also ein paralleler Ausdruck zu II Kh 7/11 vor *p3 mnḫ n p3j ḏ.t m p3j* „das Ende dieses Buches ist es“.

4) Siehe dazu Boll: Aus der Offenbarung Johannis, S. 138.

kannt hat, mag noch nebenbei erwähnt werden.

Der zweite Teil des Buches enthält das Vokabular in sauberer Orthographie und ist durch die Vollständigkeit der Stellen nützlich. Aber es finden sich, wie oben gezeigt wurde, manche falsche Lesungen darin und vor allem sind die Bedeutungen und Übersetzungen oft fehlerhaft. Da von den letzteren der größte Teil (s. oben Sp. 1026) ungenau oder unrichtig ist, so erübrigt es sich, auf die „étude historique et grammaticale" einzugehen. Sie ist auf Sand gebaut.

Damit möchte ich schließen und habe wohl kaum nötig, vor der Lexaschen Übersetzung auf das eindringlichste zu warnen. Wer sich von dem Pap. Insinger, dem wichtigsten Dokument für das religiöse Innenleben des späten Ägyptertums, einen Begriff machen will, wird auch weiterhin gut tun, sich an Boesers sehr viel bessere Übersetzung zu halten, die aber auch trotz aller Zurückhaltung des Übersetzers nur mit Vorsicht benutzt werden darf. Eine wirklich zuverlässige Übersetzung des schwierigen Textes steht immer noch aus.

Der koptische Brief „Ancient Egypt" 1927, p. 97.

Von P. Jernstedt.

Diese in bezug auf die Lesungen augenscheinlich durchaus verläßliche Edition von Fräulein M. A. Murray verpflichtet uns zu Dank für die Mitteilung eines wertvollen neuen Textes. Doch muß an die Stelle der beigegebenen Übersetzung eine von Grund aus neue treten, weil in jener außer den stereotypen Grußformeln nur noch ein Satz einwandfrei wiedergegeben ist, alles übrige dagegen eine ganz falsche Vorstellung vom Inhalte gibt. Da die Fehler im wesentlichen entweder auf Flüchtigkeit oder aber auf Unkenntnis der koptischen Grammatik beruhen dürften, so erübrigt sich jede Auseinandersetzung über Einzelpunkte. Der Kopie, welche ich zunächst folgen lasse, liegt die in der editio princeps ohne eine weitere Kopie in Drucktypen dankenswerterweise mitgeteilte Nachzeichnung zugrunde.

ϯ ϣορϩ̄ μεη ϯϣιμε
εροκ αρι ταcαπη
ηϵιμε ϫε ερε
ηιαcεϧηc' ηα
ϫι ενιμ' ηρωμε
ηтεηιтοποc
ηϵ̄ ϫοοϥ ηαϊ
ϯηαϯ ηαϥ

ηετοϥαμαρτε
μμοοϥ ϱαροϥ
ϭ̄ηρ̄κααϥ' ϵϫι ηα
ρωμε ηετοϥηα
ϣααϯοϥ ϭ̄μοϥ ϯηα
ταaϥ ϯ οϥϫαϊ
ϱϭ̄ηϫο
ϵιc

Übersetzung.

Vor allen Dingen grüße ich dich. Bitte, bringe in Erfahrung, welchen Leuten des Klosters Verhaftung durch die Ruchlosen droht[1], und nenne sie mir. Ich werde ihnen dasjenige geben, um weswegen man sie verhaftet[2]. Laß es nicht zu, daß meine Leute ergriffen werden. Was man von ihnen verlangen[3] wird, dafür werde ich aufkommen[4]. Fahr wohl im Herrn.

Zur Stifterlegende der Bektaschis.

Von H. H. Schaeder.

Als 9. Band der Türkischen Bibliothek erschienen vor zwanzig Jahren G. Jacobs „Beiträge zur Kenntnis des Derwisch-Ordens der Bektaschis". Mit ihnen und der im nächsten Jahre folgenden Akademieabhandlung über die Bektaschijje hat Jacob, dessen Arbeiten nur zwei Aufsätze von E. G. Browne voraufgingen, die Grundlagen einer kritischen Erforschung der charakteristischesten Erscheinung des türkischen Islam: der volkstümlichen, ins Häretische spielenden Derwischreligion, geschaffen. Schon damals hatte er in aller Stille, zu einer Zeit, da sich noch kaum ein Mensch um den türkischen Islam kümmerte, die Wege erkannt und beschritten, die dann dreizehn Jahre später mit Aplomb als angeblich „neue Wege der Islamforschung" entdeckt wurden. Die Zusammenhänge des anatolischen Derwischtums mit Schia und Sufitum, bāṭinitischer und ḥurūfischer Propaganda, das

1) Wörtlich: „welche Leute des Klosters (τόπος) die Ruchlosen (ἀσεβής) ergreifen werden". Mit „den Ruchlosen" sind offenbar die staatlichen ἀπαιτηταί gemeint: vgl. unten Anm. 3 und Schenute ed. Leipoldt III, S. 100, 10, wo gerade Steuereintreiber als ἀσεβεῖς charakterisiert werden (man lese auch ebenda den ganzen Passus S. 99, 16 — 100, 10 nach).

2) Vgl. Crum, Coptic Ostraca No. 180, 8: ρταcαπη ηετηηοοϥ μηττaqτε ηϣη ηρομητ ετταμητ ηαι ηταταaϥ μημαηκαμοϥλ μηaεϥαμaρτε μμοϥ ϱαραϥ ϫε ϵϥηαταaϥ ϱιηεϥηι . . . „bitte, sende mir 1400 Kupferstücke . . .; ich will sie dem Kameltreiber geben, bevor (l. μηατοϥ-) man ihn um ihretwegen verhaftet, damit er sie in seiner Wohnung einzahle". Hier wie in unserm Text handelt es sich um eine Schuldverhaftung, welcher vorgebeugt werden soll, indem der Zahlungspflichtige den Betrag rechtzeitig zugestellt bekommt. Die Verba ϫι und αμαρτε bezeichnen in unserm Text einunddasselbe, doch scheint nur dem αμαρτε die Funktion als t. t. zuzukommen.

3) ϣααϯοϥ = ϣαϯοϥ von ϣιτε „ἀπαιτεῖν". Zur Morphologie vgl. O. v. Lemm, Kopt. Miscellen C.

4) Wörtlich: „das werde ich geben".

Fortleben von christlichen und vorchristlich-spätantiken Elementen und die christentumsfreundlichen bzw. allgemein universalistischen religiösen Tendenzen in ihm, die Stellung der Tachtadschis und der Kyzylbaschen, das Übergreifen häretischen Derwischtums nach Rumelien und den Balkanländern[1] — das alles hat Jacob zum ersten Male im Zusammenhang gesehn, kritisch geordnet und erklärt.

Bei der Untersuchung der Entstehung und der Frühgeschichte der Bektaschijje ließ Jacob die innerhalb des Ordens entstandene und fortgebildete Heiligenlegende, sowohl des Stifters als auch seiner angeblichen Nachfolger, als unhistorisch außer Betracht. Dieser sein kritischer Standpunkt, der ja auf religionsgeschichtlichem Gebiet selbstverständlich sein sollte, ist denn auch durch die spätere Forschung nicht erschüttert worden — auch nicht, um das schon eingangs zu betonen, durch die vorliegende Arbeit. Natürlich mußten aber die Legenden dennoch bearbeitet werden. Hier ging R. Tschudi, der sich in der Beurteilung der Legende an Jacob anschloß, mit der Veröffentlichung des Vilajetname des Hadschim Sultan im 17. Bande der T. B. voran. Ihm folgt jetzt sein Schüler E. Groß und erwirbt unsern Dank, indem er eine sorgfältige Bearbeitung des Vilajetname des Stifters selber vorlegt[2]. Sie hält für den Hauptteil der sehr umfangreichen Textes die Mitte zwischen Übersetzung und Inhaltsangabe; der kurz vor dem Schluß stehende Abschnitt über die fünf Lieblingsjünger ist in extenso übersetzt[3]. Voran geht ein kurzes Vorwort mit der Beschreibung der fünf benutzten Handschriften, am Schluß stehn drei, m. E. allzu knappe, Exkurse über den historischen Wert, die literarische Gattung und sprachliche Eigentümlichkeiten des Textes, ferner werden zwei *nefesler*, die sich im Vilajetname finden, in Text und Übersetzung mitgeteilt, den Beschluß endlich bildet eine sehr praktisch eingerichtete, ausführliche Inhaltsübersicht, die zugleich die Konkordanz der Handschriften enthält.

Man muß dem Verfasser für seine Arbeit, die es nun ermöglicht, zu einer sicheren Erkenntnis vom Wert dieser Quelle zu gelangen, besonders deswegen danken, weil der Stoff, mit dem er sich abgeben mußte, so unerquicklich ist wie nur möglich. Von einem eigentlichen religiösen Gehalt kann in dem Buch kaum die Rede sein, vom Ethischen ganz zu schweigen. Es wendet sich an eine Phantasie, die zuchtlos in einer unheimlichen und unmenschlichen Welt von Wundermännern und Zauberern umherschweift, von Schamanen, die miteinander in leidenschaftlicher Konkurrenz liegen und sich mit kolossalen und grotesken magischen Leistungen den Rang abzulaufen suchen. Es sind einige wenige Typen von Mirakeln, die in geringer Abwechslung wiederkehren[1], in formloser, lässiger Darstellung, so daß sie auch die ästhetische Anteilnahme nicht reizen — wie Spukgestalten eines bösen Traums zieht das ganze am Leser vorbei. Vergebens sucht man nach Spuren der Zartheit und Innigkeit des Gefühls, des Klang- und Nuancenreichtums der Bektaschi-Lyrik.

Wenn nun wenigstens ein reicher Ertrag an historischen Ergebnissen für die Biographie des Hadschi Bektasch und die Entstehung des Ordens uns entschädigte! Aber auch daran fehlt es durchaus, von der äußern Geschichte der Bektaschijje und ihres Stifters wissen wir jetzt genau soviel Positives wie vorher. Groß ist allerdings andrer Ansicht; er findet die Ergebnisse seiner Untersuchung „in jeder Hinsicht überraschend" (S. 3), er gibt sich der Hoffnung hin, „die Diskussion der ganzen Frage auf neuen Boden gestellt zu haben" (ebda.), so daß nun „nach der bisherigen Ausschaltung des Vilâjet-nâmes für eine Untersuchung des Wesens und der Geschichte der Bektaschijje und ihres Gründers seine Einschätzung vielmehr als Hauptquelle eingeleitet" sei. Demgegenüber hat der Rezensent von vornherein zu erklären, daß dieser Anspruch unbegründet ist; er ist nur so zu erklären, daß Groß mit einer vorgefaßten Überzeugung an den Text herangegangen ist, ohne sich in ihr durch die Tatsachen irre

1) Ich notiere hier den interessanten Aufsatz von M. Choublier, Les Bektachis et la Roumélie, in Massignons Revue des études islamiques, année 1927, cahier III, 427 ff. Der Verfasser, der von 1904 bis 1912 in Mazedonien gelebt hat, schildert sehr anschaulich das Leben der albanesischen Bektaschis, berichtet über einen Besuch der Tekke von Kalkandelen (dazu mehrere Abbildungen) und geht besonders auf die eigentümlichen Erscheinungen von Doppelreligion ein, die Jacob schon früher gewürdigt hat. Im Anhang in Übersetzung ein Erlaß von Murad I. an Ghazi Evrenos, der aber — wie der Herausgeber Massignon mit Recht anmerkt — keinesfalls authentisch sein kann. Der türkische Text ist übrigens gedruckt: in den von Hifzi Tevfiq, Hammamizade Ihsan und Hasan Ali besorgten *Türk edebiaty nümuneleri* I, Kstpl. 1927, S. 190ff.

2) Groß, Dr. Erich: Das Vilâjet-Nâme des Hâǧǧî Bektasch. Ein türkisches Derwischevangelium. Leipzig: Mayer & Müller 1927. (IV, 223 S.) 8°. = Türkische Bibliothek, hrsg. von G. Jacob, Th. Menzel, R. Tschudi, 25. Bd. RM 16 —.

3) Von diesem Teil der vom Verfasser zugrundegelegten Handschrift hat ihr Besitzer R. Tschudi mir gütigst Photographien zur Verfügung gestellt.

1) Die Häufigkeit der Steinwunder (S. 37, 52, 55, 81, 109, 132) scheint darauf hin zu deuten, daß man im Volk den Namen Bektasch frühzeitig als 'Herr des Steines' gedeutet hat.

machen zu lassen. Er glaubt nicht nur an einen historischen Kern der Legende, sondern insbesondere an die angebliche Begegnung des Bektasch mit Osman. Aber die Beweise, die er versucht, halten selbst flüchtiger Prüfung nicht stand. Die historische und literarische Betrachtung, der er seinen Text unterzieht, ist methodisch unzulässig, ein Versuch mit ungeeigneten Mitteln am untauglichen Objekt. Das muß nun im einzelnen gezeigt werden.

Das eigentliche Vilajetname gliedert sich in fünf Teile: 1. Bektaschs Abstammung, Geburt und Kindheit, 2. seine Jugend in Chorasan, seine Initiierung durch Loqman, sowie die von ihm vollzogene Gewinnung von Badaschschan für den Islam — diese beiden Teile verweist Groß mit Recht in das Gebiet des rein Legendären —, 3. sein Übergang nach Anatolien, 4. — der eigentliche Hauptteil — seine Niederlassung in Suludscha Kara Öjük und seine Wundertätigkeit in Anatolien, 5. die Legenden von der Niederlassung seiner fünf Lieblingsjünger nach seinem Tode: Dschemal Sejjid in توكلجك — Groß liest 'Tukilğik' — im Gebiet von Altyntasch, Sary Ismail in Davaz im Gebiet von Mentesch, Hadschim Sultan in Susuz bei Uschak, Resul Baba in Beschkarysch bei Altyntasch, Pirab Sultan in Konia. Darauf folgt 6. eine Schilderung von Bektaschs Lebensende. Groß hat aber anscheinend nicht erkannt, daß hier ein ganz neues Buch anfängt, das von dem eigentlichen Vilajetname zu trennen ist: während dieses in Prosa verfaßt ist, stellt sich nämlich das Schlußstück — es beginnt in der Handschrift Tschudis Bl. $266v_{10}$, ohne Überschrift und Abstand vom Vorhergehenden — als ein Mesnevi in *remel* dar[1]. (Die Verse sind allerdings nicht abgesetzt und zeigen manche Unregelmäßigkeiten.) Ich setze zum Beweis die drei ersten Doppelverse hierher:

ej ğehanyn varlyġyny terk iden
er muhabbetin gönglünde brikiren
ej sevenler haġği bektaš hazretin
ej gijinler sydqla ol šah kisvetin
gjuš-i hoš bana dutarisen aqyl
dinle dünjadan niğe qaldy naqyl

„O der du den irdischen Besitz aufgibst und die Liebe zum Gottesmann in deinem Herzen mehrst[2], o die ihr Hadschi Bektaschs Eminenz verehrt, die ihr aufrichtig das Kleid des Herrn anlegt, wenn du mir rechtes Gehör leihen (und) den Verstand (erschließen) willst, so höre, welche Kunde von der Welt blieb." Das Mesnevi, von dem ich nur noch die 20 weitern Doppelverse kenne, die auf Bl. 266v und 267r folgen, macht, wie diese Probe zeigt, in seinem ungelenken Stil einen recht altertümlichen Eindruck und dürfte kaum später als ins 15. Jahrh. zu datieren sein. Wir haben ein altes, von dem prosaischen Vilajetname unabhängiges Stück bektaschitischer Dichtung vor uns, dessen Form vielleicht vom Vorbild des *maṯnavī i ma'navī* inspiriert ist, und das jedenfalls eine Bearbeitung und Veröffentlichung verdient. Im übrigen ist meines Erachtens eine Textveröffentlichung des ganzen Vilajetname, nun da wir wissen, was drin steht, weniger dringend als die so manches andern älteren osmanischen Textes[1]. Unbedingt notwendig ist dagegen die Herausziehung und übersichtliche Zusammenstellung der bektaschitischen Terminologie einschließlich feststehender Formeln und Wendungen aus dem Text; es ist schade, daß Groß diese Aufgabe nicht nebenher mit erledigt hat.

Unter welchem Gesichtspunkt konnte nun der Text — unter Beiseitelassung der rein legendären Erzählungen von Bektaschs Jugend — geschichtlich, insbesondere religionsgeschichtlich verwertet werden? Ein sicherer zeitlicher Ansatz für seine Abfassung läßt sich nicht geben. Groß will S. 199 und 204 daraus, daß Bektasch vor seinem Tode seine drei nächsten Nachfolger und ihre Amtszeiten prophezeit, schließen,

1) Es ist also ein Gegenstück zu der Badachschan-Episode im ersten Teil, die nach Groß ein „in altertümlicher Sprache in Versen abgefaßtes" Gedicht und also auch ursprünglich dem Vilajetname gegenüber selbständig ist.

2) *brikir-* > *bir-iki-r-* 'eins zu zwei machen'.

1) So die schon vor 7 Jahren von F. v. Kraelitz (MOG I 10) in Aussicht gestellte Veröffentlichung der Chronik des Lutfi Pascha. In seinem sehr anregenden Aufsatz über diesen Staatsmann und Historiker in *Türkiat Medschmuasy* I beschwert Köprülüzade Mehmed Fuad (S. 120) sich bitter über die Unzulänglichkeit des im Auftrag des *Türkija Tarich Endschümeni* von Ali Bej 1925 besorgten Druckes der Chronik, „trotz der von allen Seiten erfolgten scharfen, aber berechtigten Kritik an dem früher von seiten des TTE veranlaßten Druck der Chronik des Aschyqpaschazade." Von der Ausgabe des Ali Bej sagt nun Babinger, Die Geschichtsschreiber der Osmanen S. 81, sie sei vom Büchermarkt verschwunden und angeblich von Bektaschis aufgekauft. Wenn dies Gerücht sich bestätigt — wenn also nicht etwa, wie man vermuten könnte, auf M. Fuads scharfen Protest hin die Ausgabe vom TTE aus dem Handel zurückgezogen ist —, so erhebt sich die Frage, ob die Chronik Dinge enthält, die für die Bektaschis besonders peinlich sind. Ich habe daraufhin folgendes vermutet: Lutfi Pascha war, bevor er 1529 zum ersten Male Statthalter von Syrien wurde, Statthalter von Karaman (Tschudi, TB 12, IX), es wäre also denkbar, daß er Besondres über den gefährlichen karamanischen Aufstand des Kalender Tschelebi 1527, also das erste geschichtliche Ereignis mitzuteilen gehabt hätte, bei dem wir mit wirklicher Sicherheit von einer bektaschitischen Bewegung reden können. Aber diese Vermutung hat sich nicht bestätigt. R. Tschudi hatte die Güte, mir die Photographie von Bl. 73v der Wiener Hds. zur Verfügung zu stellen. Dort heißt es, nachdem Süleimans Rückkehr von dem glücklichen ungarischen Feldzug über Adrianopel nach Konstantinopel mitgeteilt ist, von dem Aufstand des Jahres 1527: ايلك ياز اولبجق اناطوليده حاجى بكتاش اوغلانلرندن قلندر نام كمسنه خروج ايدوب خيله فتنه و فساد ايدوب اناطولى بكلر بكيسين و بكلرين نيچه دفعه صويب و قرمان بكلر بكيسى محمود پاشايى آلوب و نيچه حادثه‌لر اتدكدنصكره آخر الامر سلطان سليمان وزير اعظم ابراهيم پاشا ايله قبودن عسكر كوندرب واروب قلندرى اله كتوروب باشين كسوب و يانندجه اولان مفسدلرك اكثرين قيردى Das sagt uns nichts neues, sondern sieht wie ein Exzerpt aus der längeren Fassung des Muhjieddin aus, erhalten im cod. Verantianus (H. Löwenklau, Hist. Musul. Turc. [Frankf. 1591] 762f.), bietet aber immerhin noch etwas mehr als die kürzere Fassung des M. (ed. Giese 140_{8-10}), während Rustem Pascha (bearb. Forrer TB 21, 73) einer andern, detailreicheren Version folgt.

daß das Vilajetname mindestens drei Generationen nach Bektaschs Tode, also, da dieser nach Groß' Meinung im Anfang des 14. Jahrh. gestorben ist, in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. verfaßt sei. Aber erstens steht die Stelle, auf die Groß sich stützt, gar nicht im Vilajetname selber, sondern in dem vorhin nachgewiesenen Mesnevi, so daß sie also bestenfalls nur für dieses zeugen kann. Zweitens sind die drei Nachfolger ebenso wenig historisch faßbar wie Bektasch selber. Drittens geht aus der Tatsache, daß die drei andern Genealogien der Nachfolger, die Groß S. 147[2] heranzieht, sowohl untereinander wie von der des Mesnevi völlig abweichen, so daß es unmöglich ist, sie miteinander in Einklang zu bringen, mit genügender Deutlichkeit hervor, was von diesen Genealogien überhaupt zu halten ist. Viertens ist bei einem Vilajetname überhaupt mit der Möglichkeit einer bestimmten Datierung kaum zu rechnen: solche Texte wuchern von Generation zu Generation weiter. Ein Anhang in der Tschudi'schen Handschrift, der von der Restauration der Türbe des Bektasch durch Bajezid II. spricht, fehlt in den andern Handschriften, hilft also auch nicht viel weiter. Man muß sich also nach inhaltlichen Indizien umsehn, um einen festen Punkt zu finden.[1] Leider hat nun Groß es unterlassen, eine durch das ganze Buch hindurchgehende Tendenz im Nachwort herauszuarbeiten und das Material dafür zusammenzutragen: ich meine die Tendenz, die freundlichen Beziehungen des Bektasch zu andern, angeblich ihm zeitgenössischen anatolischen Gottesmännern, zugleich aber auch seine Überlegenheit über sie hervortreten zu lassen. Von ihnen sind die meisten selber undeutliche Legendenfiguren[2], aber daneben steht eine so zuverlässig faßbare Gestalt wie Ṣadreddīn Qonavī, zu dem Bektasch, angeblich auf seine besondre Bitte, den Pirab Sultan schickte (S. 196, vgl. vorher schon S. 83). Groß geht nicht auf die Frage ein, was von dieser Nachricht zu halten ist; offenbar hält er es, und mit Recht, gar nicht für der Mühe wert, diese Frage auch nur zu stellen. Er beschäftigt sich aber S. 205 mit der von M. Fuad neuerdings hervorgehobenen Tatsache, daß in der 1353 vollendeten Vita des Dschelāleddīn Rūmī von Aflākī zweimal von Bektasch die Rede ist, indem er einmal zum Jünger des Aufrührers von 1239 Baba Ishak Resūlullāh gemacht wird[3], während an andrer Stelle berichtet wird, er habe seinen Jünger Ishak — M. Fuad hat scharfsinnig erkannt, wie dieser Jünger dadurch zustande gekommen ist, daß Aflākī aus dem soeben genannten Baba Ishak zwei Personen, sowohl den Lehrer als auch den Jünger des Bektasch, gemacht hat — nach Konia entsandt. Groß hat nun richtig erkannt, daß dahinter weiter nichts als antibektaschitische Polemik steckt (während M. Fuad es jetzt für eine erwiesene Tatsache hält, daß Bektasch der bedeutendste unter den Jüngern des Baba Ishak war!). In der Tat: aus den beiden Stellen bei Aflākī würde im besten Falle[1] weiter nichts folgen, als daß es zu seiner Zeit, also unter Murad, bereits eine Bewegung gab, die den Mevlevis Konkurrenz machte und sich dabei auf Hadschi Bektasch berief. Dieser Bewegung, über deren etwaigen Zusammenhang mit der späteren Bektaschijje und ihrer Eigenart, wie sie uns erst im 16. Jh. greifbar wird, hiermit schlechterdings noch nichts ausgemacht ist, meinte Aflākī dadurch die Spitze bieten zu können, daß er einmal Bektasch verdächtigte, indem er ihn zum Jünger des bedenklichen Baba Ishak machte und sodann durch die Erwähnung der Entsendung eines seiner Jünger nach Konia die Überlegenheit Mevlanas über ihn zum Ausdruck brachte[1]. Genau das Umgekehrte, also das Entsprechende, beobachten wir nun in der Angabe des Vilajetname über das Verhältnis von Bektasch zu Ṣadreddīn, den ja die Mevlevis zu den Ihren rechnen: hier ist Bektasch der Überlegene und Verehrte. Was bedeutet das andres als eine verdeckte Polemik von bektaschitischer Seite gegen die Mevlevis? Es liegt nicht fern, an die Wiederspiegelung des Verhältnisses zwischen Jesus und Johannes dem Täufer in den Evangelien einerseits, der mandäischen Überlieferung anderseits zu denken. Übrigens weiß der Verfasser des Vilajetname S. 83 von der Existenz der *menāqib* Mevlanas; ob damit Sipahsālār, Aflākī oder ʿAbdulvahhāb Hamadānī gemeint ist, läßt sich nicht sagen.

Dies ist also ein Fall, in dem wir, da wir Vergleichsmaterial haben, den tendenziösen Charakter, also die Fragwürdigkeit des Quellenwertes einer historisch sein wollenden Überlieferung im Vilajetname durchschauen können. Einen zweiten Fall hat Groß selber richtig erkannt, indem er S. 175, 184 zeigt, wie die Legende nachträglich die Usurpation des Sejjid Battal-Heiligtums als historisch berechtigt zu begründen sucht. Und so hat man nun meines Erachtens den ganzen Hauptteil des Vilajetname zu verstehn: er enthält die Zurückspiegelung späterer Beziehungen der Bektaschis zu anatolischen Heiligtümern, Wallfahrtsorten, andern religiösen Gemeinschaften und Orden in die Zeit ihres angeblichen Stifters.

---

1) Hierzu ist zu bemerken, daß Groß' Datierung des Vilajetname in die erste Hälfte des 15. Jh. (S. 204) zwar von ihm nicht bewiesen ist und auf dem von ihm eingeschlagenen Wege nicht bewiesen werden kann, aber sachlich doch ungefähr das richtige treffen wird. Der Indizienbeweis dafür — einen andern gibt es nicht — muß aus der Stellung des Vilajetname in der bektaschitischen Literatur, besonders aus seinem Verhältnis zu den dem Bektasch zugeschriebenen *maqālāt* geführt werden.

2) Über den Molla Saʿeddin s. unten. Über Achi Evran von Kyrschehir äußerte sich F. Taeschner in einem Vortrag bei der Bonner Orientalistentagung, der im 'Islam' erscheinen soll.

3) Dies ist die richtige, von M. Fuad vertretene Auffassung der Stelle, die Huart — dem Groß S. 205 oben folgt — falsch übersetzt hat. M. Fuad hat sie, nach einer alten (wie alten?) Handschrift des Aflākī in der Konstantinopler Universitätsbibliothek, in Türk. Medschm. I 293 nochmals behandelt. Die fraglichen Worte heißen: *bektāš i churāsānī ki chalīfa i muchliṣ i bābā rasūl būd ki dar mulk i rūm zuhūr karda būda va ǧamāʿatē ōrā bābā rasūlullāh mēguftand.* Das kann natürlich nur heißen: „Bektasch von Chorasan, der der Lieblingsjünger des Baba Resul war, der im Reiche von Rum aufgetreten war und den eine Gruppe Baba Resulullah nannte", — Huart hat den letzten Relativsatz sinnwidrig auf *bektāš i churāsānī* statt auf *bābā rasūl* bezogen.

1) Wenn nämlich die Stellen wirklich von Aflākī selber stammen und nicht erst später von den Mevlevis in seinen Text eingeschoben sind, so wie — s. weiter unten — die Bektaschis ältere Bücher tendenziös interpoliert haben. M. Fuad sagt leider nicht, wie alt die von ihm eingesehenen Hdss. sind. Wenn sie aber erst in die Zeit Bajezids II. gehören oder noch jünger sind, so beweisen sie gar nichts. Denn dann besteht der Verdacht, daß die Mevlevis einer späteren Generation ihren Gegensatz gegen die Bektaschis schon in die Zeit ihres Stifters zurückverlegen wollten und dementsprechend seine *menaqib* interpolierten. Bei Sipahsālār habe ich die Stellen nicht gefunden.

Unter diesem Gesichtspunkt untersucht — es müßte allerdings ein sehr gewiegter Kenner Anatoliens und seiner Lokalheiligtümer sein, der diese Untersuchung anstellte — könnte die Stifterlegende der Bektaschis vielleicht noch die eine und andre Erkenntnis für ihre spätere Entwicklung, ihre Ausbreitung und ihre Kämpfe liefern.

Da Bektasch ein Alide sein muß, so wird er zum Urenkel eines angeblichen Bruders des 8. Imams der Zwölfer mit Namen Ibrahim gemacht, der ebenso wie seine Nachfolger Padischah von Nischapur war. Daß damit Bektaschs Lebenszeit etwa in die erste Hälfte des 10. Jahrh. gerückt würde, sieht der Erfinder dieser Fabel nicht. Um so unbegreiflicher ist es, daß Groß S. 11[1] in den ad hoc erfundenen Padischahen von Nischapur eine Erinnerung an die Tahiriden und in ihrer Herrschaftserhebung die Erinnerung an einen alidischen Aufstand im Jahre 833 vermutet, von dem er bei Weil und August Müller etwas gelesen hat. Wie stellt er sich den Tatbestand eigentlich in concreto vor? Soll nach seiner Meinung der biedere anatolische Derwisch, der sich etwa im 15. Jahrh. in maiorem gloriam seines Pir diese Geschichten ausgedacht hat, wirklich etwas von den Tahiriden und jenem Aufstand gewußt haben? Aber in dieser methodisch unerlaubten Art hat Groß sich nun von Fall zu Fall darum bemüht, die verworrenen historischen Phantasien seines Textes nicht als das, was sie sind, eben als historisch wertlose Legendenbildungen stehn zu lassen, sondern mit Hilfe moderner Geschichtshandbücher[1] zu erraten, welche historischen Tatsachen sich dahinter verbergen könnten. S. 30 ist die Rede von einem Fluß an der Grenze von Chorasan und Samarkand. Groß bemerkt dazu: „Hier ist offenbar an den Oxus gedacht; doch läßt die ungenaue geographische Angabe auch andere Möglichkeiten offen." Was soll das? ist das Vilajetname ein Baedeker? — S. 36 f. wird die Begegnung des Bektasch mit dem anatolischen Gottesmann Karadscha Ahmed geschildert. Diese Begegnung ist so zu beurteilen wie ihresgleichen, s. o. Groß nimmt sie als bare historische Tatsache, und da er glaubt, daß Bektasch im 13. Jahrh. gelebt habe, so muß nun auch Karadscha Ahmed, von dem sonst überliefert ist, er habe unter Orchan gelebt, ins 13. Jahrh. gehören. — Ein Monstrum an Verwirrung ist im Vilajetname die Tatarenepisode S. 62 ff.: danach soll Nağmaddīn Kubrā dem schwachsinnigen Padischah von Bagdad aus dem Hause Abbas ein astrologisches Werk überreicht haben, — Groß hat scharfsinnig gesehn, daß der Verfasser Nağmaddīn Kubrā mit Nağmaddīn Dāja verwechselt, daß er etwas von dem bekannten Werk des Letzteren *mirṣād al-ʿibād* gehört und, durch Mißverständnis des Titels, daraus ein astrologisches Werk gemacht hat. Aber weiter: da der Scheich vom Padischah nicht genügend geehrt wird, begibt er sich zu Tschingizchan und veranlaßt ihn, seinen Sohn Kelü Chan zur Eroberung von Bagdad auszusenden. Zu dessen Heer wird von Bektasch der hl. Dschan Baba geschickt, der durch enorme Wunder die Tataren für den Islam gewinnt. Da sie nun nicht mehr in ihre Heimat zum Vater des Kelü Chan zurückkehren können, so lassen sie sich von dem damaligen Seltschukenfürsten von Rum — er kommt auch sonst im Vilajetname vor und heißt Alaeddin Kaichosrev b. Kylydsch Arslan b. Selim Schah Ghazi — in Anatolien ansiedeln. Groß vermutet nun, daß hinter Kelü Chan der wirkliche mongolische Eroberer von Bagdad, Hulagu, stecke, der allerdings ein Enkel, nicht ein Sohn Tschingizchans war, — aber der Name steht nicht einmal fest, zwei Handschriften nennen den Mann nicht Kelü[1], sondern Kavus Chan, und soviel ist doch sicher, daß der Verfasser von dem wirklichen Hulagu jedenfalls nicht wußte. Ebenso unfruchtbar ist es, wenn Groß zu raten versucht, wer hinter dem unmöglichen Seltschukennamen steckt, und sich für Alaeddin Kaikobad I. (1220—37) entscheidet, obwohl dieser zeitlich wieder nicht zu Hulagu paßt und auch als Zeitgenosse des Bektasch, wenigstens nach Groß' Ansatz von dessen Lebenszeit, nicht in Frage kommt. Noch uferloser wird das Raten, wenn Groß in der angeblichen Bekehrung des Tatarenheeres einen Reflex des bekannten Übertritts von Hulagus Urenkel Ghazan Chan mit seinem Heere[2] zum Islam (1295) finden will. Es ist eben unmöglich und außerdem: es fördert das Verständnis des Textes um keinen Schritt, wenn man aus seinen Geschichtsklitterungen, hinter denen doch nicht Reste geschichtlicher Erinnerung stehn, sondern tendenziöse Konstruktion auf Grund von mißverstandenen und entstellten Anleihen bei der literarisch vermittelten und fixierten Geschichtsüberlieferung späterer Jahrhunderte, einen 'historischen Kern' herauszuschälen unternimmt.

Dies gilt nun vor allen Dingen von dem schwersten Mißgriff, den Groß begangen hat: von seiner Beurteilung des Berichtes über die Begegnung zwischen Bektasch und Osman. Träfe seine Auffassung zu, so hätten wir in diesem Bericht eine der allerwertvollsten Quellen zur Entstehungsgeschichte des osmanischen Reiches, — und das in einer Heiligenlegende, mitten in einem Wust von frommer Phantasie und historischen Absurditäten! Die fehlen denn auch in diesem Abschnitt (S. 133 ff.) nicht. Er beginnt mit einer Art türkischer Urgeschichte: Als der Padischah der Oghuzen Bajyndur Chan und ihr Beglerbeg Qazan Chan und Qurt Ata gestorben waren, teilte sich der Stamm in zwei Teile. Groß sagt dazu, er habe die Frage nach den historischen Grundlagen dieser Bemerkung leider nicht untersuchen können. Er wäre dabei auch nicht weit gekommen, denn diese Bemerkung hat keine historischen Grundlagen, sondern geht auf die oghuzische Stammessage zurück: Bajyndur und sein Schwiegersohn Qazan sind die beiden Haupthelden des Buches von Dede Qorqud.[3] Nun folgt im Text eine völlig phantastische Geschichte der Seltschuken, deren Dynastie nach der Vorstellung des Verfassers aus nicht mehr als drei Herrschern besteht: Selim Schah Ghazi — einen Seltschuken dieses Namens gibt es nicht —, Kylydsch Arslan und Alaeddin Kaichosrew — von dem dasselbe gilt, wie von seinem angeblichen Großvater. Nach diesem verheißungsvollen Anfang setzt nun die Geschichte der Osmanen ein. Der eben ge-

1) Vollends sollte ein Buch wie Vámbérys 'Geschichte Bocharas' in einer wissenschaftlichen Arbeit möglichst nicht zitiert werden.

1) *Kelü* scheint als Titel des Oberen einer Bruderschaft vorzukommen: Babinger, ZDMG 76, 135[1] nach Ibn Baṭṭūṭa.

2) Nach Horn, dem Groß folgt, waren es etwa 100 000 Mann, nach Browne, Hist. of Pers. Lit. under Tartar Dominion S. 40 immerhin nur 10 000.

3) Eine weitere Berührung des Vilajetname mit diesem Buche sehe ich zufällig. S. 178 wird ein Fluß angeredet: *ej dīdār görmüš* „der du die Gottesschau gehabt hast". Ebenso sagt im Kitāb i Dede Qorqud (ed. Kilisli Rif'at, Kstpl. 1332) S. 26, 3 Qazan Chan von dem Flusse, den er befragen will: *su haqq dīdāryn görmüšdür.*

nannte letzte Seltschukensultan sieht sich nach Leuten um, die für ihn den Kampf gegen die nach dem Tode des vorhin erwähnten, ebensowenig historisch greifbaren Kelü Chan abtrünnig gewordenen Tataren führen können. Da wird er auf die drei Brüder Aidogmusch, Erdogdu Alp und Gündogdu Alp hingewiesen. Groß hat S. 134 f. gesehn, daß in diesen Namen — die übrigens in jeder der vier Handschriften verschieden überliefert sind — mehrere Generationen des Hauses Osman durcheinander geworfen sind. Und doch fährt er fort: „Bezeichnend ist, daß die älteren Handschriften [sc. des Vilajetname] den Namen Ertogrul in dieser Form [nämlich Erdogdu] nicht kennen", anstatt zu bedenken, daß die Form Ertoġrul eine gut türkische Namensbildung darstellt, während Erdogdu (besser: Ertoġdy) überhaupt keine mögliche Namensform, sondern nur als Entstellung, und zwar graphische Entstellung, von Ertoġrul zu verstehn ist. Hätte er dies bedacht, so hätte er nicht leichthin einen so gewagten Satz wie den nun folgenden hinschreiben können: „Sie [die Handschriften] müssen mithin in einer Zeit entstanden sein, in der noch verschiedene Überlieferungen der osmanischen Frühgeschichte nebeneinander hergingen, das Iǧmā' der Historiker[1] noch nicht bestand oder sich noch nicht durchgesetzt hatte." Abgesehn von der Unzulässigkeit, das Zentnergewicht dieser These an einen einzigen und so schwachen Nagel zu hängen, — wer sagt uns denn, daß der Verfasser des Vilajetname, angenommen einmal, die uns aus den ältesten osmanischen Historikern bekannte Tradition hätte sich schon zu seiner Zeit durchgesetzt, sich nun gehalten fühlen mußte, von ihr Kenntnis zu nehmen und seine Darstellung nach ihr zu orientieren? Welcher methodische Grundsatz gestattet es, seine Geschichtsklitterung, die wir noch soeben als phantastisch erkennen mußten, nun auf einmal, weil es uns so gefällt, als selbständige, der Vulgatüberlieferung gleichwertige Tradition zu statuieren, und das mit einer philologischen Begründung, die aller philologischen Methode zuwiderläuft? Und wie kann man es wagen, auf Grund der angeblichen Selbständigkeit der historischen Überlieferung im Vilajetname dessen Abfassung zu datieren (S. 206)? Der Text schildert weiterhin, wie Ertogrul zu Bektasch zieht und seinen Segen erhält — Groß sagt nicht, ob er auch diese Begegnung für historisch hält wie nachher die zwischen Bektasch und Osman, aber ich sehe nicht, wie man diese behaupten und zugleich jene verwerfen will —, wie er vom Seltschukensultan belehnt wird, wie dann Osman sein Nachfolger wird, von Bektasch die hohe Mütze, ferner Lampe, Sofra und Schwert erhält, mit einer Glücksverheißung und einer Empfehlung an den Sultan entlassen wird und, von ihm mit dem Sandschak Sultan Önü belehnt, in seinem Heere die ihm von Bektasch verliehene Mütze einführt, bis es durch Zustrom von Fremden so groß wird, daß er sich veranlaßt sieht, die Fremden ihre Mützen rot färben zu lassen, während seine Kerntruppen die weiße Farbe beibehalten.

Diese ganze, aus lauter historischen Unmöglichkeiten zusammengesetzte und in ihrem tendenziösen Charakter ohne weiteres zu durchschauende Fabel hält Groß nun für eine genügende Stütze der Behauptung, „daß die Erzählung des Vilajetname von der Entstehung des osmanischen Reiches einen geschichtlichen Kern enthält und daß Bektasch die Zeit des Osman noch erlebt hat" (S. 204)! Er will den Bericht des Vilajetname mit dem der Anonymen Chroniken in Einklang bringen, wo von Orchan — nicht von Osman! — berichtet wird, wie sein 'Bruder' Ali Pascha ihn dazu veranlaßt, selber mit den Seinigen die weiße Mütze zu tragen, während das ganze Heer die rote Mütze tragen soll. So die Anonymen Chroniken, so auch die Chronik des Urudsch S. 15 bzw. 89. Damit läßt sich allerdings die Angabe des Vilajetname von der Einführung der Mützen mit zweierlei Farben in Einklang bringen, wenn man über die Kleinigkeit hinwegsieht, daß es diese Einrichtung nicht von Ali Pascha und Orchan, sondern von Bektasch und Osman herleitet. Aber wenn Groß so argumentiert und gegen Giese die Ursprünglichkeit der Darstellung in den Anonymen Chroniken (und bei Urudsch) gegenüber der abweichenden bei Aschyqpaschazade und Neschri behauptet, so hat ihn wieder ein Vorurteil für den evidenten Tatbestand blind gemacht, der sich aus der Vergleichung der genannten Texte ergibt: daß nämlich in der ersteren Gruppe nicht sowohl, wie Giese in der Übersetzung der Anonymen Chroniken S. 22[2] sagt, ein „alter Textfehler", sondern eine offenbare, tendenziöse Textfälschung vorliegt. Bei Aschyqpaschazade und Neschri (vgl. den Text bei Giese, ZS II 259 f.) haben wir eine klare und eindeutige Darstellung: Alaeddin Pascha (so heißt er hier) rät dem Orchan, seinem Heere ein Zeichen zu geben, das kein andres Heer hat, und empfiehlt dafür die weiße Mütze, da die Nachbarfürsten die rote haben. Orchan folgt diesem Rat. In den Anonymen Chroniken S. 14 und bei Urudsch a. O. beginnt die Darstellung genau ebenso: Orchan soll ein Abzeichen machen, das die übrigen Heere nicht haben. Und zwar: „Dein ganzes (so!) Heer soll rote Mützen tragen, du und die Deinigen sollen eine weiße Mütze tragen, das soll das Abzeichen sein." Von dem Unterschied des osmanischen von andern Heeren, worin doch gerade die Pointe liegt, ist nicht mehr die Rede. Kann man ernsthaft zweifeln, welche der beiden Fassungen die ursprüngliche ist? Es fragt sich nur, wie diese Textänderung zu erklären ist, die, indem sie die rote Mütze nicht den Nachbarn, sondern Orchans eignem Heer zuteilt, den logischen Zusammenhang zerstört, der in der ersten Fassung herrscht. Die Antwort gibt der Satz, der nun in der zweiten Fassung folgt und in der ersten fehlt: Orchan geht jetzt zu Bektasch, bekehrt sich vor ihm und legt die weiße Mütze an, was von da ab fester Brauch wird. Es ist klar, daß dieser Satz eine tendenziöse Interpolation ist — das ist offenbar auch Gieses Meinung, ZS II 266_{27} —, und zwar eine sehr grobe und ungeschickte. Die Absicht des Interpolators war es natürlich, Bektasch anstelle des Ali Pascha als Stifter der weißen Mütze erscheinen zu lassen. Anstatt aber den ganzen Passus demgemäß umzuarbeiten, begnügte er sich mit dem Einschub und der oben angeführten Textänderung, so daß jetzt Bektasch ganz unmotiviert hereinschneit und dasselbe noch einmal tut, was Ali Pascha bereits getan hat. Wir haben also eine von bektaschitischer Tendenz bestimmte Interpolation vor uns — und damit erklärt sich auch die sinnlose Änderung des Textes unmittelbar vorher: den Gegensatz zwischen dem osmanischen Heer und den Nachbarheeren, der in dem Gegensatz der weißen zu den roten Mützen symbolisiert ist, suchte der mit den „Rotmützen", den Kyzylbasch, sympathisierende bektaschitische Interpolator dadurch aufzuheben, daß er auch die rote Mütze dem osmanischen Heer zuschrieb und sie als von Ali Pascha bzw. Orchan eingeführt hinstellte. Damit verfälschte er nicht nur den Text, sondern auch den historischen Sachverhalt: denn die rote Mütze war bei den Türken schon Jahrhunderte vor Orchan üb-

1) Mit diesem Iǧmā' ist es übrigens auch nicht weit her.

lich; Mehmed Fuad hat sie — leider ohne Stellenangabe — bereits bei 'Utbī nachgewiesen (MOG I 215) und Babinger hat auf die in Afghanistan zu suchende 'Rotkappenwüste', *bijābān i surḫ-kulāhān*, hingewiesen, deren Bezeichnung wohl auch hierher gehört (Browne-Festschrift S. 40[1], — die Stelle steht bei Rāwandī, *rāḥatu's-ṣudūr* ed. Muh. Iqbal 96_6). Diese Stellen hat Groß übersehn.

Läßt sich also die Tatsache einer bektaschitischen Interpolation an der soeben behandelten Stelle schon durch die Interpretation des Sinnes einleuchtend machen, so liefert eine sprachliche Beobachtung den abschließenden Beweis dafür. Sie bezieht sich auf die Worte des Textes *ḫāǧǧī bektaš hünkjardan dest-i tevbe edüb* (Anon. Chron. 14_{20}), die ich vorhin durch „er bekehrt sich vor ihm" (d. h. vor Hadschi Bektasch) umschrieben habe, während Giese übersetzte: „er bat ihn um Verzeihung". Daß der Text korrekt ist und nicht, wie Groß will, geändert werden darf, sowie daß meine in den Nachträgen zu Gieses Übersetzung S. 167 mitgeteilte Vermutung richtig war, daß also diese Worte sagen wollen, Orchan sei ein Mürid des H. B. geworden, hat sich mir inzwischen aus den — weiterhin noch zu erwähnenden — *maqālāt* des H. B. bestätigt. Dort heißt es nämlich zu Beginn des Kapitels über die *ṭarīqa* (S. 18_3 des Kstpler Drucks von 1288): *ṭarīqetin evvelki maqāmy pīrden el alyb dest-i tevbe qylmaq-dyr* „die erste Stufe der *ṭarīqa* besteht darin, die Hand des Pirs zu ergreifen und vor ihm Buße zu tun". Die letzten Worte bedeuten genau „Reue-hand machen", was damit in concreto gemeint ist — vermutlich wohl ein bittender oder Demut bekundender Gestus —, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls: nachdem wir in der fraglichen Stelle eine für die Bektaschis spezifische, aus den *maqālāt* ihres angeblichen Stifters herrührende Formel nachgewiesen haben, muß der Beweis dafür, daß die Stelle eine bektaschitische Interpolation ist, als erbracht gelten. Es ist von Interesse, daß Urudsch (S. 16_1 = 89_{23}) eine andre Überlieferung hat, die aber die gleiche Eigentümlichkeit zeigt: danach schickt Orchan einen Boten zu Bektasch nach Amasia, holt dessen Lizenz ein (*iǧāzet alyb*) und läßt sich von ihm die weiße Mütze holen; hier haben wir den ebenfalls bei den Bektaschis stehend gebrauchten Begriff der *iǧāzet*, vgl. dazu Groß S. 20[2].

Damit stellt sich also heraus, daß der Versuch von Groß, die Darstellung der Mützeneinführung in den Anonymen Chroniken als echt und ursprünglich und von Neschri und Aschyqpaschazade „mißverstanden und verbessert" (so!) aufzufassen, die genaue Umkehrung des wirklichen Sachverhaltes bedeutet. Außerdem wissen wir jetzt, was wir von dem angeblichen Zusammenhang zwischen Orchan und Bektasch — den das Vilajetname noch weiter zurück, auf Osman, ja sogar auf Ertogrul projiziert — zu halten haben. Daß an der Entstehung des osmanischen Staates religiöse Korporationen entscheidenden Anteil haben, unterliegt keinem Zweifel. Die bestechende Vermutung Gieses (ZS II 262), der mehrfach erwähnte Bruder Orchans, Alaeddin alias Ali Pascha, sei „nicht ein leiblicher, sondern ein geistlicher Bruder, ein besonders angesehener Aḫī[1] gewesen", erscheint mir unmittelbar einleuchtend. Wittek hat den damit wohl vereinbaren und nicht minder bedeutsamen Satz aufgestellt, daß Osman selber als Mitglied einer Korporation der Ghazis anzusehn sei (ZDMG 79, 288). Wie immer diese wichtigen Fragen weiter entschieden werden mögen, das eine steht jedenfalls trotz Groß' Beweisversuchen — wenn seine Bemerkungen S. 139ff. diesen Namen verdienen — nach wie vor fest, daß es nicht Bektasch und die Bektaschis waren, die den Begründern der osmanischen Macht als geistige Berater zur Seite standen, wenn sie auch später die Geschichte in diesem Sinne zu fälschen versucht haben[1].

Ehe ich auf Groß' literarische Charakterisierung des Vilajetname eingehe, sei noch ein Wort zum 3. und 4. Abschnitt seines Anhangs gestattet. Auf S. 210—214 stellt er einige altertümliche sprachliche Erscheinungen aus dem Text zusammen, mit Verweisen auf Deny und Vámbéry. Es fällt mir dabei auf, daß — zumal wenn Groß beklagt, daß es „noch immer an einer systematischen Aufarbeitung des uns aus dem Altosmanischen erhaltenen Sprachgutes fehlt" — hier wieder die weitaus wertvollsten systematischen Untersuchungen zum Altosmanischen, die wir

---

Wortschatz 9. Nur ist Denys Erklärung nicht ganz vollständig: zwar das Wort, aber nicht sein spezifischer Bedeutungsgehalt ist originär türkisch, es ist vielmehr eine Lehnübersetzung des pers. *ǧuvānmard* < arab. *fatā* in dem bekannten spezifischen Sinn dieser beiden Worte. Häufig begegnet es in Sühejl u Nevbehar; besonders klar 64_4 *vezīr aidur i nāmdār i ǧihān / vezīrüw ben achy degülven hemān* „Der Vezir sagt: o Weltberühmter, dein Vezir bin ich, keineswegs ein Ritter", ferner 132_3, 159_8, 164_4, 173_{12}, 192_{15}, 195_{14}, 208_3, 225_2. Ich notiere noch, daß in dem türkisch beeinflußten Dialekt des Ortes Käfron bei Isfahan *achy* pl. *achyjōn* das gewöhnliche Wort für „Mann" ist, Žukovskij, *Materialy dlja izučenija persidskich narěčij* II 335. Dschelaleddin Rumi's Lieblingsjünger und erster Chalife (1273—1284) Husāmeddīn war der Enkel eines Achi (Ethé, Grdr. iran. Phil. II 288). Weitere Aufklärungen über die Achi's haben wir von F. Taeschner zu erwarten.

1) Nicht ganz deutlich ist die Stellungnahme Mehmed Fuads zu diesem Problem. Sein von Groß mehrmals zitierter, 1926 französisch erschienener Pariser Vortrag über die Ursprünge der Bektaschijje, von dem ich nur die schon viel früher erschienene türkische Fassung im Türk Jurdu Bd. 2 Nr. 8, Mai 1341, S. 121ff. durch die Güte W. Björkmans kenne, bringt — nach einem ersten Hauptabschnitt, der recht bedenkliche Betrachtungen über heterodoxe Bewegungen im ostiranischen Islam und den türkischen Anteil daran enthält — an wirklich Neuem nur die Hinweise auf die beiden über Bektasch handelnden Stellen bei Aflākī und auf die türkische Übersetzung der *maqālāt* durch Chatiboglu (vgl. unten 1055). Zusammenfassend sagt er S. 139: „Die hinsichtlich ihrer äußeren Erscheinung von den Kalenderi- und Haidari-Derwischen nicht unterschiedenen, im 8. Jahrh. d. H. auch den Namen der Abdāl von Rum tragenden Bektaschis haben zur Begründung des osmanischen Reiches enge Beziehungen; aber wie die Erzählungen von der Begegnung des Hadschi Bektasch mit OsmanI. in den bektaschitischen Legendenbüchern unbegründet sind, so ist auch die Erzählung von seinem Segensspruch bei der Schaffung der Janitscharen völlig unannehmbar." So unbedingt der letzte Satz zu unterschreiben ist, so wenig scheinen mir die im ersten Satz aufgestellten Kombinationen bisher bewiesen zu sein.

1) Zu den Achi's will ich hier kurz bemerken: das Wort hat ursprünglich nichts mit dem arab. *aḫ* „Bruder" zu tun, wenn man auch später mit diesem Anklang gespielt hat. Es ist vielmehr das echt türkische *achy* = *aqy* „ritterlich, edel", wie Deny erkannt hat (JA[11] XI [1920], 182 f., in extenso zitiert bei Giese, ZS II 256); die Grundbedeutung ist wohl „freigebig", vgl. jetzt C. Brockelmann, Mitteltürk.

zurzeit haben, ich meine die Arbeiten C. Brockelmanns, als non avenu behandelt werden. Wenn Groß S. 211 zu Schreibungen wie دنكلو für دكلو, بنكزر für بكزر bemerkt: „Eine ursprüngliche Nasalierung des ك ist noch in der Schreibung deutlich", so trifft das in keiner Weise die Sache. Er hätte nach Deny, den er zitiert und der sich hierüber ganz klar äußert, sowie nach Brockelmann, ZDMG 73, 9, einfach angeben sollen, daß es sich hier um Fälle der Darstellung des Saghyr-Nun nach osttürkischer Orthographie, anstatt nach der gewöhnlichen osmanischen, handelt. Um so befremdlicher wirkt die anschließende Polemik gegen eine Äußerung Pavet de Courteilles. Wenn dieser die Schreibung مونككيرلار statt منكرلار in der tschaghataischen Übersetzung von 'Aṭṭārs *taḏkira* für ein Schreiberversehn erklärt, so weiß jeder, der ein wenig osttürkische Texte gelesen hat, was er meint: daß nämlich arabische und persische Fremdworte in ihnen für gewöhnlich in der ursprünglichen Orthographie gegeben, nicht der türkischen Orthographie angepaßt werden, daß also jene Schreibung anormal ist[1]. Groß' Kritik: „Der Übersetzer irrt, wenn er in der Doppelschreibung des ك ein Versehen des Abschreibers vermutet," ist also so deplaciert wie möglich und zeigt nur, daß ihm eine Tatsache, die P. de C. bei seinen Lesern als bekannt voraussetzte, unbekannt ist. — Zu dem Wechsel von *men* und *ben* im Personalpronomen hat Groß S. 212, obwohl er vorher ausdrücklich auf die Heranziehung komparativer und sprachgeschichtlicher Untersuchungen verzichten zu wollen erklärt, betreffs der Frage, welche der beiden Formen die ursprüngliche sei, auf Deny verwiesen, der die gewöhnliche Auffassung wiederholt, nicht auf Brockelmann, 'Alī's Qiṣṣa'i Jūsuf S. 9 f., der mit besseren Gründen die entgegengesetzte Auffassung vertritt. So ließe sich zu Groß' Zusammenstellungen noch manches sagen, ebenso wie zu seinen gelegentlichen sprachlichen Bemerkungen an andern Stellen seines Buches. So war S. 168[1] natürlich nicht auf die dürftige Notiz Vámbérys, sondern auf Brockelmann a. O. S. 51 hinzuweisen.

Besondres Interesse erwecken die beiden *nefesler*, die Groß S. 25 ff. mitteilt. Allerdings ist es schwer begreiflich, wie er ihr Metrum so hat verkennen können, daß er es als „Remel, jedoch in vulgärer Weise vermischt mit türkischem *parmaq hysâby*", also als etwas, was es einfach nicht geben kann, bezeichnet. Er hat nicht gesehn, daß der an der Spitze des ersten Gedichtes stehende Doppelvers, der allerdings ein Remel-vers ist, lediglich die — wohl vom Verfasser des Vilajetname herrührende und inhaltlich sehr wenig passende — Einführung darstellt und mit dem Gedicht selber, wie schon der Übergang von der 3. zur 1. Person zeigt, nichts zu tun hat, während von dieser einen Zeile abgesehn alles übrige aus einwandfreien Strophen von vier Zeilen zu je sieben Silben besteht, also eine in der Bektaschipoesie sehr beliebte Form zeigt. Zur Übersetzung ist anzumerken, daß in dem einführenden Verse *iqāmet eǰledi* natürlich nicht heißt „ er nahm Aufstellung", sondern „er verrichtete die *iqāma*", d. h. die zum Beginn der *ṣalāt* gebotene Wiederholung des *aḏān* mit Einschaltung des zweimaligen *qad qāmati'ṣ-ṣalāt*. Wichtiger aber ist es, daß wir — Groß hat das gar nicht zum Ausdruck gebracht, obwohl er es doch gesehn haben muß — den Dichter der beiden *nefesler* kennen: es ist der Molla Sa'deddin von Akserai, von dessen Beziehungen zu Bektasch im Vilajetname ausführlich die Rede ist. Von ihm werden nun auch in den vorhin erwähnten *maqālāt* des Bektasch an drei Stellen (S. 22_{12}, 33_{19}, 75_{11} des Kstpler Drucks) einige *nefes*-Strophen überliefert, die den von Groß mitgeteilten genau entsprechen. Er wird dort mit hoher Verehrung genannt: *ol 'ārifler sulṭāny ve muḥaqqiqler arslany ve meša'ichler müršidi*, — durch die die Angabe des Vilajetname S. 114, er sei der Übersetzer der *maqālāt* ins Türkische, unsicher wird. Da er am Ende des zweiten von Groß mitgeteilten Gedichtes ganz unzweideutig seine Verehrung für Bektasch bezeugt, — denn unter dem *hünkjar* kann doch wohl nur dieser verstanden werden —, so läßt es sich kaum bezweifeln, daß wir in ihm einen sehr frühen individuell faßbaren Vertreter der Bektaschibewegung zu sehn haben. Das Vilajetname sagt S. 114, er habe viele religiöse Gedichte verfaßt und noch eine Menge „Geheimnisse" offenbart, bis sie einen ansehnlichen Divan ausfüllten. Offenbar hat Groß, da er schweigt, nichts Näheres über diesen Mann in Erfahrung bringen können; auch mir ist es bisher trotz vielem Suchen nicht gelungen, hier weiter zu kommen. Der Name schwankt übrigens: für gewöhnlich heißt er Sa'deddīn, aber in dem zweiten von Groß mitgeteilten *nefes* nennt er sich selber Sa'īd, ebenso wird er S. 109 von Bektasch angeredet, und in den *maqālāt* wird er an der zweiten der drei vorhin zitierten Stellen als Sa'īdeddin eingeführt, während er an den beiden andern Sa'deddīn heißt. Aber unter den etwa 80 Namen von *nefes*-Dichtern, die ich mir bisher notiert habe, kommt keine dieser Formen vor. In den einschlägigen Arbeiten von M. Fuad wird dieser Dichter nur gegen Ende des oben 1050[1] zitierten Vortrags als Übersetzer der *maqālāt*, ohne nähere Angaben, genannt. Der unter den von den Bektaschis verehrten, in den Inschriften des Schüdschā'eddīn-Klosters aufgezählten Gottesmännern auftretende Sa'deddīn Dschibāvī (Th. Menzel, MSOS 28, 123) kommt natürlich nicht in Frage, vgl. über ihn Jacob, TB 9, 47[1]. Hoffentlich gelingt es, das Rätsel dieses Mannes auf andern Wegen zu lösen.

Es bleibt noch ein Wort zu sagen über den Versuch von Groß, die literarische Gattung des Vilajetname zu bestimmen (S. 208 ff.). Man sollte glauben, daß das eigentlich keine Frage ist: das Buch gehört als eins unter hunderten in die besonders seit dem Aufkommen der Derwischorden im 12. Jahrh. gepflegte hagiographische Literatur des Islam, die in den Literaturen aller andern Erlösungsreligionen die reichlichsten Analogien hat. Aber Groß muß, wie er vorher die sensationelle Umwertung der historischen Beurteilung des Buches verkündete, so auch hier *carmina non prius audita* bringen: das Vilajetname und die ihm verwandten Menaqibbücher sind „in der Tat in Zweck und Gestaltung nichts anderes als Evangelien". Daher auch der Untertitel seiner Arbeit: „Ein türkisches Derwischevangelium". Daß er nicht sieht, wie er seine These selber eben durch diese Formulierung widerlegt! Sie hat genau so wenig Sinn, wie wenn man die Vita Antonii des Athanasius ein griechisches Mönchsevangelium, den Lalitavistara ein nordindisches Bhikṣuevangelium nennen wollte.

1) So hatte ich gefolgert, bevor ich den Wortlaut dessen, was P. de C. gesagt hat, vor Augen hatte. Dieser lautet denn auch — nach gütiger Mitteilung von M. Plessner —: „Le redoublement du ك est une inadvertance du copiste, qui n'a pas remarqué que la présence du ن rendait inutile celle du ڭ dans un mot arabe." Das ist selbstverständlich die richtige Erklärung der Schreibung.

Die Evangelien sind, wie die theologische Forschung, die Groß hätte kennen müssen, einwandfrei erwiesen hat, in Stil und Gehalt eine durchaus einzigartige Sonderform innerhalb der literarischen Gattung der Heiligenlegenden; es ist daher unmethodisch, den Begriff des Evangeliums seiner eindeutigen literar- und religionsgeschichtlichen Bestimmtheit zu berauben und ihn dadurch zu einem nichtssagenden Gattungsbegriff zu erheben. Das Vilajetname gehört in die Gattung, die A. v. Harnack einmal als 'Mönchsbelletristik' bezeichnet hat.

Die eingehende und scharfe Kritik, die hier geübt worden ist, soll den eingangs ausgesprochenen Dank nicht schmälern. Niemand wird dem Verfasser dieser Arbeit Fleiß, Kenntnisse und Scharfsinn absprechen; seine Übersetzung ist, soweit ich sie nachgeprüft habe, sorgfältig und zuverlässig[1]. Es ist lebhaft zu wünschen, daß er seine wertvolle Kraft weiter der Erforschung des türkischen Islam widmen möge. Die methodischen Mängel, die seiner Arbeit anhaften, soweit sie historisch und literargeschichtlich argumentiert, beruhen allein auf einem gewissen Mangel an Selbstkritik, an einer Überschätzung eigner Einfälle und Präokkupationen, die ihn für die Tatsachen blind machen. Wenn es aber ein Gebiet gibt, auf dem die schärfste Kritik geboten ist, und auf dem vorschnelle und unkritische Behauptungen den größten Schaden anrichten können, so ist es — das hat der Gang der Forschung in den letzten zehn Jahren gezeigt — das der altosmanischen Geschichte, zumal hinsichtlich ihrer religiösen Entwicklung, bis etwa auf Bajezid II. Das liegt an der Dürftigkeit und Unzulänglichkeit der Quellen, die für die ältere Zeit zu Gebote stehn. Ein differenzierteres geschichtliches Bewußtßein erwacht bei den Osmanen erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh.

Groß sagt S. 206: „Die ‚Maqālāt' des Bektasch sollten gleichfalls einmal auf die Quellenfrage hin untersucht werden." Er selber hätte die Pflicht gehabt, diese Schrift wenigstens einmal durchzulesen, sie würde ihn seinen historischen Ergebnissen gegenüber skeptischer gestimmt haben. Der vom Hadschi Chalil Urfavi besorgte Konstantinopler Druck von 1288, auf dessen Vorhandensein in der Bibliothek der DMG[1] F. Giese mich freundlichst aufmerksam machte, trägt auf dem Umschlag und über der ersten Seite den irreführenden Titel 'Vilajetname', im Kolophon dagegen heißt es طبع قد تمت(!) ولايت مقالات (!) حاجى بكتاش ولى الخ. Daß es sich um die *maqālāt* handelt, geht aus Tschudis Beschreibung einer in seinem Besitz befindlichen Sammelhandschrift hervor (TB 17, III f.), die an erster Stelle unter dem richtigen Titel *maqālāt i ḥāǧǧī bektaš velī* einen Text enthält, der mit dem des Konstantinopler Drucks eng verwandt ist. Der von Tschudi zitierte Eingang seiner Handschrift stimmt mit dem des Drucks überein[2], ihre Kapitel-

1) Hier noch einige Bemerkungen. Beruht das unerklärliche ايبجه S. 68_2, das im Oghuzischen 'Heiliger' bedeuten soll, vielleicht auf einer kursiven, das *r* nach links verbindenden und später verlesenen Schreibung von ارىجه = *ary* „heilig", verbunden mit der Deminutivendung *-ǧe*? *ary* ist in den *maqālāt* des H. B. und sonst im Altosm., wie schon im Uigurischen und Komanischen, nicht selten. — Der von Groß nicht verstandene *Jūnus i gūjende* S. 79 erklärt sich so, daß Junus Emre hier im Sinne der bekannten ismā'īlitisch-bāṭinitischen Konstruktion vom „Schweiger" (*ṣāmit*) und „Sprecher" (*nāṭiq*), vgl. etwa Goldziher, ZDMG 64, 529 ff., als „Sprecher" (pers. *gōjanda* < arab. *nāṭiq*) gekennzeichnet wird. — Den Namen Evran hat Groß S. 82^2 richtig erklärt; *evran* ist in der Bedeutung 'Schlange', wie J. H. Mordtmann mir gezeigt hat, in Houtsma's qypčaqisch-arabischem Glossar und in Hans Dernschwam's Tagebuch ed. Babinger S. 205 belegt. Ich vermute, daß dasselbe Wort in dem Namen اوران steckt, der in einer Liste türkischer Stämme im Ta'rīch-i Fachraddīn Mubārakšāh ed. E. D. Ross 47_9 vorkommt. Damit hat schon W. Barthold, Turkestan down to the Mongol Invasion 343^2, treffend den bei Ǧuwainī genannten qypčaqischen Stamm der اورانيان kombiniert. — Wenig glücklich ist der Einfall S. 157[1], daß die bei den Sufis beliebte Verbindung von *faḫr* und *faqr* „zweifellos durch den im Altosmanischen häufigen Wechsel von ق zu خ" erleichtert sei. Das „Wortspiel" bei Askeri, auf das Groß sich dabei bezieht, ist ein altes Hadith, das den Propheten sagen läßt: *al-faqru faḫrī, wa bihī aftaḫiru ilà jaumi'l-qijāmati.* — Die Formel *dem jevm ojnatmaq* S. 161 u. ö. hat Groß in ihrer allgemeinen Bedeutung wohl richtig gedeutet. Aber wörtlich erklärt ist sie noch nicht. — Zu S. 167_8, *islām dīnine da'vet ejledi* nicht: „(er) lud ... ein, zum Islam überzutreten", sondern etwa „er predigte ihnen den Islam", *da'vet* ist speziell die Missionspredigt. S. 168, 15: *er ḥaqq* (so zu lesen!) *'išqine* nicht „bei der Gottesliebe des Gottesmannes", sondern „um der Liebe zum Gottesmann willen", vgl. OLZ 1928, 736. — S. 169_{14} übersetzt Groß „Freibrief", als ob *iǧāzet* dastände; in Tschudis Handschrift steht aber deutlich *iǧāret*, was hier, etwa in der Bedeutung von „Erlaubnis zur Niederlassung", viel besser paßt. — Zu S. 170_3: In dem Eingangssatz (ebenso S. 191_9), der mit *rivājet olunur-ki* ... beginnt und mit *bejān eder* schließt, kann ich nur die Verwirrung zweier Formen der Einführung: 1. *rivājet olunur-ki*, 2. *bu bāb* (o. ä.) ... *bejān eder*, erkennen. Etwas weiter: *menāzil ve merātib ve qaṭ'-i menāzil etmiš* heißt sicher nicht „der Grade und Stufen erreichen lassen und Grade wieder entziehen konnte", sondern etwa „der Grade und Stufen und (außerdem) das Aufhörenlassen von (erreichten) Graden erlangt hatte", der also, was eine hohe Stufe mystischer Vollkommenheit bedeutet, sich beliebig von einem 'Grad' zum andern emporzuheben bzw. nach Wunsch sich in Ekstase zu versetzen und die Ekstase wieder zu unterbrechen vermochte. — Es scheint so, als ob Pīrāb Sultan S. 195 ff., Pīrdsche Sultan bei Jacob TB 9, 13 und der als *nefes*-Dichter beliebte Pīrī Sultan miteinander identisch sind.

1) Standnummer FA 2653/100, aus dem Nachlaß M. Hartmanns, der ihn GGA 1910, 551 erwähnt. Eine kurze Bemerkung darüber auch bei Jacob, Die Bektaschijje S. 4.

2) Der Druck liest *šükür ve minnet, bu, qullaryn* statt *šükür minnet, biz, qullary* der Hds.

überschriften kehren, mit inhaltlich bedeutungslosen textlichen Abweichungen, im Druck wieder, jedoch in etwas geänderter Reihenfolge. Auf das Einleitungskapitel über die vier Elemente und die ihnen entsprechenden vier Kategorien von Menschen folgt in der Handschrift das Kapitel vom Satan, das im Druck erst an viel späterer Stelle, S. 36—42, steht. Dann folgen in der Handschrift ebenso wie im Druck die vier Kapitel über die viermal zehn zu Gott führenden *maqāmāt*, von denen je zehn zur *šarī'a*, zur *ṭarīqa*, zur *ma'rifa* und zur *ḥaqīqa* gehören. Das in der Handschrift folgende *faṣl fī bajān āfāq va-anfus* entspricht offenbar dem im Druck folgenden ersten *bāb i tauḥīd* (S. 24—36), während das nächste Kapitel der Handschrift, *bāb i tauḥīd*, dem zweiten ebenso betitelten, von dem ersten durch das (in der Handschrift, wie bemerkt, an früherer Stelle stehende) *bāb i šaiṭān* getrennten Abschnitt des Druckes (S. 42—60) entspricht. Das im Druck folgende Kapitel über die Erschaffung des Menschen (S. 60—70) scheint in der Handschrift völlig zu fehlen, während das Schlußkapitel über die Eigenschaften des Menschen (im Druck S. 70—80) wieder beiden gemeinsam ist.

Leider enthält der Druck nicht das Zitat über das zwiefache Weinverbot, das Ishak Efendi (Jacob, TB 9, 90) aus dem „Buche des Heiligen Hadschi Bektasch" mitteilt, sodaß sich über das Verhältnis der gedruckten *maqālāt* zu diesem Buche nichts sagen läßt. Ob Tschudis Handschrift die drei oben erwähnten, vom Molla Sa'deddīn herrührenden poetischen Zitate enthält, geht aus der Inhaltsangabe nicht hervor. Im Druck werden außer zahlreichen Koran- und einigen Hadithstellen nur noch Aussprüche von 'Alī (50_7), 'Abdallāh b. 'Abbās (53_{11}), Ğa'far aṣ-Ṣādiq (61_3) und dem alten Ṣūfī Jaḥjā b. Mu'āḏ (53_5) angeführt. Daß das Buch nicht ursprünglich türkisch geschrieben, sondern aus dem Arabischen übersetzt ist — so daß also die drei *nefes*-Zitate spätere Zutat sind —, wird nicht nur durch die Überfülle arabischer Zitate und Begriffe nahegelegt, sondern eine Einzelheit: die Aufzählung der sieben arabischen Worte für „Herz" (55_4), die je 70 Bedeutungen haben sollen, von denen auch nur éine zu erfassen die Weisen nicht imstande sind, ist in einem ursprünglich türkischen — oder persischen — Text, zumal einem offensichtlich populär gehaltenen, nicht recht wahrscheinlich. Eine gründlichere Prüfung des Stils wird wohl noch weitere Indizien ergeben. Bestätigt sich die Annahme der Übersetzung aus dem Arabischen, so paßt das gut zu der von M. Fuad — zitiert bei Groß S. 114[1] — ans Licht gezogenen Tatsache, daß der Dichter Chatiboglu im Jahre 812/1409 die *maqālāt* aus dem Arabischen in türkische Verse übersetzt hat.

Der Konstantinopler Druck ist im selben Jahre, 1288, erschienen wie die Lithographie des *'ašqnāme* von Ferischteoglu, durch deren Auftauchen Ishak Efendi zu seiner uns von Jacob erschlossenen Streitschrift gegen die Bektaschis veranlaßt wurde. Ich vermute, daß zwischen beiden Veröffentlichungen eine Beziehung besteht, daß beide von demselben Kreis veranlaßt sind. Jedenfalls liegt kein Grund vor, an dem Alter und der Echtheit der gedruckten *maqālāt* zu zweifeln. Ihr Studium ergibt ein durchaus geschlossenes und in sich einheitliches Bild von den dogmatischen Anschauungen ihres Verfassers und würde, wenn wir in diesem den sonst im Legendären verschwimmenden Bektasch sehn dürfen, die von Jacob längst aufgestellte These, daß zwischen B. und der späteren Bektaschijje kein inneres Verhältnis obzuwalten brauche, über jeden Zweifel sichern. Wer überhaupt die spätere Bektaschijje unter einen einheitlichen Begriff bringen will, muß ihr ein doppeltes Schibboleth zuerkennen: das ḥurūfische und das 'alidische Moment. Beides fehlt in den *maqālāt*. Um mit dem letzteren zu beginnen: es fehlt nicht nur die Bevorzugung und enthusiastische Verehrung Alis, der Imame und der *ma'ṣūmlar* sowie anderseits jede Äußerung von *tabarrā* völlig, sondern es werden an einer Stelle (56_{11}) die fünf Finger der menschlichen Hand mit Muhammed, den drei namentlich aufgezählten rechtgeleiteten Kalifen und Ali — in dieser Reihenfolge! — verglichen. Und was das erstere Moment betrifft: die Vierzahl — vier Elemente, vier Menschenarten, viermal zehn Heilsstufen, s. o. — spielt zwar eine hervortretende Rolle, aber als Zahlenschema, nicht als kabbalistische Zahlenmetaphysik wie bei den Hurūfīs. Vielmehr trägt die dogmatische Stellung des Bektasch — bzw. des Verfassers der *maqālāt* — das Gepräge des gemäßigten sunnitischen *taṣauwuf* mit einer leisen Tendenz zur Bāṭinīja, wie sie bemerkbar wird in dem Vorkommen einer Dreiteilung des Menschen (Verstand — Seele — Leib) S. 13, in der Vorliebe für die Darstellung göttlicher Einwirkungen als 'Erleuchtung', endlich in dem eben erwähnten Gebrauch der Vierzahl, der wohl überall, wo wir ihm begegnen — bei den Lauteren Brüdern, in dem unter dem Namen des Omar Chajjam gehenden theologischen Traktat, bei Ghazali — auf bāṭinitische Einflüsse schließen läßt.

Eine erschöpfende Untersuchung der *maqālāt* und ihrer ideengeschichtlichen Stellung[1] wird die feste Grundlage liefern können, von der aus man die einzelnen, in der gegenwärtigen Diskussion wohl noch etwas ineinander fließenden Fragen scharf stellen und ihre Beantwortung in Angriff nehmen kann: 1. wer Bektasch selber war, ob und wann er lebte und was er lehrte, 2. wann und in welcher Weise sich ein Kreis von Verehrern des Mannes gebildet hat, 3. wann und wo er zum Patron des organisierten, eigentümliche Initiationsriten und kultische Begehungen pflegenden, schiitisch und ḥurūfisch orientierten Ordens erhoben worden ist, der sich auf ihn beruft, und seit wann von einer öffentlichen Rolle dieses Ordens gesprochen werden kann.

Unter diesen Gesichtspunkten müssen auch die wertvollen neuen Daten, die M. Fuad herbeigeschafft hat, und deren Tragweite er selber ein wenig zu überschätzen geneigt scheint, befragt werden. Von seinen Hinweisen auf die Stellen bei Aflākī und auf die türkische Übersetzung der *maqālāt* durch Chatiboglu war schon die Rede. Er hat ferner gezeigt (*Ilk müteṣavvifler* S. 126[1]), daß in dem 880/1475 verfaßten *Chizrnāme*, einem Gedicht des Muhjieddin[2] (einzige Hds. im Besitze M. Fuads), von Bektasch gehandelt wird und daß darin „sogar bekannte Persönlichkeiten, die später in das Vilajetname des H. B. oder die Genealogien Eingang finden, wie Sary Saltyk, Junus Emre, Ahmed Bedevi, Mevlana, Sultan Veled, Mahmud Hairani, Karadscha Ahmed, Fatime Badschy, sowie eine Reihe von andern anatolischen Gottesmännern als Nachfolger Bektaschs dargestellt werden."

---

1) Nachdem das mir zu Gebote stehende Material dadurch vermehrt worden ist, daß W. Heffening mir eine gute Handschrift der *maqālāt* aus seinem Besitz gütigst zur Verfügung gestellt hat, hoffe ich, eine Untersuchung über diese Schrift und die Bektaschfrage, auch über das zeitliche und innere Verhältnis der *maqālāt* zum Vilajetname, im Zusammenhange mit andern Studien zur altosm. Religionsgeschichte in absehbarer Zeit durchführen zu können.

2) Von ihm wird eine große Anzahl von *nefesler* überliefert.

Er zitiert aus der 903/1497 geschriebenen und Bajezid II. gewidmeten *risāle-i qudsīje* des Emineddin Baba b. Davud Faqih (einzige Hds. im Besitz Kilisli Rif'ats), die u. a. vom *elifī tāğ* der Bektaschis handelt: „Es ist da auch ein vollkommen Verzückter und von der Gottesliebe Ergriffener, Hünkjar Hadschi Bektasch Eminenz, der auch zu der Stufe verzückt wurde, die die Welt der Liebe ist; und von den Kleidern (*kisveler*) der Liebe ist eins auf seinem Haupte: das *elifī tāğ*. Das führt auf den (geheimen) Sinn hin, daß von einem *elif* alle diese Geschöpfe ursprünglich ins Dasein gerufen sind; das *elif* ist auch der Ursprung aller Buchstaben (*hurūf*). Und ich gelangte zu dieser Stufe und wurde in sein Geheimnis eingeweiht. Das Zeichen desselben hat er auf seinem Kopf angebracht." Anstatt nun hieraus zu folgern, ad 1) daß schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. die Bektaschlegende in voller Blüte stand, und zwar sogar noch hemmungsloser als wir sie im Vilajetname finden — vgl. die Erwähnungen von Junus Emre, von Mevlana nebst seinem Sohn, ja sogar von Ahmed Bedevi! —, ad 2) daß seit dem Ausgang des 15. Jahrh. auch die Einbeziehung des Bektasch in hurufische Spekulation bezeugt ist, (was ja zu erwarten war), zieht M. Fuad vielmehr den sehr übereilten Schluß, daß hiermit „die Begründung nicht nur der Bektaschilegende, sondern auch des Bektaschiordens mit seinen ganzen Satzungen und Regeln, sogar bis auf die Form und das Wesen der Mütze, im 9. Jahrh. d. H." gesichert sei, was auch durch die bekannten Angaben des in dasselbe Jahrh. gehörenden Aschyqpaschazade bewiesen werde[1]. Daher sei Jacobs Behauptung, der Orden habe erst seit dem 16. Jahrh. existiert, hinfällig. Aber zwischen der Annahme, die Jacob wirklich vertreten hat, daß nämlich der 1516 verstorbene „zweite Pir", Balim Sultan, der eigentliche Gründer des Ordens sei, und den von Mehmed Fuad angeführten Stellen, wird man, wenigstens wenn man sie vorurteilslos interpretiert und nicht mehr aus ihnen herausliest, als was sie sagen, überhaupt keinen Gegensatz finden können. Bisher haben die Aufstellungen M. Fuads, wo sie von Jacobs Ergebnissen abweichen, nur sehr geringe Überzeugungskraft. Hoffen wir, daß der seit mehreren Jahren angekündigte und mit Spannung erwartete erste Band der „Forschungen zur Religionsgeschichte Anatoliens", der über „die Kalenderijje und ihre Abzweigungen" handeln soll, zu einer gerechteren Würdigung einer bahnbrechenden Forscherleistung gelangt, wie Jacobs Arbeiten sie darstellen, und die Gewinnung neuer Erkenntnisse auch für das Bektaschiproblem anbahnt.

Zur türkischen Diplomatik[2].

Von Georg Jacob.

Ein groß angelegter Plan zur Herausgabe der türkischen Urkunden im Abendland wurde zuerst von Behrnauer ernstlich in Angriff genommen, der eine Menge Wiener Urkunden abschrieb, mit Übersetzung versah und der Ungarischen Akademie zur Veröffentlichung einreichte. Diese Veröffentlichung unterblieb, weil Behrnauer inzwischen starb und Lesung wie Übersetzung sich als fehlerreich herausstellten. Bei meinen häufigen Besuchen in Budapest lernte ich Behrnauers Nachlaß kennen, und ein großer Teil desselben wurde mir durch Goldzihers Vermittelung in liberaler Weise zur Benutzung in Kiel überlassen. Leider wären die Originale der meisten Behrnauerschen Copien nur bei längerem Aufenthalt in Wien zu ermitteln gewesen. So mußte ich mich zunächst auf die Durcharbeitung einiger Wiener Handschriften beschränken, in denen sich von Behrnauer behandelte Urkunden fanden und begann mit einer Statistik des sonst in Deutschland und den Nachbarländern befindlichen Materials. Diese Nachforschungen ergaben überraschend reiche Bestände. Eine erste Liste konnte ich noch im 4. Teil meines türkischen „Hilfsbuchs" S. 10/11 und 56ff. publizieren; für eine umfangreiche in Angriff genommene Bibliographie fand ich keine Druckgelegenheit. Hier sei nur einiges aus ihr erwähnt, teils weil es besonders wichtig erscheint, teils weil das an entlegenen Orten mühsam Aufgespürte von Späteren leicht übersehen werden könnte.

Nächst der Karlsruher Landesbibliothek (vgl. „Hilfsbuch" a. a. O.) dürfte in Deutschland das sächsische Hauptstaatsarchiv zu Dresden das wertvollste Material enthalten; es befinden sich dort Schreiben der Sultane, der Chane der Krim, der Großvezire und anderer Würdenträger wie des Paschas von Silistria. Seybold korrespondierte mit mir wiederholt über türkische Urkunden, die er in Tübingen (Stiftsbibliothek), Stuttgart und Ulm gefunden hatte und die er druckreif hinterlassen haben muß. Der Katalog der Bamberger Bibliothek von Leitschuh und Fischer (Bamberg 1895 bis 1906) beschreibt S. 506—8 einschlägige Turcica. Bekannt ist der Brief Solimans aus dem Lager vor Sziget, den Zimmerer im Regensburger Stadtarchiv auffand und in einer von Professor Menzel angefertigten Übersetzung im 64. Band der Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg veröffentlichte. In vielen deutschen Bibliotheken, Archiven und Museen finden sich aus der Türkenbeute stammende Stücke, so in Berlin, Breslau, Göttingen, Halle, Kassel, München etc., sogar im Provin-

1) Mehmed Fuad ist, wie es scheint, durchweg zu sehr geneigt, aus literarischen Zeugnissen für die irgend einem Gottesmann erwiesene Verehrung einerseits, aus Angaben über mehr oder minder literarisch fingierte religiöse Gemeinschaften anderseits auf das Vorhandensein von wirklichen, organisierten Orden zu schließen. Wie man solche Angaben kritisch verwerten muß, zeigt der methodisch vorbildliche Aufsatz von R. Hartmann über die Malāmatija nach Sulamī (Islam 8, 157 ff.).

2) **Fekete**, Dr. Ludwig: **Einführung in die Osmanisch-Türkische Diplomatik der türkischen Botmäßigkeit in Ungarn.** 1. Lieferung. Taf. I—XVI. Budapest: Kgl. Ungar. Universitätsdruckerei 1926. (LXVIII, 35 S. Text) 2°. = Veröffentl. des Kgl. Ungarischen Staatsarchivs, redigiert von Dr. D. Csánki. RM 30.—.

zialarchiv zu Kiel entdeckte Menzel eine auf eine Steuerfrage im Vilajet Konia bezügliche Urkunde.

Reicher ist die Ausbeute in den Nachbarländern. Nach dem Katalog von Pułaski[1] müssen in Warschau kostbare Schätze schlummern. C. Jireček sagt im Archiv für slavische Philologie 36. Band 1916 S. 601: „Türkische Urkunden und Archivbücher gibt es besonders in der Nationalbibliothek in Sofia und Sarajevo." Von den türkischen Dokumenten des Rilo-Klosters, die später in die Synode zu Sofia gelangten, existiert nur eine bulgarische Übersetzung von D. Ichtschiew (Sofia 1910), die, wie mir der verstorbene Dimitrow sagte, recht mangelhaft sein soll. Auf das wichtige Archiv von Ragusa wurde ich 1912 im Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien aufmerksam. Etwa 400 Urkunden dorther aus alttürkischer Zeit sind inzwischen wieder nach Jugoslavien gewandert, woher auch sonst reiche Provinzialbestände signalisiert werden. In Griechenland dagegen hat beschränkter griechischer Fanatismus das meiste vernichtet; was ein in Athen 1892 erschienener Κατάλογος τῶν χειρογραφῶν τῆς ἐθνικῆς βιβλωθήκης τῆς Ἑλλάδος S. 306/7 unter Τουρκιστί aufführt und was ich sonst in Athen fand, war unbedeutend; Menzel sah 1910 in Mytilene die ruchlose Zerstörung einer Moscheenbibliothek, von der nur noch Fetzen auf dem Erdboden herumlagen; in Chios rettete Mavropulos nach der griechischen Invasion noch nicht unerhebliche Reste und veröffentlichte sie 1920 zu Athen wenigstens in griechischer Übersetzung. In Italien bergen Venedig (Archiv) nach Fekete S. VIII etwa 200 mittelalterliche und mehr als 3000 neuzeitliche türkische Urkunden und die Bibliotheken in Bologna Dokumente aus dem wiedereroberten Ofen. Bekanntlich spielte Schweden seit Karl XII. am Goldenen Horn eine politische Rolle, und so erklärt es sich, daß auch das Reichsarchiv zu Stockholm, wie mir Nyberg schreibt, reich an türkischen Urkunden ist. Während des Weltkrieges teilte mir H. H. Schaeder aus Siebenbürgen mit, daß im Stadtarchiv zu Kronstadt sich 15 bisher noch von niemand gelesene türkische Urkunden befänden; desgleichen sind solche in Hermannstadt vorhanden. Doch alle diese Provinzialbestände bedeuten wenig im Vergleich zu den großen Schatzkammern von Wien und Konstantinopel, wo leider nach Fekete (S. VII/VIII) viel zugrunde gegangen ist.

Nächst den im Original erhaltenen Urkunden kommen in zweiter Linie die Wiedergaben solcher bei Historikern in Frage, vgl. z. B. den ausführlichen Siegesbericht, den Selim I aus Ägypten nach Damascus sandte, arabisch bei Ibn Ṭūlūn S. 121—124, türkisch bei Ferīdūn.

Es ist erfreulich, daß die große Gleichgültigkeit, welche im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts die türkischen Studien lahmlegte, sich nunmehr ins Gegenteil verkehrt hat. Bei den sich mir in jungen Jahren noch häufig bietenden Gelegenheiten, die damals im Vergleich zu Wien dürftigen Bestände der Berliner und Hallenser Bibliotheken durch billige Ankäufe wertvoller historischer Dokumente in Konstantinopel, Smyrna etc. zu ergänzen, fand ich bei den damaligen Intendanten nicht das geringste Entgegenkommen. Heute hat sich das wesentlich geändert. Mit dem Sturz des alten Regimes erwachte zunächst in der Türkei eine rege wissenschaftliche Tätigkeit, die auch der Erschließung ihrer Urkundenschätze zugute kam. Außer zahlreichen in türkischen Zeitschriften verstreuten Urkundenpublikationen gab namentlich das von Ahmed Refik unter dem Titel „Istambol hajaty" (Istambol 1333) edierte Kleinmaterial einen vielseitigen Einblick in die Verhältnisse der alten Türkei; für geistliche Urkunden wäre namentlich das von mir im 8. Bande des „Islam" besprochene „ʿIlmije sālnāmesi" (Konstantinopel 1334) zu nennen. Eine Arbeitsgemeinschaft mit dem Westen stellten Faik Bey-Zade, der im „Islam" IX, 1918, S. 100ff. ein historisch bedeutsames Rechtfertigungsschreiben des Mustafa Pascha von Ofen herausgab, und von Kraelitz her, der einige alte türkische Urkunden in der Zeitschrift „Tārīch-i-ʿosmānī endschümeni medschmūʿasy" 1330 veröffentlichte; eine weitere von diesem in Angriff genommene Arbeit scheint leider durch äußere Umstände ins Stocken geraten, da die Wiener „Mitteilungen zur Osmanischen Geschichte" eingegangen sind. Bereits 1912 gab Grzegorzewski im „Archiwum Naukowe" 129 türkische Urkunden aus dem Archiv zu Sofia heraus, welche die Vorbereitungen zu dem berühmten Feldzug des Jahres 1683 in interessanter Weise beleuchten. Aus der Fülle der einschlägigen russischen Publikationen, die z. T. auch in die Vorkriegszeit zurückgehen, seien erwähnt: W. D. Smirnow, Gramota Sultana Osmana II semejstwu Judeiki Kiry (Urkunden Sultan Osman II an die Familie der Jüdin Kira), Petersburg 1895, und Weljaminow-Zernow, Materialy dla istorii Krymskago chanstwa (Materialien zur Geschichte des Krimschen Chanats), Petersburg 1864. Fernere Verweise auf Urkundenpublikationen findet man bei A. N. Samojlowitsch, Nestkol'ko po-

1) Franciszek Pułaski, Opis 815 rękopisów Bibliotheki Ord. Krasińskich (Beschreibung von 815 Handschriften der Krasiński-Sammlung) Warschau 1915, vgl. z. B. S. 236ff.

prawok k jarlyku Timur-Kutluga (Einige Verbesserungen zu dem Jarlyk Timur Kutlugs), Petrograd 1918. Die nun auch infolge des Weltkriegs entwertete Thorningstiftung ermöglichte mir, in meinem Seminar eine umfangreiche Sammlung von Urkundenphotographien anzulegen; aus den Übungen an diesem und sonstigen Material erwuchsen unter anderm die „Deutschen Übersetzungen türkischer Urkunden" (7 Hefte, Kiel 1919—1922), die den Vorläufer einer größeren systematisch angeordneten Publikation bilden sollten, und zahlreiche meist nur im Auszug, zum Teil gar nicht gedruckte Dissertationen, aus denen die von Walter Hahn über die „Verpflegung Konstantinopels durch staatliche Zwangwirtschaft nach türkischen Urkunden aus dem 16. Jahrhundert" von G. von Below in die Beihefte zur „Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte" (8. Heft, Stuttgart 1926) aufgenommen wurde. Besonders erfreulich ist es, daß das im Inland und Ausland nunmehr erwachende Urkundenstudium den feinsinnigen Kenner und Deuter der osmanischen Dichterpsyche Jan Rypka in seinen Zauberkreis gezogen hat; von seinen umfassenden Arbeiten, in die ich in Prag Einblick nehmen durfte, erschienen zunächst 4 türkische Urkunden aus Nieder-Kamenez (bei Oslan in der Slowakei) in der tschechischen Revue „Prudy" Band 9, 1927. In Basel sah ich bei Tschudi druckreife Bearbeitungen der von ihm im Stadtarchiv zu Stein am Rhein (Kanton Schaffhausen) und in Zürich entdeckten wichtigen Urkunden. Manches andere muß hier unerwähnt bleiben.

Bei weitem das Wichtigste jedoch stellt die vorliegende Publikation aus Ungarn dar. Fekete's Werk bezeichnet einen Markstein auf dem Wege zu einem sachlich geordneten Corpus türkischer Urkunden, von dem wir allerdings noch weit entfernt sind, und das wohl nur durch intensives Zusammenwirken der Akademien zu ermöglichen, jedoch eine wissenschaftliche Tat ersten Ranges wäre. Ungarn bleibt immerhin nur eine Provinz des weiten Ländergebiets, für das wir türkische Urkunden besitzen. Die auf Ungarn bezüglichen liegen natürlich nur zum Teil im Lande, und eine Publikation, die ein Gesamtbild geben will, wird weite Umschau im Ausland halten müssen, wohin vielfach einschlägige Schriftstücke durch die Türkenkriege verschlagen wurden. Nur einige leicht zu vermehrende Beispiele mögen die Aufmerksamkeit auf die weite Verbreitung solcher Reste lenken: Das Ethnographische Museum in München besitzt einen Lehensbrief vom Jahre 1008 h = 1599/1600 über ein Lehen im Werte von 300000 Aktsche für einen Ḥasan, der sich in den Kämpfen in Ungarn ausgezeichnet hatte, das Bayer. Geh. Staatsarchiv 6 türkische Schreiben vom Jahre 1686 „so von vnnsern Bayrischen vnnderschidtmahlen aufgefangen worden", darunter auch eine Verdolmetschung eines Briefs von dem Beg zu Hatwan namens ʿAlī an den Pascha zu Ofen, die Göttinger Bibliothek (Turc. 27, Kat. S. 434) ein Kopfsteuerregister des Arader und Csanader Sandschaks für das Jahr 965 h. und das Waisenhaus zu Halle ein Lehnregister der Provinz Ofen in der Zeit des Wezīrs ʿAlī Pascha im Jahre 995 h und seines Nachfolgers Jūsuf etc.

Die 1. Lieferung von Fekete's Werk veröffentlicht 21 türkische Urkunden in Text, Übersetzung und — was wir namentlich mit Dank begrüßen — ausgezeichneten Faksimiles, die man sonst vielfach, so in Ahmed Refik's „Istambol hajaty", oft ungern vermißt. Wir finden dort Schreiben von Padischahen, Großvezieren, Bejlerbejs, Kadis etc. Während die großen Staatsschreiben bekanntlich wegen ihres schwülstigen Phrasenschwalls an Inhalt meist armselig sind, werden die kleineren Berāte, Tezkeres, Mektūbs etc. schließlich ein abgerundetes Kulturbild von Ungarns Türkenzeit ergeben. Wir gewinnen bei aller Bureaukratie doch den Eindruck einer fast landesväterlichen Fürsorge, so bei Urkunde 21, in welcher der große Bejlerbej von Ofen Sokollu Mustafa den Übergriffen der Kadis in der Aufführung verjährter Sachen und Berechnung von Kosten bei gewissen Erbschaftsteilungen entgegentritt. So erwähnt ʿAzmī in seinem Sefāretnāme S. 18 ein zu seiner Zeit in der Kanzlei zu Kecskemét in einem roten Atlasbeutel aufbewahrtes Schreiben, das der Serdār Sülejmān Pascha im Jahre 1097 = 1685 von Belgrad aus an den bei Kecskemét kommandierenden Chan der Krim Seʿādet Girāi gerichtet hatte, in welchem er ihn auffordert, die dortige Bevölkerung nicht mit zu hohen Dschizje-Forderungen zu belasten. Vieles erinnert auch in türkischen Urkunden an die Untertanenfürsorge, von welcher bereits die von Becker, Heidelberg 1906 veröffentlichten Weisungen des trefflichen Qurra ben Scharīk an den Vorsteher von Eschqauh zeugen.

Die vorliegende Publikation beschränkt sich jedoch nicht auf eine Herausgabe, sondern schafft zugleich, wie der Titel anzeigt, durch Verwertung des verarbeiteten Materials für die Diplomatik ein wichtiges Hilfsmittel für weitere Studien auf diesem Gebiet. Die systematische Darstellung der Ergebnisse beginnt mit der Palaeographie. Wir sehen eine fest ausgebildete Bureaukratie, die dem Rang des Adressaten in der Wahl des Papiers und dem Abstand der Schrift vom oberen Rande Rechnung trug. Die

Anrede wechselte bei den Kadis sogar nach der Gehaltsstufe. Die Sultansresidenzen werden mit „meqām" eingeführt und erhalten in den großen Staatsschreiben noch andere schmückende Beiworte. Nach den Wasserzeichen der älteren aus dem Ausland bezogenen Papiere würde hierin bewanderten Archivaren wohl noch eine nähere Bestimmung der Provenienz möglich sein. Daß die Buchstaben am Zeilenende einander ähnlich sehen, geht jedenfalls auf das Schönheitsideal von Gedichten zurück, bei denen die gleich lang abgemessenen Zeilen auf den nämlichen Reimbuchstaben ausgehen. Die Schriftgeschichte ist nach orientalischen Quellen weiter ausgesponnen, als es für das osmanische Urkundenwesen erforderlich war; ohne Anschauungsmaterial wirken solche Ausführungen leicht verwirrend und führen häufig zu falschen Bestimmungen des Schriftcharakters. Es fehlt noch immer an einem zuverlässigen Tafelwerk, das sämtliche Schriftarten verzeichnet, und es wäre verdienstlich, in Konstantinopel ein solches anzuregen; was Hindoglu (Türkische Vorschriften, Wien o. J.), Rüschdī Bej (Nuchbet ül-aṭfāl, Konstantinopel 1273/4) und aus ihm Kúnos in seiner Janua und andere boten, veranschaulicht nur einen Teil der Hauptarten. Auch eine Zusammenstellung der Tugra's und ihrer Verwandten, die allerdings auch die ästhetischen Werte dieser hochentwickelten Kunst in Form und Farbe zum Ausdruck bringen müßte, wäre erwünscht, da schöne Exemplare im Orient verschleudert werden, wovon ich mich oft überzeugen mußte und der Vernichtung verfallen.

Von meinen Notizen und Korrekturen, die ich im Rezensionsexemplar angemerkt habe, will ich wenigstens einige als Durcharbeitungsbelege geben; diese beziehen sich nur auf leichtere Mängel wie unbefriedigende Wiedergabe der arabischen Ausdrücke: S. XI *böjük boj* würde ich mit „großes Format" übersetzen. — In dem *āhār*-Rezept muß es statt „zusammenzuschütten" wohl „zusammenzukochen" heißen, da im folgenden von einer Abkühlung die Rede ist. — S. XIII würde ich *sejrek* nicht durch „selten", sondern durch „nicht eng, nicht gedrängt" wiedergeben. — S. XV: Türken sagen tatsächlich *mekkevī, medīnevī, baṣrevī* statt der korrekten arabischen Nisben *mekkī, medenī, baṣrī*; als vulgärägyptisch kenne ich *mekkāwī, baṣrāwī* (Spitta § 58a). — S. XIII *kjāse* besser „Schale, Teller" als „Tasse". — S. XXV: Das *Taġlīb* ist keine Abbreviatur der Schrift, sondern der gesprochenen Sprache und viel weiter verbreitet als die wenigen Beispiele ahnen lassen; vgl. die Arbeit von Grünert über die Begriffs-Präponderanz und die Duale a potiori im Altarabischen: Sitzungsber. der Wiener Akad., 1885. — S. XXVI: Den Siegelring am Hals zu tragen ist eine altorientalische Sitte, die schon das Hohe Lied 8, 6 bezeugt; weitere Belege in meiner Schrift über dasselbe S. 45. — Die Fußnote 2 folgt sekundären Quellen; Muḥammed bezeichnet sich selbst Sūre 33, 40 nach Mani's Vorgang (s. Kessler's Mani, 1. Bd., S. 318, 354/5, 372) als Siegel der Propheten. — S. XXX: Die Übersetzungen der arabischen Eulogien, Titulaturen etc. sind bisweilen nicht wortgemäß, ohne daß der Zweck abweichender Wiedergabe einleuchtet. *Ġarrat* wird ungenau einmal mit „beistehen", das nächste Mal mit „kommen" wiedergegeben; *el-matīn* ist eher der Starke als der Mächtige, *nubuwwet* abstrakt: Prophetentum, *himmet* die Wunderkraft der Heiligen zu nützen und zu schaden, ihre mystische Einwirkung auf das Schicksal. — S. XXXII: *Ṣāḥib qirān* wurde mit Hinweis auf die glückliche Konstellation von Timur, der mehrfach den Osmaniden, namentlich Selím I als Vorbild vorschwebte, als Herrschertitel geführt. — In *dār es-sedād* mit Bezug auf Bagdad würde ich *sedād* lieber durch Heilsweg als durch Gerechtigkeit wiedergeben. — S. XXXIII scheint mir statt „der den Grund des Gebäudes des Glückes und der Seligkeit legt" besser „der den Grund des Baus von Macht und Glück legt", denn *iqbāl* ist eigentlich: guter Angang; *eṣ-ṣadr el-ekrem* ist „hohe Stellung", „hohe Führung" kommt auch für den Defterdār weniger in Betracht; daß *'āmire* einfach mit „kaiserlich" zu übersetzen ist, betonte schon Foy; *müschkelāt* sind nicht Dogmen, sondern Schwierigkeiten, wie es auch das zweite Mal wiedergegeben wird, oder Probleme. — S. XXXIV *el-muchtaṣṣ* nicht der Beschenkte, sondern der speziell Begnadete, Ausgezeichnete; *iftichār* ist Ruhm, nicht Schatz, *wālī* Statthalter, nicht Führer. — S. XLVI *bedūḥ* dürfte schwerlich ein Beiname Gottes sein; die richtige Erklärung findet man in Dozy's „Supplément" I S. 60. — S. LXI *belīġ* ist „beredt, gut stilisiert", nicht Majestätsbrief.

Wir wünschen dem großangelegten Unternehmen raschen Fortgang. Mögen auch andere ehemalige Provinzen des osmanischen Reichs bald diesem klassischen Vorbild folgen! Erst dann werden wir auch die ungarischen Verhältnisse richtig beurteilen lernen. Die Resultate werden aber weit über das staatswissenschaftliche Interesse hinausgehen. So ermöglichte bereits eine von mir zuerst verdeutschte Urkunde Sarre die Bestimmung einer wertvollen alten Teppichgruppe als ägyptisch, zu der das mithin schönste Stück der Münchener Ausstellung 1910 zählte, über dessen Provenienz man damals zwischen Marokko und Samarqand herumriet.

Bisher war es bei aller Hochachtung vor dem starken Heimatsinn der Ungarn, wie er allein die Zukunft einer Nation verbürgt, doch bedauerlich, daß so viele treffliche Bücher wie die einschlägigen Werke von Takáts und Velics durch Verwendung der ungarischen Sprache nicht die Wirkung ausüben konnten, die sie verdienten. Um so erfreulicher ist es, daß diesmal das Ungarische Staatsarchiv die deutsche Sprache gewählt hat, die doch wohl ein gewisses Anrecht auf die Gelehrtensprache erworben hat. Wir verdanken das vornehmlich der Verehrung und den Sympathien, die sich Preußens Kultusminister Professor Becker, dem die Publikation gewidmet ist, auch in Ungarn erworben hat.

Das Futuvvetnāme des Jaḥjā b. Ḫalīl.

Von Franz Taeschner.

Köprülüzāde Meḥmed Fuād hat das Verdienst, in seinem grundlegenden Buche *Türk edebijātinde ilk müteṣavvifler* zum ersten Male in größerem Zusammenhange auf das Futuvvetnāme des Jaḥjā b. Ḫalīl und seine Bedeutung für die Achifrage hingewiesen zu haben[1], nachdem Djevdet Bey in der *Büjük Meǧmū'a* einige Auszüge daraus mitgeteilt hatte[2]. Das Werk ist handschriftlich auch auf europäischen Bibliotheken vorhanden[3]. Durch Köprülüzādes Ausführungen angeregt und im Verfolge meines in Bonn gehaltenen Vortrages über die Achis habe ich zunächst die Berliner und die Dresdener Handschrift des Werkes untersucht. Das Werk ist das Regelbuch der anatolischen Achis und gibt uns eingehende Aufschlüsse über deren Organisation. Es wird wiederholt als streng geheim und nur für die Mitglieder der Bruderschaft bestimmt bezeichnet. Über den Verfasser und die Umstände der Abfassung des Werkes sagt dieses selbst sehr wenig aus: Es geht, abgesehen von dem Namen des Verfassers (Jaḥjā b. Ḫalīl b. Čoban el-Burġāzī[4]) daraus nur hervor, daß dieser es für die Leute von Rūm (Kleinasien) und in deren Sprache, türkisch, verfaßt habe. Von den weitergehenden, auf die Datierung (angbl. 622 H./1225 Chr.) u. a. bezüglichen Angaben, die Djevdet Bey aus seiner Vorlage mitteilt, findet sich in den mir bisher zugänglichen Handschriften nichts. Als Terminus post quem ergibt sich lediglich die Zeit Ǧelāleddīn Rūmīs, von dem mehrfach Verse zitiert werden. Die Sprache, ein recht altertümliches Rumtürkisch, läßt etwa auf das 14. Jahrhundert als Abfassungszeit schließen.

Für die religionsgeschichtliche Stellung der Achis ergibt sich aus dem Werke ein deutlicher Zusammenhang mit dem Wirken Ǧelāleddīn Rūmīs und Beeinflussung durch den Mevlevi-orden, dessen religiöser Übung, dem Samā', ein besonderer Abschnitt gewidmet ist, ohne indessen, daß der Samā' als Institution bei den Achis bezeichnet würde. Anzeichen von Bāṭinitentum in häretischem Sinne finden sich in den mir vorliegenden Handschriften nicht — abgesehen höchstens von einem aus dem Rahmen fallenden Kapitel, das wie eine ḥurūfische Interpolation anmutet.

Beide Handschriften sind, wie es bei altrūmtürkischen die Regel ist, vokalisiert. Das Dresdener Exemplar ist nicht datiert; das Berliner, das sich durch seinen Duktus als das ältere erweist, trägt am Schlusse eines von späterer Hand geschriebenen kurzen Vokabulars in 15 Qyṭ'a (Firište oġlu?) das Datum 3. Zilq. 968 H./16. VII. 1561, was als Terminus ante quem angesehen werden kann. Der Text weicht in beiden Handschriften im Wortlaut und mitunter auch in der Disposition erheblich voneinander ab, so daß es den Eindruck macht, als gingen die in beiden Handschriften vorliegenden Rezensionen des Werkes auf Nachschrift von Vorträgen zurück. Die Berliner Handschrift ist die vollständigere; indessen fehlen in ihr zwei Blätter (der äußerste Bogen einer Kurrāsa), deren Inhalt sich aber aus der Dresdener Handschrift ergänzt. In dem Dresdener Exemplar sind eine Reihe von Kapiteln ausgelassen. Dafür enthält es zwei in dem Berliner fehlende Nachschriften, in denen Achi Evran als der Pīr derjenigen Achischaft erscheint, für die die Handschrift geschrieben wurde; die zweite dieser Nachschriften ist ein höchst merkwürdiges Achigebet, wahrscheinlich das bei den offiziellen Gastmählern dieser Achischaft gebräuchliche Nachtischgebet[1].

In einem Aufsatze über die Achis in der Zeitschrift „Der Islam" gedenke ich die aus dem Studium dieser Handschriften gewonnenen Resultate im Zusammenhange mit der ganzen Achifrage zu behandeln. Des weiteren beabsichtige ich, das Futuvvetnāme der Jaḥjā b. Ḫalīl durch eine teilweise Herausgabe und vollständige Übersetzung einem weiteren Kreise zugänglich zu machen.

1) Köprülüzāde Meḥmed Fuād, *Türk edebijātinde ilk müteṣavvifler*, Stambul 1918, S. 241, Anm. 1.

2) *Büjük meǧmū'a*, Nr. 4—10 (zitiert bei 'Osmān Nūrī, *Meǧelle-i-ümūr-i-beledīje*, 1. Bd., Stambul 1338/1922, S. 539 ff.).

3) Dresden, Cod. or. Ea 65 (Kat. Fleischer, S. 8); Berl., Cod. Wetzstein II, 1701 (nicht im Pertsch'schen Kat.; die Kenntnis von dieser Handschrift verdanke ich J. H. Mordtmann); Upsala, Cod. or. 479 (Kat. Tornberg, S. 302); im Besitze von Georg Jacob (vgl. Thorning, Beiträge zum islamischen Vereinswesen, Türk. Bibl. 16, Berlin 1913, S. 54 unter Nr. 16 b).

4) So Köprülüzāde; Cod. Berol. *Bulġārī*; Cod. Dresd. *Burġāvī*.

Besprechungen.

Rostovtzeff, Michael: **A History of the Ancient World**, transl. from the Russian by J. D. Duff. Vol. I: The Orient and Greece. (XXV, 418 S.) 4°. Vol. II: Rome. (XIV, 387 S.) Oxford: At the Clarendon Press 1926/27. Bespr. von Helmut Berve, Leipzig.

1) Bei weiterem Handschriftenstudium stellt sich heraus, daß das Futuvvetnāme des Jaḥjā b. Ḫalīl auch in der Hdschr. Gotha, Cod. turc. 45 (Kat. Pertsch, S. 50) vorliegt. Der Text weist wiederum bedeutende Varianten gegenüber den anderen Handschriften auf; der Name des Verf.s fehlt an der entsprechenden Stelle.

Unmittelbar nach seinem epochalen Werk über die wirtschaftliche und soziale Entwicklung der römischen Kaiserzeit (Social and Economic History of the Roman Empire 1926) hat R. die vorliegende zweibändige Geschichte der antiken Welt, welche bereits in russischer Sprache veröffentlicht war (Berlin 1924), in einer englischen, von J. D. Duff besorgten Ausgabe erscheinen lassen und sie damit weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Es handelt sich, wie das Vorwort sagt, im wesentlichen um die Niederschrift von Vorlesungen, die der Verf. seit 1921 an der Wisconsin University gehalten hat. In ihnen bemühte er sich, unter Ausschaltung aller Details des Gegenstandes wie der quellenkritischen Forschung in großen Linien die historische Entwicklung der antiken Welt zu zeichnen. Diese Ancient World umfaßt für R. nicht nur die klassischen Völker, sondern einschließlich der Stämme Vorderasiens die gesamten Anwohner des Mittelmeeres, deren Entwicklung von den ersten greifbaren Kulturregungen bis zur Auflösung der Antike um die Mitte des ersten nachchristlichen Jahrtausends als eine beinahe organische Einheit betrachtet wird. Ihr Ablauf spiegelt nach des Verfassers Meinung in kleineren Dimensionen den Ablauf unserer Zivilisation wider, weshalb es sich verlohnt, seine Bedingungen und sein Wesen zu erkennen. Zugleich aber wird sich, da die gegenwärtige Welt auf den Resten jener alten ruht, dem Wißbegierigen offenbaren, welche Elemente unserer Kultur dem Altertum entstammen, wann und von wem sie dort „geschaffen" wurden; das Verlangen, auf den verschiedenen Gebieten jeweils the earliest of the world kennen zu lernen, findet seine Befriedigung.

Es kann an dieser Stelle nicht die Aufgabe sein, sich prinzipiell mit der jedenfalls eindeutigen Betrachtungsweise des Verf. auseinanderzusetzen, der Zweifel aber muß geltend gemacht werden, ob bei Betonung der Parallelität, welche zwischen der alten und der neuzeitlichen Welt in ihrem Ablauf bestehen soll, die Einbeziehung der viertausendjährigen, sehr ungleichmäßig bekannten und jedenfalls einer eignen Gesetzlichkeit folgenden Geschichte des vorderen Orients gerechtfertigt ist. Der erste Band von R.s Werk, der notwendig in die beiden innerlich kaum verbundenen Teile „The Orient" und „Greece" zerfällt, scheint mir die Berechtigung nicht zu erweisen, vielmehr indirekt zu bestätigen, daß die Parallele, falls man überhaupt auf eine solche aus ist, erst mit dem Erwachen des griechischen Geistes beginnen kann, der kraft seiner letzten Menschlichkeit sich und seine Kultur organisch entwickelte und damit einen Rhythmus des Werdens schuf, der auch die auf ihm ruhende nachantike Welt ergriff und in ihrer Entwicklung bestimmte. Die Geschichte des alten Orients dagegen steht nicht in diesen engen und überhaupt in ganz andersartigen Beziehungen zum Werden unserer Zivilisation; nur unter dem Gesichtspunkt der Polyhistorie darf man sie innerlich mit der griechischen und römischen Geschichte zu einer History of the Ancient World verbinden.

In großen, sicher und klar gezogenen Linien führt der erste Hauptteil (I, 13—173) die politische und zivilisatorische Entwicklung Ägyptens und der vorderasiatischen Reiche bis auf die Achaimenidenzeit vor. Wird auch im Aufbau der Darstellung keine prinzipielle Scheidung der beiden Kulturgebiete vollzogen, sondern den natürlich gegebenen Epochen folgend politische Konstellation und kulturelle Lage des gesamten Orients alternierend behandelt, so ist R. innerhalb der einzelnen Kapitel doch mit Recht bestrebt, die Verschiedenartigkeit gleichzeitiger oder paralleler Erscheinungen in Ägypten und Asien scharf herauszuarbeiten. Freilich verleitet der Wunsch, am Gegenstand, wo nur irgend möglich, die Gegenwartsnähe zu betonen, bisweilen dazu, Kategorien, welche für die europäische Staatenwelt des 19. und 20. Jhts. Geltung haben, etwa a balance of power u. a. m., auf Verhältnisse des zweiten vorchristlichen Jahrtausends zu übertragen, ohne daß dem Leser dabei genügend zu Bewußtsein gebracht würde, daß solche Bezeichnungen gegenüber den letzten Endes durchaus anders gearteten altorientalischen Verhältnissen nur den Wert der Andeutung, nicht den der Bestimmung besitzen. Der Gesichtspunkt des zivilisatorischen Fortschrittes, unter dem R.s gesamte Darstellung steht, ermöglicht eine energische und einheitliche Zusammenfassung der mannigfachen Erscheinungen des staatlichen, wirtschaftlichen, sozialen, religiösen und künstlerischen Lebens, welche der Verf. in erstaunlicher Weise beherrscht. Wenn das Eigenleben der Menschen und Dinge demgegenüber nicht sein volles Recht erhält, so muß das der Tendenz und pädagogischen Absicht des Werkes, bei Behandlung des alten Orients speziell der Ferne des Gegenstandes sowie unserer dürftigen Kenntnis zugute gehalten werden, die eine innere Belebung nicht, mindestens noch nicht zuläßt.

Anders liegt es für die griechische und römische Geschichte. Hier bedeutet die bewußte Beschränkung auf die sehr allgemeinen Linien der zivilisatorischen Entwicklung Verzicht gegenüber einer Aufgabe, deren Lösung, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, mög-

lich scheint, nämlich mit der Eigenart der Erscheinungen in ihrer besonderen einmaligen Farbe den Charakter, Rhythmus, das eigentümliche Schicksal der klassischen Völker und ihrer Kulturgebilde zu ergreifen, durch ihre Gestaltung ein Bild des vergangenen Lebens, erfüllt von dem Geiste dieses Lebens selbst, zu entwerfen. Die bloße Feststellung und Verfolgung eines Entwicklungsprozesses, der sich in der griechisch-römischen Kultur vollzog, wird, wie mir scheinen will, den Werten nicht gerecht, welche uns die Geschichte gerade jener Völker gibt und die in einer History of Ancient World nach Möglichkeit zur Geltung kommen müssen.

Die Linienführung ist auch in diesen Teilen des Werkes von bewundernswerter Klarheit. Unter Verzicht auf Erörterung strittiger Einzelprobleme führt R. die politische und zivilisatorische Entwicklung der griechischen Welt von ihren frühhelladischen Anfängen an vor, hier wie überhaupt das archäologische Material, das er ungewöhnlich gut kennt, stark berücksichtigend. Die Betonung der Sonderstellung der kleinasiatischen Griechen und der Bedeutung, welche für sie die Verbindung mit dem Hinterland hatte (Kap. XIII), damit zusammenhängend die Ablehnung der Beurteilung des jonischen Aufstandes als panhellenische Tat, die R. mit Beloch gemeinsame hohe Einschätzung des Peisistratos (S. 222) mögen genannt sein als einige Besonderheiten der Darstellung, welche im allgemeinen keine neuen Wertungen erstrebt. So ist auch die Betrachtung der perikleischen Zeit, wie schon die Kapitelüberschrift „The Athenian Empire" zeigt, von der üblichen Vorstellung eines athenischen Imperialismus in modernem Sinne beherrscht, und der entscheidende Konflikt der Polis zwischen dem Staat als Form und dem Staat als Macht, welcher die griechische Geschichte von den Perserkriegen bis Alexander bestimmt, geht unter modernen Kategorisierungen wie local freedom oder selfdetermination verloren. Überhaupt wird vom inneren Wesen der Polis in ihrer besten Zeit, dem 5. Jht., kaum, vielmehr erst in der Epoche ihrer inneren Zersetzung gesprochen, wodurch im 5. Jht. das außenpolitische Moment nicht mit Recht beinahe Alleingeltung im staatlichen Leben von Hellas bekommt.

Es ist natürlich, daß dem Verfasser bei seiner modern orientierten Einstellung die hellenistische Zeit im besonderen liegt, zumal hier diejenigen Mächte, welche vor allem den Gegenstand seiner Spezialforschungen bilden, Wirtschaft und Gesellschaft, in der politisch sich immer stärker nivellierenden Welt eine maßgebende Bedeutung erlangen und, wenigstens für Ägypten, dank dem Papyrusmaterial uns auch greifbarer werden als vielfach in der klassischen Zeit. In ihrer Schilderung gewinnen R.s Ausführungen über den struktiven Wert hinaus ein eignes, reiches, buntbewegtes Leben, während die politische Geschichte, namentlich Alexander, an dem nur die Proklamierung des Gottkönigtums und die sogenannte Verschmelzungspolitik hervorgehoben werden, womit auch in des Verf.s Sinne seine historische Bedeutung zu wenig gewürdigt ist, unter dem Drucke des rücksichtslos durchgeführten allgemeinen Entwicklungsgedankens verblaßt.

Im zweiten Bande, der die Geschichte Roms bringt, liegt das Schwergewicht der Darstellung ebenfalls in der Epoche der Lösung naturgegebener und geheiligter Bindungen, in der Zeit des Durcheinanderflutens der verschiedensten Kulturelemente im Imperium Romanum, welches der politische Erbe des hellenistischen Staatensystems geworden ist. Die vorkaiserzeitliche Geschichte Roms wird in ihrem Aufsteigen aus der frühitalischen Welt knapp skizziert; der etruskische Einfluß auf Rom scheint mir überschätzt. Gegenüber der Außenpolitik, deren grandiose Konsequenz und stille, aber zähe Aktivität im 3. und 2. Jht. zu wenig hervortritt, ist die soziale Entwicklung dieser Epoche unter glücklicher Verwertung der Forschungen Münzers (Römische Adelparteien 1920) und namentlich das ständig wachsende System der Provinzen in der ganzen Mannigfaltigkeit seiner kulturellen Elemente und dementsprechend seiner staatlichen Einzelgestaltungen höchst eindrucksvoll gezeichnet. Daß die großen Persönlichkeiten der ausgehenden Republik und ebenso die einzelnen Kaiser in ihrer Politik wie in ihrem Charakter nicht zur Geltung kommen, liegt zum Teil, aber nicht nur, in der Absicht des Werkes. Wenn die Gracchen durch wenig glückliche moderne Parallelen und durch die These, sie hätten in Rom eine hellenische Demokratie begründen wollen, wie ich glaube, verzeichnet sind, so ist Caesar, so sind die Caesaren der ersten beiden Jahrhunderte, man muß annehmen bewußt, in einer Weise vernachlässigt, die der Bedeutung ihrer Persönlichkeit für die weitere Gestaltung der antiken Welt doch nicht entspricht. Nur für Augustus ist eine gewisse Sympathie vorhanden, nicht nur seines einzigen staatsschöpferischen Wirkens, sondern offenbar auch seiner Ungenialität wegen — hier wie mehrfach sonst berührt sich R. mit Belochs Anschauungen —, des ersten Kaisers Werk wird eindringlich erläutert, der Streit, ob Monarchie, Dynastie oder Restauration, mit Recht beiseite gestellt.

Das Glanzstück des zweiten Bandes und überhaupt des gesamten Werkes bildet, wie schon angedeutet, die Schilderung der allge-

meinen Zivilisation der Kaiserzeit und ihrer schließlichen Auflösung, ein Thema, das R. in dem eingangs zitierten Werke wissenschaftlich grundlegend behandelt hat. Was an diesem zu rühmen ist, die Fruchtbarmachung eines gewaltigen, ungemein zerstreuten Materials von Inschriften, Papyri und archäologischen Beständen, speziell des Kunstgewerbes, die großzügige, wenn auch manchmal willkürliche Zeichnung der Linien des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens in den Farben, welche es jeweils an den so verschiedenartigen Einflüssen ausgesetzten Stellen des Imperium annahm, das starke Gefühl endlich für eine Weltzivilisation und die sie bestimmenden Kräfte gilt ähnlich für die entsprechenden Abschnitte des vorliegenden Buches, das dem Außenstehenden ein Bild jener Epoche vermittelt, wie es in diesem Reichtum und dieser Klarheit bisher noch nicht geboten wurde. Mit einer Skizze der Momente, welche den Untergang der antiken Welt bewirkten, der schon früh einsetzenden Auflösung ihres aristokratischen, exklusiven Charakters, die östlichen und nördlichen Mächten Eingang gewährte, schließt R.s History of Ancient World ab.

Zu erwähnen bleibt, daß die Darstellung, welche oft mehr das Gerippe als den Körper geben kann und will, begleitet wird von einer außergewöhnlichen Fülle guter Abbildungen, die mit feinem Sinn ausgewählt sind und allenthalben die Skizze der zivilisatorischen Entwicklung farbig beleben.

Heepe, M.: Lautzeichen und ihre Anwendung in verschiedenen Sprachgebieten. Von Fachgelehrten zusammengestellt unter Schriftleitung von M. Heepe. Berlin: Verlag der Reichsdruckerei 1928. (VII, 116 S.) 4°. RM 6—; geb. 9—. Bespr. von H. Jensen, Kiel.

Eine Publikation, deren Wert ohne Zweifel noch bedeutender ist als die 1924 von der gleichen Druckerei herausgegebenen Alphabete und Schriftzeichen usw. Inhalt: 1. eine eingehende Darstellung der verschiedenen wissenschaftlichen Transkriptionssysteme von Lepsius, Meinhof, P. Schmidt, Lundell, Forchhammer, der Association phonétique internationale sowie der Kopenhagener Konferenz von 1925; 2. einige Beispiele der speziellen Anwendung von Lautzeichen bei der Transkription von Einzelsprachen, nämlich a) deutsche Mundarten (H. Neumann), b) romanische Sprachen und Dialekte (W. Paulyn), c) slawische Sprachen (E. Lewy), d) finnisch-ugrische Sprachen (E. Lewy), e) Türk-Sprachen (E. Lewy), f) Chinesisch (W. Simon), g) Birmanisch (W. Simon), h) amerikanische Sprachen (K. Th. Preuß).

Fraser, J.: Linguistic Evidence and archaeological and ethnological Facts. London: Oxford University Press 1927. (18 S.) gr. 8°. = The British Academy. The Sir John Rhŷs Memorial Lecture. 2 sh. Angez. von O. Leuze, Königsberg i. Pr.

Der Vortrag beschäftigt sich mit den Methoden, die die als linguistische Paläontologie bezeichnete Wissenschaft anwendet, um den Kulturzustand und die Heimat des indogermanischen Urvolks zu ermitteln, und unterzieht sie einer Kritik. Stutzig machen muß schon die Tatsache, daß die verschiedenen Forscher bei Anwendung derselben Methode zu ganz verschiedenen Ergebnissen gelangt sind: die Heimat des Urvolks wird von den einen in Asien, von andern in Südrußland, von andern an den Gestaden der Ostsee, von andern in Ungarn gesucht, und den Kulturstand denken sich die einen mehr, die andern weniger hoch. F. glaubt, daß man überhaupt nicht zu sicheren und allgemein anerkannten Ergebnissen gelangen könne; das der linguistischen Paläontologie zur Verfügung stehende Material biete keine ausreichende Handhabe, um den Kulturbesitz und die Heimat des Urvolks zu bestimmen. Er hebt besonders vier Gesichtspunkte hervor: 1. Wenn die Benennungen für einen Gegenstand nur in einem Teil der indogermanischen Sprachen übereinstimmen, so ist nicht ohne weiteres der Schluß erlaubt, daß der Gegenstand dem Urvolk bekannt war; es ist vielmehr mit der Möglichkeit zu rechnen, daß das Wort erst in der Periode der Spaltung bei einem der indogermanischen Völker aufgekommen und durch Entlehnung zu den anderen gelangt ist. 2. Aber auch wenn ein Wort für die Sprache des Urvolks gesichert sein sollte, so ist damit nicht unter allen Umständen gegeben, welche Sache das Urvolk mit diesem Wort benannte. Es ist mit der Möglichkeit eines Bedeutungswandels der Worte zu rechnen. Z. B. kann aus der Ähnlichkeit von griech. φηγός, lat. fagus, althochdeutsch buohha geschlossen werden, daß das Urvolk einen entsprechenden Baumnamen hatte. Aber da das griechische Wort die Speiseeiche, das lateinische und althochdeutsche die Buche bezeichnet, so kann man nicht sicher wissen, ob das Urvolk mit dem betreffenden Wort die Eiche oder die Buche benannte oder vielleicht nur den allgemeinen Begriff Baum ausdrückte. Es ist deshalb der mehrfach gezogene Schluß nicht stichhaltig, daß die Heimat des Urvolks innerhalb der Buchenzone gelegen haben müsse. Gerade Baumnamen sind in besonders hohem Grade Bedeutungsveränderungen ausgesetzt gewesen (vgl. O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte I³. 1907, S. 184). Und ferner, wenn aus Sanskrit áçvas, griech. ἵππος, lat. equus geschlossen

werden darf, daß das Pferd dem Urvolk bekannt war, so kann man doch nicht wissen, ob es nur das wilde Pferd kannte oder das Pferd schon als gezähmtes Haustier benützte. Das würde aber für Schlüsse auf die Lebensumstände des Urvolks einen nicht unwesentlichen Unterschied bedeuten. 3. Es ist auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß schon die Sprache des Urvolks nicht homogen, sondern etwas Zusammengesetztes war, daß sie eine längere Entwicklung durchmachte und in deren Verlauf von anderen Sprachen benachbarter Völker beeinflußt wurde und manches aus ihnen entlehnte. 4. Endlich ist auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß das Urvolk nicht immer in derselben Gegend wohnte, sondern im Lauf seiner Geschichte vielleicht mehrfach durch Wanderungen den Aufenthalt wechselte. — Wie leicht man bei nicht genügend vorsichtiger Anwendung der Methode der linguistischen Paläontologie zu irrigen Schlüssen gelangen kann, macht Fr. an einem Beispiel klar: man denke sich, jegliche Kunde von den Römern, ihrer Sprache und ihrer Kultur wäre verloren gegangen und man wollte versuchen, aus den abgeleiteten romanischen Sprachen den Wortschatz der Römer und ihren Kulturzustand zu rekonstruieren — man würde ein ganz falsches Bild gewinnen. — Die von Fr. hervorgehobenen Gesichtspunkte und Bedenken sind nicht durchweg neu. Daß die linguistische Paläontologie allein nicht imstande ist, über Heimat und Lebensverhältnisse des Urvolks aufzuklären, ist auch von andern betont worden, so z. B. von Victor Hehn (Kulturpflanzen und Haustiere), O. Schrader (Sprachvergleichung und Urgeschichte) und kürzlich von S. Feist (Art. Indogermanen in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte VI. 1926. S. 54ff.). Schrader gebraucht sogar den Ausdruck (a. a. O. I². 1907. S. 228): „Die linguistische Paläontologie als selbständiger Wissenszweig ist tot". Nach seiner Ansicht können nicht mit Hilfe der indogermanischen Sprachwissenschaft allein, sondern nur auf der umfassenderen Grundlage der „indogermanischen Altertumswissenschaft" Vermutungen über die Kultur und Heimat des Urvolks aufgestellt werden, die freilich, wie er selbst zugibt, nicht zu gesicherten, sondern nur zu einigermaßen wahrscheinlichen Ergebnissen führen können.

Frazer, James George: **L'homme, Dieu et l'immortalité.** Traduit de l'Anglais par Pierre Sayn. Paris: Paul Geuthner 1928. (XIV, 335 S.) gr. 8°. Bespr. von H. Leisegang, Leipzig.

Das Werk enthält eine gute französische Übersetzung von Frazers „Man, God and Immortality" (Macmillan and Co. London, 1927), in dem sich die aus den umfangreichen Forschungen Frazers gewonnenen Ergebnisse systematisch zusammengestellt finden. Wem es nicht auf die in Frazers Werken verarbeiteten Stoffmassen, sondern allein auf die in ihnen aufgestellten Theorien ankommt, der findet sie hier recht übersichtlich aus den verschiedenen Arbeiten zusammengetragen und in ihrem Zusammenhang dargestellt.

Kornemann, Ernst: **Die Stellung der Frau in der vorgriechischen Mittelmeerkultur.** Heidelberg: C. Winter 1927. (59 S.) gr. 8°. = Orient und Antike, Heft 4. RM 3 —. Bespr. von Georg Lippold, Erlangen.

Erweiterte Wiedergabe eines Vortrags auf dem Münchner Orientalistenkongreß 1924. Ausgehend von der Geschwisterehe der hellenistischen Könige, die auf das Vorbild der Achaemeniden zurückgeführt wird, untersucht Verf. Spuren ähnlicher Zulassung oder Bevorzugung von „Incesten" im Zusammenhang mit „mutterrechtlichen" Zuständen. Das Resultat ist, daß an den verschiedensten Stellen in „Randeuropa" und Vorderasien solche Auffassungen begegnen, die nicht aus Übertragung von Volk zu Volk, sondern als gemeinsames Gut der älteren Unterschicht zu erklären sind, über die dann später die Indogermanen und Semiten sich lagerten. Obwohl K. auf die Verwendung archäologischen Materials ausdrücklich verzichtet, kann doch darauf hingewiesen werden, daß auch von seiten der Bodenforschung jetzt vielfach gerade in sehr alten Schichten Zusammenhänge über ganz große Strecken angenommen werden. Das Vordringen der mit der Herrschaft des Mannes verbundenen „Moral" geht parallel mit der Einführung des Pferdes, das in Wirtschaft und Kult das Rind zurückdrängt: überall, wo der Stier als göttliches Tier erscheint, haben wir es mit Überresten der älteren Schichten zu tun. Mag auch vielleicht die eine oder andere Einzeltatsache anders zu erklären sein, als Ganzes wird sich K.s These als äußerst fruchtbar für weite Gebiete der ältesten Geschichte erweisen.

Jayne, Walter Addison, M. D.: **The Healing Gods of ancient Civilizations.** New Haven: Yale University Press, und London: Oxford University Press 1925. (XXXIX, 569 S.) gr. 8°. 23 sh. Bespr. von Otto Weinreich, Tübingen.

An dem späten Erscheinen der Anzeige trägt Referent nicht ausschließlich Schuld, da das 1925 erschienene Werk erst 1927 zur Besprechung einging. — Um ein Buch wie dieses allseitig beurteilen zu können, müßte man in vielen Disziplinen zu Hause sein; denn J. behandelt die Heilgötter der Ägypter, Babylonier und Assyrer, Semiten, Inder, Iranier, Griechen, Römer und Kelten. Wenn schon ein zünftiger Althistoriker, Altphilologe oder Reli-

gionswissenschaftler nur einen Teil des weitschichtigen Materials aus den primären Quellen heraus erarbeiten könnte, im übrigen aus zweiter Hand schöpfen müßte, wie viel mehr war dann J. darauf angewiesen, sich jeweils der Führung zuständiger Fachleute anzuvertrauen; denn er ist Emeritus Professor of Gynecology and Abdominal Surgery in Colorado. Man kann es nur begrüßen, daß ein Mediziner so viel Freude an geschichtlichen Studien hat, muß aber bedauern, daß er sein fachmedizinisches Wissen nicht stärker bei der Kritik der primären Überlieferungen angewandt hat. Gerade z. B. bei den antiken Wunderberichten, die ja sehr detaillierte Angaben enthalten, wäre es von Wert gewesen, zu erfahren, was der Mediziner über die doch wohl tatsächlich bisweilen bei der Incubation erfolgten operativen Eingriffe zu sagen hat. Freilich hätte da das primäre Quellenmaterial eindringlicher durchgearbeitet werden müssen; J. kennt die Texte offenbar nicht genau. In um so größerem Umfang hat er, wenn auch mit einzelnen Lücken (z. T. recht auffälligen Lücken: ich vermisse z. B. Sudhoffs wichtige Arbeiten, meine Edition der epidaurischen ἰάματα in Dittenbergers Sylloge[3] No. 1169f. u. a. m.) die „Literatur über" exzerpiert. Daß dabei auch Versehen unterlaufen sind, soll ihm nicht stark angekreidet werden. Im ganzen ist das, was er mitteilt, aus der besten vorhandenen Spezialliteratur geschöpft und geschickt verarbeitet. Neuland kann so natürlich nicht gewonnen, wohl aber eine weitgespannte Übersicht gegeben werden, die auch, praktisch und übersichtlich gegliedert, dank der reichhaltigen und gewissenhaften Ausstattung des Textes mit Anmerkungen und großer Bibliographie, jedem, der ihn benützt, den Weg zu dem primären Material weisen kann. Freigebiger hätte J. mit Vor- und Rückverweisen sein dürfen. S. 270 spricht er z. B. in 10 Zeilen über das Asklepieion in Pergamon; außer einer Pausaniasstelle erscheinen keine näheren Angaben. Später aber, in den Paragraphen, die von der Heilpraxis an griechischen Kultstätten handeln, sieht man, daß er etwas von Aelius Aristides, von Münzen aus Pergamon usw. weiß. Das Buch steht, in den Teilen mindestens, die ich genauer beurteilen kann, auf viel höherem Niveau als etwa Hovorkas Geist der Medizin, reicht andrerseits an Sudhoffs breite und tiefe Kenntnisse nicht heran. Bei einer neuen Auflage sollte die phantastische Tafel bei S. 299 (Abaton von Kos) durch irgend eines der schönen Asklepiosreliefs ersetzt werden, wie überhaupt die monumentale Überlieferung stärkere Berücksichtigung finden dürfte. Ich erwähne noch, daß zu den orientalischen Kapiteln R. F. G. Müller, ZDMG 81 (N. F. 6) 1927 S. 89f. Nachträge gibt.

Zum Ganzen: ein philologisch geschulter Religionshistoriker hätte gewiß die Probleme tiefer erfaßt und mehr bieten können. Da aber bisher noch keiner das Gesamtgebiet bearbeitet hat, wollen wir es dem Mediziner danken, daß er gab, was er dank seiner bemerkenswerten Energie und Begeisterung für die Sache geben konnte: eine vielseitige und brauchbare Orientierung.

Neugebauer, O.: Zur Entstehung des Sexagesimalsystems. Berlin: Weidmannsche Buchh. 1927. (III, 55 S.) gr. 8°. = Abh. der Ges. der Wissensch. zu Göttingen, Math.-Physik. Kl., Neue Folge, Bd. XIII, 1. Bespr. von V. Christian, Wien.

Der Göttinger Mathematiker Neugebauer, dem wir schon wertvolle Arbeiten über das Rechnen der Ägypter verdanken, legt hier eine neue Theorie über die Entstehung des Sexagesimalsystems vor. Neugebauer zeigt den engen Zusammenhang zwischen Zahlzeichen und Maßen, bei denen er durchwegs einen Kern von „natürlichen Zahlen" nachweist, die nicht nur 1 bis 10, sondern auch die Brüche $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{2}{3}$ umfassen. Wollte man diese Brüche ganzzahlig (etwa in kleineren Maßeinheiten) ausdrücken, so war dies nur auf der Basis eines Nenners 6 möglich. Im Verein mit der dezimalen Struktur der ganzen Zahlen von 1 bis 10 ergab dies ein Festlegen der großen Einheit auf das Sechzigfache der kleinen, als die jetzt $\frac{1}{6}$ erscheint. Die Zahlgruppe $\frac{1}{6}$ bis 10 wurde dadurch in 60 Einheiten zerlegt, wobei $\frac{1}{6}$ die Ausgangs-, 10 die Endstufe bildete. Damit war aber die Sechzigerteilung gewonnen, die nunmehr auf der Basis 1 aufbauend nach oben zur nächsthöheren Einheit 60, nach unten zur nächsttieferen $\frac{1}{60}$ führte. Der Schwerpunkt der Entwicklung liegt also, wie m. E. Neugebauer richtig erkannt hat, in der Einbeziehung der erwähnten Brüche in den Bereich der „natürlichen Zahlen".

Zu einigen Einzelheiten möchte ich mir ein paar Bemerkungen erlauben: Daß REC. 497 ein Hohlmaß darstelle, halte ich für recht unwahrscheinlich. Für das Längenmaß šu-dū-a sollte man doch als Grundlage eine von der Hand (šu) abgenommene Größe erwarten. Der Ausdruck ließe sich etwa als „Hand-Formung" fassen. Kann das „Handlänge" (d. i. ein Handabdruck, der Länge nach gemessen) sein? Die Deutung von ma-na als „steinerne Dattel" halte ich für fraglich. Was das Zeichen gín betrifft, so hat es, wie ja auch sein Äquivalent *pāšu* „Beil" besagt, dessen Bild es wiedergibt, mit „Wage" nichts zu tun. Wie an vielen Stellen der Welt, so war wohl auch bei den Sumerern ein Gebrauchsgegenstand, und zwar die Beilklinge, zum Gewichts- und Geldmaß geworden (vgl. Unger, Fortschr. u. Forsch. 3, 226). Freilich kann, da das Gewicht des gín nur etwas über 8g beträgt, nicht mehr die ursprüngliche (wohl kupferne) Beilklinge vor-

liegen, sondern nur eine vermutlich in edlerem Metall gefertigte Nachbildung. — Die Zeichen ka und nindá (REC. 164; 60, 532) können wohl kaum Gefäße im eigentlichen Sinne des Wortes sein, da sie ja offen gezeichnet sind. Ich möchte sie daher vielmehr für schaufel- oder löffelartige Geräte halten, wie man sie bei primitiven Völkern aus Abschnitten von Fruchtschalen herstellt; ihre Verwendung als Maßeinheit für Getreide u. dgl. ist dadurch gegeben.

Für die Erklärung des $^5/_6$-Zeichens wird man doch vielleicht den Namen, den die Akkader diesem Zeichen gaben, heranziehen dürfen. Er lautet, wie Ungnad in ZDMG. 71, 134f. zeigte, wohl šanabi gi dirigū, d. i. „$^2/_3$, um eins vermehrt". Daß gi dirigū, dessen Übersetzung Ungnad a. a. O. unklar blieb, wirklich nur „eins (gi) überschüssig (= dazu, dirig)" bedeuten kann, zeigen die schon von Ungnad a. a. O. herangezogenen Zeichen ban-limmu und ban-ja mit ihren Namen ban eš gi dirigū bzw. ban limmu gi dirigū, die bedeuten: „drei ban, um eins vermehrt", bzw. „vier ban, um eins vermehrt". Diese Vermehrung um eine Einheit wird graphisch durch einen beigesetzten schrägen, von links oben nach rechts unten verlaufenden Keil gekennzeichnet. Genau dieselbe Ausdrucksweise unterscheidet aber auch, wenn wir das dritte Zeichen von REC. 483 mit REC. 484 zusammenhalten, $^5/_6$ von $^2/_3$. Es erscheint da $^5/_6$ graphisch aus $^2/_3$ abgeleitet, indem an den etwas verkleinerten letzten Vertikalkeil der Schrägkeil als Ausdruck für „eine Einheit dazu" antrat. Das Bruchzeichen $^5/_6$ muß also, wenn diese Deutung richtig ist, zu einer Zeit entstanden sein, als $^2/_3$ schon als $^4/_6$ gefaßt wurde, woraus durch Zuzählen einer Einheit ($^1/_6$) der neue Bruch $^5/_6$ gewonnen wurde. Im Einklang mit einer derartigen Ableitung stünde jedenfalls, daß für $^5/_6$ im Gegensatz zu $^1/_3$ und $^2/_3$ kein altes Zeichen sich nachweisen läßt.

Die Arbeit birgt neben der schon skizzierten Hauptthese noch eine Fülle feiner Beobachtungen, auf die näher einzugehen nicht möglich ist, für die jedoch der Assyriologe dem Mathematiker Neugebauer jedenfalls Dank schuldet.

Schlumberger, G.: **Byzance et Croisades.** Pages médiévales. Avec 24 Planches hors texte. Paris: Paul Geuthner 1927. (V, 365 S.) gr. 8°. 60 Fr. Angez. von F. Dölger, München.

Der Titel könnte irre führen. Es handelt sich nicht um den Anteil des Oströmischen Reiches an den Kreuzzügen, es handelt sich überhaupt nicht um die Kreuzzüge nach unserem geläufigen Begriffe, und auch um Byzanz handelt es sich nur teilweise. Der hochbetagte Verfasser der Sigillographie Byzantine, die auch jedem Orientalisten rühmlichst bekannt ist, hat hier eine Reihe von Artikeln zusammengefaßt, welche nach seinen eigenen einleitenden Worten „kein anderes Band unter sich verbindet als ihre außerordentliche Seltenheit in den originalen Ausgaben". Es sind Aufsätze, welche in den Jahren 1904—1918 in verschiedenen französischen Zeitschriften, besonders der Revue des deux mondes, erschienen sind und sich zum größten Teil mit der Geschichte des Orient latin beschäftigen. Die merkwürdige Persönlichkeit des großen Hohenstaufen Friedrich II., der als christlicher Kaiser des Westens sich Freund muhammedanischer Herrscher nennen konnte, der unter dem Banne des Papstes den Christen die heiligen Stätten in Palästina zurückgewann und seinen Zeitgenossen doch als der Antichrist erschien, findet das besondere Interesse S.s und steht im Mittelpunkt dreier dieser Aufsätze, ein vierter behandelt die Einnahme von Akkon i. J. 1291, ein fünfter den heldenhaften Jean de Chateaumorand, der zu Ende des 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts noch einmal die französischen Waffen im Orient zu hoher Geltung brachte. Die Aufsätze machen keinen Anspruch darauf, neue wissenschaftliche Erkenntnisse zu erschließen, sie sind zumeist aus zweiter Hand gearbeitet. Aber S. hat mit Scharfblick Abschnitte aus der Geschichte des mittelalterlichen Orients heraus gewählt, welche einen allgemeinen und insbesondere einen allgemeinen französischen Leserkreis mit Sicherheit zu fesseln vermögen, und hat dann seinen Stoff mit der bei ihm gewohnten Meisterschaft gestaltet. Wir haben in Deutschland dem nichts annähernd Ähnliches an die Seite zu stellen.

Miller, Wsewolod: **Ossetisch-russisch-deutsches Wörterbuch.** Herausgegeben und ergänzt von A. Freiman. I. A—Z. Leningrad: Izdateljstvo Akademii Nauk SSSR 1927. Bespr. von Ernst Lewy, Berlin.

Wenige Bücher werden eines so freudigen Empfanges sicher sein wie dies lang erwartete, immer vermißte ossetische Wörterbuch. Texte waren ja nicht mehr so selten, da einige Berliner Drucke und zahlreiche russische seit der Sowjetzeit leicht zugänglich waren, sowie Christensen's hier S. II, VIII genannte Sammlung[1] und neuestens die von Munkácsi (Keleti szemle 20. 1—88[2]). Aber ein einigermaßen umfassendes Wörterbuch war nicht zu haben. Hier liegt nun ein Band von 618 Seiten vor, der nur die ersten 9 Buchstaben des ossetischen Alphabets umfaßt. S. 575—618 sind leider Nachträge und Berichtigungen, die wir in den späteren Bänden nicht in dieser Form zu erwarten haben werden.

1) Das dort S. 44 mitgeteilte Lied finden wir mit geringen Veränderungen in Kosta's Sammlung Iron fändyr (Berlin 1922) S. 27—28.

2) Durch Munkácsi werde ich auf zwei einander verwandte Eigenheiten des Ossetischen aufmerksam, die in den trefflichen „Beiträgen zur Syntax des Ossetischen" von R. v. Stackelberg (1886) nicht so stark hervortreten, weswegen ich mir je ein Beispiel anzuführen gestatte: ämä jä bäxortta yäzäjə (S. 18 Anm. 11) 'und ihn ass-er den-Gast' (Vordeutung auf das Objekt); äz dən bäxə-kävdäsə čï sxossa, uj nädän (S. 22 u. 23) 'ich dir in-Pferde-Krippe wer schliefe, (solch)er nicht-ich-bin' (Dativus ethicus, R. v. Stackelberg S. 19; daß das Relativpronomen unmittelbar vor dem Verbum steht, deutet R. v. Stackelberg a. a. O. S. 95 an; vgl. S. 82).

Die Bedeutung vieler Worte ist nicht so sehr aus der immerhin nicht so umfangreichen Literatur belegt, als durch zahlreiche Sätze aus der Sprache des täglichen Lebens und durch viele Sprichwörter. Die Zuverlässigkeit des Buches ist durch die Mitarbeit zahlreicher gebürtiger Osseten sehr erhöht.

Der ossetische Wortschatz bietet so viel Bemerkenswertes, weil das Ossetische nicht nur eine eigentümliche Gestaltung einer iranischen Sprache im Kaukasus ist (vgl. zuletzt W. Schulze Ung. Jahrb. VII 168ff., bes. 177; bem. vielleicht auch die vielen Reduplikationsbildungen mit labialem Anschluß, hier z. B. allon-billon S. 29 und die zahllosen Zusammensetzungen mit känyn), sondern auch ungemein viel Altindogermanisches bewahrt zu haben scheint (vgl. z. B. KZ. 42. 306, 310, 313; hier S. 38 anz 'Jahr' — sollte dies die Entsprechung von lit. amžis 'Lebensweise, Zeitalter' Leskien, Bild. d. Nomina 236 sein?) und mit seinem reichen Wortschatz auch für das Awestische wichtig ist (z. B. awest. xᵛarəzišta-Bartholomae, Altiran. Wb. 1874: 'süßester' (:npers. xvalīden 'schmecken') wird wohl am besten durch osset. xvarz 'gut' erläutert); schließlich als die Sprache eines früher so bedeutenden Volkes[1], wie etwa das Tschuwaschische der Bulgaren, die Quelle für zahlreiche Kulturworte (z. B. im Ungarischen; s. letzthin G. Schmidt FUF. 18, Anz. 84—113) in vielen Sprachen geworden ist. Hier finden wir S. 26 alása 'Wallach', das ja offenbar identisch mit tat. und mordw. alaša, tschuw. laža 'Pferd' ist, für das die Richtung der Entlehnung mir allerdings unbekannt ist. Die Angabe der Lehnwörter würde die Lektüre des Buches noch reizvoller gestalten. Doch, wie es auch sei, wir äußern mit allem möglichen Nachdruck den Wunsch, daß die Herausgabe dieses Wörterbuchs recht schnell fortschreiten möge; der Herausgeber und sein Mitarbeiter sind des Dankes aller Beteiligten, und es sind viele, in jedem Falle sicher.

Gillain, O.: La Science égyptienne. L'Arithmétique au Moyen Empire. Avec une préface de H. Bosmans. Brüssel: Édition de la Fondation Égyptologique Reine Elisabeth 1927. (XVI, 325 S.) gr. 8°. Bespr. von U. Wegner, Bonn.

Im 1. Abschnitt werden die vier elementaren Rechnungsarten behandelt. Die Addition von ganzen Zahlen, die durch einfaches Aneinanderreihen der Symbole hervorgerufen wird, wird schnell erledigt. Ausführlich wird die Bruchrechnung besprochen und an Beispielen des Papyrus Rhind erläutert. An Hand von Beispielen wird ferner gezeigt, daß für die Subtraktion keine neue Schreibart besteht, sondern daß das Resultat nur durch Addition bestätigt wird. Die Multiplikation wird auf die Addition zurückgeführt, doch geschieht dies dadurch, daß für den einen Faktor eine dyadische Entwicklung angesetzt wird. Die Division erfordert keine neue Schreibart, sondern wird durch Multiplikation des Divisors mit solchen ganzen Zahlen erreicht, die den Divisor, von unten her kommend, möglichst nahe dem Dividendus machen, worauf der Rest durch Hinzufügen von passenden Brüchen ergänzt wird. Das 2. Kapitel enthält ausführlich die Bruchtafeln in mannigfaltigen Exemplaren. Sie lassen deutlich den Prozeß der „schrittweisen Annäherung" erkennen. Im 3. Kapitel wird das von E. Peet unter dem Titel: „Solution by trial of equations of the first degree" aufgestellte Problem behandelt. Auch hier findet man ausgezeichnetes Material zu der Prüfung der Methoden, die im Texte dargelegt sind. Am Schluß des Kapitels werden die arithmetischen und die geometrischen Reihen behandelt. Interessant scheint die Erwähnung zu sein, daß in dem Papyrus Rhind keine Quadrat- oder Kubikwurzeln auftreten, die Irrationalitäten darstellen. Im letzten Abschnitt werden noch einige Probleme wie z. B. die von Griffith, Borchardt und Schack-Schackenburg erläutert und kritische Betrachtungen des Charakters der Dokumente angestellt.

Alles in allem enthält das Buch eine Fülle Material, wenn es auch nicht an die klare und kritische Darstellung von O. Neugebauer, Die Grundlagen der ägyptischen Bruchrechnung, Berlin 1926, heranreicht, die den vorliegenden Stoff in vielen Punkten berührt.

Collomp, Paul: Recherches sur la Chancellerie et la Diplomatique des Lagides. Paris: Société d'Édition: Les Belles Lettres 1926. (VIII, 244 S.) gr. 8°. = Publications de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg. Fasc. 29. 30 Fr. Bespr. von Friedrich Bilabel, Heidelberg.

Der Verfasser, ein Schüler Jouguets und Cavaignacs, stellt sich erfolgreich die Aufgabe, an der Hand des in der letzten Zeit sehr angewachsenen Papyrusmaterials die früher schon von Wilcken, P. M. Meyer, Laqueur u. a. begonnene Untersuchung der Organisation der ptolemäischen Kanzlei in Alexandria und der Art der Erledigung von Eingaben an den König durch sie neu aufzunehmen. Die einschlägigen Texte werden zu diesem Zwecke nach ihrer äußeren Form in 1. kgl. Befehle, die keinen Briefstil aufweisen, 2. kgl. Befehle in

1) Die Gleichheit der Alanen und Osseten hat wohl zuerst Zeuss, Die Deutschen und die Nachbarstämme S. 703 erkannt, der auch ebd. den einheimischen Namen der Osseten als „Arier" gedeutet hat.

Briefform; darunter a) solche mit selbständigem Inhalt, b) solche, die nur ein Begleitschreiben zu einem Befehl bzw. einer Petition der Untertanen darstellen, 3. die kgl. Entscheidungen zu Eingaben eingeteilt.

Die ptolemäische Kanzlei hat von einem gewissen Zeitpunkte ab 2 leitende Beamte, den Epistolographos und den Hypomnematographos, zur Redaktion ihrer Briefe und sonstigen Schriftstücke. Der Wirkungskreis beider wird in dem 1. Kap. untersucht. Für die etymologische Seite der Frage ist nachgewiesen, daß ἐπιστολή neben 'Brief' 'Befehl' bedeutet und daher von den Schriftstücken der Behörden an Privatpersonen, wie umgekehrt, angewendet wird. Ὑπόμνημα bezeichnet in der Literatur (ptolemäisch kommt es in den Papyri 1 mal für 'Aktenstück' vor[1]) 'Aufzeichnungen, Ephemerides'. So wird der Hypomnematographos der Schreiber dieser amtlichen Tagebücher sein, der aktenmäßig die Vorgänge um den König bucht, z. B. auch die Bescheide des Königs auf eingelaufene und mündlich vorgetragene Petitionen in den Audienzen. Der andere Beamte hatte, dem Namen entsprechend, die verschiedenen unter das γένος ἐπιστολή fallenden Schreiben zu redigieren. Doch sind beide Beamten erst seit dem 2. vorchristlichen Jahrhundert bezeugt. Ämterkumulierung, etwa bei dem Hypomnematographen Ptolemaios mit dem eines Epistrategen der Thebaïs (vgl. S. 46f.), macht der sonst so einleuchtenden Scheidung des Verf. gewisse Schwierigkeiten.

Das 2. Kap. ist den Eingaben (ἔντευξις) an den König gewidmet (schriftlich und oft zugleich mündlich vorgetragen); freilich gibt es auch solche an Beamte. Eine genaue Untersuchung aller Formalien der ἐντεύξεις, die ja aus dem Briefe nach ihrer Stilisierung hervorgegangen sein müssen, macht den Hauptteil dieses Abschnittes aus. Allerdings sind nicht alle diese zahllosen Eingaben im 3. Jahrhundert wirklich bis zum König gekommen, sondern viele sind bei den Gaustrategen, also den Gauvorständen, zur Erledigung liegen geblieben; diese Beamten hatten also zur Erledigung eine kgl. Delegierung. In der Dreiteilung nach 1. Darlegung des Falles, 2. Bitte, 3. Motivierung kommt der Enteuxis der antike Empfehlungsbrief besonders nahe. Auf die reich ausgeführten und durch gute Tabellen belegten Einzelheiten in der Formulierung, die auch zeitliche Unterschiede aufweisen, kann hier nicht eingegangen werden[2]. Für die Erledigung dieser Eingaben zeigt C., daß zwischen dem Brauche des 3. und dem des 2./1. Jahrhunderts zu scheiden ist. In der ersteren Epoche, wo Eingaben oft an den Strategen gerichtet werden, ist dieser generell zur Erledigung ermächtigt; sein Bureau in jedem Gau stellt also eine Art kgl. Kanzlei dar. Dieses Recht hat er in der 2. Periode nicht mehr, sondern die Eingaben gehen direkt an den König, der sie durch seine dazu eigens eingerichtete Kanzlei (die des Epistolographos) erledigt. Es ist also eine zunehmende Zentralisation festzustellen (vielleicht hängt die Änderung mit der Schlacht von Raphia 217 damit zusammen).

Im 3. Kapitel wird zunächst der Beweis erbracht, daß auch im 3. Jahrh. Enteuxeis wirklich bis zum König gingen, was später die Regel wurde. Eine gewisse Entlastung der kgl. Kanzlei tritt aber auch jetzt dadurch ein, daß man an den Strategen in der späteren Zeit eine Eingabe als sog. Hypomnema richten durfte; in Fällen, in welchen die Enteuxis an den König abgegangen, die Entscheidung aber noch nicht erfolgt war, konnte man den Strategen als Gerichtsherrn zur Beschleunigung der Prozesse u. a. in dieser neuen Form anrufen. Auch hier wird eine überaus gründliche Untersuchung der Stilisierung dieser Eingabenart geboten, deren Hauptunterschied von der Enteuxis mit ihrer bescheidenen, durch δέομαι eingeleiteten Bitte in dem kategorischen ἀξιῶ liegt.

Das 4. Kap. endlich untersucht die Art der Beantwortung der Enteuxeis seitens des Königs bzw. seiner Kanzlei. Sofern sie nicht, weil allgemein interessante Fälle entscheidend, durch ein kgl. Dekret, das öffentlich bekannt gemacht wurde, ihre Erledigung fanden, erfolgte diese durch einen unter die Eingabe gesetzten Entscheid des Königs ('apostille') oder durch ein Begleitschreiben; das letztere wurde vom Epistolographen, der erstere vom Hypomnematographen redigiert. Eine gewisse Analogie mit der Erledigung römischer Gesuche durch den Kaiser bzw. seine Beamten a libellis und ab epistulis ist hier zweifellos gegeben.

In dem Anhang ist eine durch den Krieg leider vernichtete und bisher nur zum Teil publizierte Asylieinschrift mitgeteilt, die ich inzwischen auch in das soeben erschienene Sammelbuch III 2 als No. 7259 aufgenommen habe.

Im ganzen darf man sagen, daß der Verfasser

1) Diese Stelle, P. Petrie III 51,3 (3. Jahrh. v. Chr.), scheint dem Verf. unbekannt.

2) Hervorgehoben zu werden verdienen jedoch die interessanten Bemerkungen über die Idee einer Weltherrschaft der Ptolemäer (S. 120f.) und über moralische und religiöse Ideen vom König als Hüter der Gesetze (S. 124). Auch die Berührung des Aufbaus und mancher stilistischen Einzelheiten der Enteuxis mit den attischen Rednern (Rednerplädoyers) mag unterstrichen sein (S. 125f.).

seine Aufgabe mit großem Fleiß und Verständnis angepackt hat, so daß sich die vorstehend geschilderten Ergebnisse im ganzen jedenfalls als haltbar erweisen werden. Er hat zu ihrer Erzielung auch Umwege nicht gescheut, die freilich manche Wiederholungen und Längen mit sich bringen und so den Leser gelegentlich ermüden lassen. Davon abgesehen aber ist die Untersuchung Collomps eine erfreuliche Leistung und ein gutes Zeichen dafür, daß die papyrologischen Studien auch in Frankreich nicht ganz erlöschen — was nach den schönen Anfängen ein außerordentlich zu bedauernder Verlust für diese wichtige Wissenschaft wäre.

Ippel, Albert: **Der Bronzefund von Galjûb.** (Modelle eines hellenistischen Goldschmiedes). Berlin: K. Curtius 1922. (98 S., Taf. I—X, Taf. A—C.) 4° = Pelizaeus-Museum Hildesheim. Wissenschaftl. Veröffentlichung 2. RM 18—. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Aus besonderen Gründen sei dieses Buch, das seiner Zeit keine Besprechung fand, kurz erwähnt.

Als das Pelizäus-Museum begründet wurde, gab der damalige Direktor Otto Rubensohn als erste Veröffentlichung die Goldschmiedeabgüsse hellenistischer Zeit heraus, die Pelizäus aus Saqqara erworben hatte. Während der Inflationszeit erschien das vorliegende Buch als zweite Veröffentlichung. Hier sind Modelle eines hellenistischen Goldschmiedes besprochen. In Werken griechischer Kleinkunst hellenistischer Zeit steht das Hildesheimer Museum geradezu einzig da, und so ist es begreiflich, daß gerade diesem Gebiete die beiden größeren Veröffentlichungen, die bisher erschienen sind, gewidmet sind.

Eine eingehende Besprechung dieses Buches gehört nicht in den Rahmen dieser Zeitschrift. Nicht jeder wird in allen Punkten mit den Ausführungen des Verfassers über diese kleinen Bronzearbeiten einverstanden sein, und erst recht nicht mit den Schlußfolgerungen über die Herkunft der verschiedenen Stile pompejanischer Kunst, die hier gezogen werden. Darauf kommt es aber jetzt nicht an. Hier liegt ein Schatz hellenistischer Kleinkunst vor uns, der unsere kühnsten Erwartungen übertrifft. Vor etwa 20 Jahren hatte Pelizäus den Hauptteil der Goldschmiedeformen aus Saqqara erworben. Aber es stellte sich bald heraus, daß viel mehr da war. Einen Nachzügler erwarb ich selbst im Frühjahr 1913. Mehrere andere Stücke tauchten bald darauf im Kairener Kunsthandel auf. Eine große Kollektion, zweifellos von derselben Stelle, erwarb vor einigen Jahren das Kestnermuseum zu Hannover. Der Schatz scheint aber noch lange nicht erschöpft zu sein. Zweifellos ist das Goldschmiedeviertel des alten Memphis „in Arbeit". Da ist es höchste Zeit für die Wissenschaft, eine genaue Untersuchung anzustellen. Eine so reiche Fundgrube muß sich ermitteln lassen, und damit würde ein Material für die Erforschung antiker Kleinkunst gewonnen werden, das schwerlich seinesgleichen hat. Auch ähnliche Stücke wie die von Galiub würden sich aller Wahrscheinlichkeit nach noch finden. Zu meiner Zeit wurde ich von einer Fellachenfamilie aus Kafr el Haram direkt überlaufen, die niemals größere Funde hatte, dagegen stets Werke der Kleinkunst, meist nicht viel wert, aber von Zeit zu Zeit doch recht hübsche Stücke, größtenteils hellenistisch-römischer Zeit, kleine Tongefäße, auch kleine Metallsachen (ein besonders hübsches Stück kam ins Römisch-Germanische Zentralmuseum). Das alles stammt doch gewiß aus dem Handwerkerviertel von Memphis. Auch anderswo haben natürlich griechische Kunsthandwerker gesessen, wie ja schon Galiub beweist. Vor einiger Zeit veröffentlichte Edgar griechische Frauenköpfe aus dem Delta (in der Nähe von Kairo). Diese Köpfe mit eigenartiger Frisur erinnern an einen Frauenkopf, den ich 1912 in Kairo erwerben konnte. Das sind einzelne Stücke, die zufällig mir in die Hände gefallen sind. Es wäre gut, wenn einmal systematisch darauf geachtet würde. Mit Unrecht suchen die Ägyptologen, die nach Kairo gehen, ausschließlich ägyptische Altertümer.

Bergsträßer, Gotthelf: **Einführung in die semitischen Sprachen.** Sprachproben und grammatische Skizzen. München: Max Hueber Verlag 1928. (XV, 192 S.) gr. 8°. RM 12—; geb. 15—. Bespr. von Johannes Pedersen, Kopenhagen.

Das Buch fängt mit einem Kapitel „Ursemitisch" an; danach behandelt der Verfasser die einzelnen semitischen Sprachen in der Weise, daß er jede Einzelsprache in einer grammatischen Skizze beschreibt und durch Sprachproben in Umschrift mit dazu gehörigen Übersetzungen illustriert. Erst kommt Akkadisch mit Proben aus dem Hammurabi-Gesetz, den Hammurabi-Briefen, dem Sanherib-Prisma und den neuassyrischen Briefen. Unter Hebräisch wird nicht nur das Althebräische mit Proben aus dem A.T., teilweise nach babyl. Vokalisation behandelt, sondern auch die späteren Sprachformen werden berücksichtigt. Die Bezeichnung Neuhebräisch verwendet er auf die moderne, neubelebte zionistische Sprache, während er die Sprache der Mischna etc. als Mittelhebräisch charakterisiert. Mit Recht macht er auf die Gefahren, die mit der plötzlichen Modernisierung der alten Sprache verbunden sind, aufmerksam und charakterisiert die neuge-

staltete Sprachform als „eine europäische Sprache in durchsichtiger hebräischer Verkleidung". Dieses Urteil ist jedenfalls für die dargebotene Sprachprobe (Anfang und Schluß einer offiziellen Rede) zutreffend und wird wohl auch für die gewöhnliche Zeitungssprache nicht unrichtig sein. Wertvoll ist, daß die lebendigen Dialekte, wo sie noch vorhanden sind, mit in Betracht gezogen werden. Das gilt sowohl vom Aramäischen wie vom Südarabisch-Äthiopischen und vom Nordarabischen. Unter dem Altaramäischen finden wir Proben aus der Bibel, aus dem syrischen Abgar-Briefe und aus mandäischer Liturgie und Totenmesse; unter Neuaramäisch wird der Dialekt von Maʿlūla, zu dessen Erforschung Bergsträßer bekanntlich selbst beigetragen hat, sowie der von Urmia recht ausführlich behandelt. An das Äthiopische, wofür IV Ezra die Sprachproben liefert, schließt sich das Neuabessinische, unter welchem Kapitel Amharisch und Tigrē behandelt werden. Die neuarab. Proben sind dem Zentralarabisch-Beduinischen, dem Ägyptischen, dem Marokkanischen und dem Maltesischen entnommen. In einem Anhang folgt eine Liste, umfassend etwa 170 Worte, die in den fünf Hauptzweigen der semitischen Sprachen, ohne gegenseitige Entlehnung, vorkommen, also als das Minimum des Gemeinsemitischen gelten können. Grundsätzlich ausgeschlossen sind solche Dialekte, die nur oder wesentlich nur in unvokalisierten Texten überliefert sind, so daß sie nicht hinlänglich genau umschrieben werden können. Dadurch fallen das Phönikische, einige ältere aramäische und nordarabische Dialekte sowie das alte Südarabische aus. Man kann sich über das Prinzip streiten, aber großen Schaden verursacht es auf jeden Fall nicht, da alle wichtigen Seiten der semitischen Sprachen ohnehin genügend vertreten sind. Sowohl die grammatischen Skizzen wie die Texte sind sehr sorgfältig ausgearbeitet. Auf verschiedenen Sondergebieten hat sich der Verf. die Unterstützung von besonders berufenen Fachgenossen gesichert (Fischer, Hess, Littmann, Stumme, Hommel, Mittwoch, Landsberger).

Mit Recht macht Bergsträßer darauf aufmerksam, daß das „Ursemitische" nicht als eine handgreifliche Größe betrachtet werden darf. Der Begriff ist uns unentbehrlich, nur müssen wir über seine Begrenzung im klaren sein. Die Einzelvölker sind nicht durch einfache Spaltung eines einheitlichen „ursemitischen Volkes" entstanden; denn so entsteht kein Volk. Wir abstrahieren den Begriff der Ursemiten aus den geschichtlichen Völkern heraus und stellen sie in einem Plan an den Anfang der Einzelvölker, obwohl ein Volk eigentlich weder Anfang noch Ende hat, sondern im ständigen Werden sich befindet. So sind die vor den geschichtlichen semitischen Völkern existierenden „Ursemiten" sicher ein viel bunteres Volk als wir sie uns unmittelbar denken; die Ansätze der Spaltungen sind schon bei ihnen vorhanden und sie leben in anderen Völkerverbindungen, die wir nur teilweise ahnen können. Ein Bild von ihnen können wir uns eben nur durch Abstrahierung aus der späteren Geschichte und vor allem aus den Sprachen erwerben, aber dieses Abstraktum kann nie eine lebendige Größe werden. Sprachlich bedeutet das Ursemitische, wie B. sagt, „alles, was wir als der Entwicklung der uns bekannten semitischen Einzelsprachen (oder wenigstens des größeren Teils von ihnen) zeitlich voranliegend erschließen können" (S. 3). Das bedeutet aber nur: Die supponierten Formen, aus denen heraus wir uns die in den geschichtlichen Sprachen vorkommenden Formen erklären können. Deshalb können wir nie wissen, ob genau die von uns erschlossene Form wirklich existiert hat; unsere Vermutung gibt nur eine ungefähre Richtung an, wir suchen immer den kürzesten, geraden Weg, aber die Geschichte kann andere Wege gegangen sein. Wenn B. sagt, „schon innerhalb des Ursemitischen haben Lautveränderungen stattgefunden", ist das nach dem obigen eigentlich selbstverständlich, ebenso wie man die Möglichkeit nicht abweisen kann, daß es im vorgeschichtlichen Semitischen Laute gegeben hat, die wir nicht mehr zwingend feststellen können, wie z. B. die spirantischen Labiale, auf deren Fehlen im erschlossenen ursem. Lautsystem B. aufmerksam macht. Beim abstrakten Charakter des Ursemitischen ist es sehr schwierig, zwischen „gemeinsemitisch" und „ursemitisch" zu unterscheiden. Das gilt z. B. von dem Gesetze vom Schwinden des Aleph (cf. S. 5 unt.). Daß eine Tendenz in dieser Richtung in allen semitischen Sprachen zu spüren ist, ist klar; aber ob schon vor den geschichtlichen Sprachen Tatsachen dieser Art vorliegen, bleibt unsicher.

S. 9 schreibt B.: „Ein ursemitisches Relativpronomen ist nicht nachzuweisen, der Relativsatz aber ist ursemitisch, wie die Gleichartigkeit seines Baus in den Einzelsprachen beweist." Dies ist unzweifelhaft richtig; ich glaube aber, daß man überhaupt nur in dem verhältnismäßig spät entwickelten klassischen Arabisch von einem Relativpronomen reden kann. Das gewöhnliche ist, daß man durch eine Relationspartikel überhaupt sekundäre Sätze als solche bezeichnen kann. Selbstverständlich muß in einem Werke wie dem vorliegenden zu den Hauptfragen der semitischen Grammatik Stellung genommen werden. B.s Anschauungen

sind im ganzen schon von seiner Darstellung in der Hebr. Grammatik bekannt. Unter den schwachen Verben betrachtet er die II infirmae und II gem. als ursprünglich zweikonsonantig. Ich sehe keinen Grund, zu verneinen, daß es auch Wurzeln mit konsonantischem *w* als zweitem Radikal gegeben hat. Viele Formen können auf die eine wie auf die andere Weise lautlich erklärt werden, bei anderen muß man mit Analogiebildungen rechnen. Sehr nahe liegt es deshalb, daß hier 2-rad. und 3-rad. Wurzeln zusammengefallen sind, ohne daß wir sie reinlich scheiden können. In dieser Hinsicht wird der von Landsberger angewiesene Weg, bestimmte Bedeutungsgruppen für die II infirmae nachzuweisen, uns vielleicht dem Ziele näherbringen können. Auf die anderen wichtigen Fragen, die „Tempora" etc., soll hier nicht eingegangen werden. Das Buch ist aus Vorlesungen herausgewachsen. Ohne Hilfe des Lehrers werden Studenten wohl kaum die Texte in allen Einzelheiten verstehen. Aber diejenigen, welche das Buch durcharbeiten, werden dadurch reichhaltige Belehrung erlangen. Das Buch ist ein schönes Zeugnis vom heutigen Stand der semitistischen Forschung.

Mandelkern, Solomon: **Veteris Testamenti Concordantiae Hebraicae atque Chaldaicae** (Hebr.: ספר הַיְכָל הַקֹּדֶשׁ הלא הוא קונקורדנציא עברית וארמית ערוכה בכל ושלמה לספרי תורה נביאים וכתובים). Editio altera locupletissime aucta et emendata apud F. Margolin 1925 (XVIII, 1532, 10, 16 S.) 4°. In Kommission: Leipzig: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. RM 130 —. Bespr. von F. Perles, Königsberg i. Pr.

Die Vorzüge der 1896 erschienenen und schon seit einer Reihe von Jahren vergriffenen Mandelkern'schen Konkordanz sind so bekannt, daß es kaum einer besonderen Empfehlung der unlängst erschienenen Neuausgabe bedarf. Es ist in der Hauptsache eine (technisch vorzüglich gelungene) anastatische Wiedergabe. Doch sind tausende von Verbesserungen und Ergänzungen hineingearbeitet, zu welchen noch zwei anhangsweise beigefügte reichhaltige Nachträge kommen. Die hebräische Einleitung — warum ist dieselbe ungleich der Einleitung zur ersten Auflage nicht auch lateinisch geboten? — gibt Aufschluß über die Quellen der Berichtigungen, läßt aber auffallenderweise jede Angabe darüber vermissen, wer die wissenschaftliche Verantwortung für die zweite Auflage trägt, so daß wir nicht wissen, ob derselbe etwa mit dem Verleger identisch ist. Außer nachgelassenen Notizen von Mandelkern sind die in langjähriger Arbeit von H. Brody zusammengetragenen Materialien, dann vor allem Sven Herner's Verbesserungen zu Mandelkern's großer Konkordanz (144 S., Lund 1909) sowie bisher ungedruckte Mitteilungen von M. Salmanowitz und B. Jacob und endlich an verschiedenen Stellen zerstreute Bemerkungen von Badt, Baumann, Büchler, Beer, Braun, Gall, Dalman, Siegfried, Jacob, Ludwig, Nestle, Zillessen, Kittel, König, Rosenwasser, Strack, Stade benützt, so daß ein hoher Grad von Zuverlässigkeit und Vollständigkeit gesichert ist. Ref. hat auf Grund einer Reihe von Stichproben keinen Irrtum und keine Lücke feststellen können und nur einen Druckfehler gefunden: Sp. 1128a Z. 12 ist شغف für شغف zu lesen.

In einer Beziehung steht freilich die Neuausgabe nicht auf der Höhe der Forschung, insofern als sie die Resultate der hebräischen und aramäischen Wortforschung im letzten Menschenalter nicht berücksichtigt. So sehr wir die Zurückhaltung würdigen, die gegenüber den erst auf textkritischem Wege erschlossenen Stämmen und Wörtern geübt wird[1], geht es doch nicht an, an den durch die wiederentdeckten Sirachfragmente und durch Vergleichung mit den Dialekten, speziell dem Akkadischen gewonnenen neuen lexikalischen Erkenntnissen einfach vorüberzugehen. So wäre, um nur einige Beispiele anzuführen, folgendes zu ergänzen bzw. zu berichtigen: 180^{c} s. v. אֲבַעְבֻּעֹת Der erst aus dem Rabbinischen belegte Stamm בעבע findet sich schon Sir 14_{4} ובטובתו יתבעבע זר. — 234^{d} s. v. בָּרָה II ist der Inf. Pi'ēl לברות Thr 4_{10} ganz zu streichen, da das ל zum Stamm gehört und ein Plural von *לברת = akk. *Labartu* vorliegt, s. OLZ VI 244/45; XVIII 179/80. — 736^{b} s.v. נַחַל fehlt die Bedeutung „Palme" (= arab. نخل) Num 24_{6} כנחלים נטיו und Sir 50_{12}, wo nach G für כערבי נחל sicher כעבתי נחל zu lesen ist (JQR XI 688). Nach B. Jacob liegt diese Bedeutung auch Cant 6_{11} in לראות באבי הנחל vor (ZDMG LV 141). — 1124^{a} s. v. שָׁמַח wird für Jes 9_{16} לכן על בחוריו לא ישמח יהוה die Konjektur לא יחמל angeführt. In Wirklichkeit ist aber לא יְשַׂמַּח zu punktieren von *שָׂמַח = سَمُحَ, das auch Sir 36_{17} gestanden hat, während רחם nur Glosse für das seltene Wort ist (REJ XXXV 63). — 1234^{b} s. v. שרת wäre nachzutragen, daß der Stamm denominiert von akk. *šarrūtu* „Königtum" ist (OLZ XXII 111/12).

Natürlich ist dieser vom philologischen Standpunkt zu beklagende Mangel in keiner Weise geeignet, die Brauchbarkeit, ja Unent-

---

1) Die 16. Auflage von Gesenius-Buhl hat freilich eine Liste solcher Wörter am Schlusse des Werkes (S. 892) mitgeteilt.

behrlichkeit des Werkes zu mindern. Vielmehr liegt in seinen 6186 Spalten eine ehrfurchtgebietende Summe von hingebender Arbeit niedergelegt, für welche man dem verstorbenen Verfasser wie den an der Vervollkommnung der Neuausgabe beteiligten Gelehrten aufrichtigen Dank schuldet.

Die Alten pflegten die Verse, Wörter, ja sogar Buchstaben der Heiligen Schrift zu zählen. Unsere Zeit hat kein Verständnis für solche Formen der Wahrung des Traditionsschatzes. Doch die ihnen zugrunde liegende Pietät betätigt sich heute schöner und nutzbringender in einem Werk wie der vorliegenden Konkordanz, die gleichsam eine Bestandaufnahme des gesamten biblischen Wortschatzes darstellt.

Zum Schlusse sei noch auf eine Inkonsequenz hingewiesen, die sich nur daraus erklärt, daß das Werk auf anastatischem Wege reproduziert ist. Der Name von Mandelkern figuriert auf dem Titelblatt in der Form מאנדעלקערן, während auf dem Vorblatt der Neuausgabe מאנדלקרן zu lesen ist. Die lange übliche Transskription des Vokals e durch ע ist nämlich im heutigen Hebräisch — besonders auch in Palästina — immer mehr abgekommen, ohne daß es bis jetzt gelungen wäre, eine andere unzweideutige Umschrift einzuführen.

Wuttke, Lic. Dr. Gottfried: **Melchisedech, der Priesterkönig von Salem.** Eine Studie zur Geschichte der Exegese. Gießen: A. Töpelmann 1927. (IV, 76 S.) gr. 8°. = Beihefte zur Zeitschr. f. d. neutestamentl. Wiss. 5. RM 3.50. Bespr. von Johannes Herrmann, Münster in Westf.

Die vorliegende Arbeit will nach der Absicht des Verfassers das bunte Vielerlei der Melchisedechauslegungen nicht nur registrieren, sondern es als Studie zur Geschichte der Exegese zur Beobachtung geistesgeschichtlicher Zusammenhänge, zur Charakterisierung verschiedener Typen der Exegese benutzen. Wenn dem Verf. daher das alttestamentliche Material nur als Gegenstand der Auslegung wertvoll ist, so hätte er doch auf eine Darstellung und Untersuchung des in Gen. 14, 18—20 und Ps. 110 vorliegenden Materials nicht verzichten sollen. Er nimmt seinen Ausgangspunkt sogleich bei der christlichen Auslegung im Hebräerbrief; hier sucht er nachzuweisen, daß 7, 1—3 als eine Vorlage anzusprechen ist, die der Verfasser des Hebräerbriefs vorfand und übernahm, von deren gnostisch-spekulativer Struktur sich aber seine heilsgeschichtliche Exegese in V. 4 ff. deutlich abhebt. Wuttke charakterisiert weiter die Verwertung des Melchisedech bei Philo, bei Josephus und in der rabbinischen Exegese. Dann wendet er sich zu der Untersuchung der kirchlichen und gnostischen Melchisedech-Spekulationen (M. in der Pistis Sophia, die Melchesedekianer des Hippolyt u. Epiphanius sowie des Marcus Eremita, M. bei den Hierakiten u. Athinganern) und zu den Melchisedechlegenden. In den beiden letzten Abschnitten behandelt er die Verwertung des Melchisedech in der kirchlichen Auslegung der griechischen u. lateinischen Väter sowie in der mittelalterlichen und neueren Exegese. Ein Anhang beschäftigt sich mit der Melchisedechgestalt im Kultus und in der Kunst.

Solche exegesegeschichtlichen Arbeiten sind umsomehr zu begrüßen, als es ihrer nicht viele gibt. Der Verfasser ist Dobschützschüler und erweist sich als solcher durch die saubere und sorgsame Methode und durch das lebendige und fruchtbare Interesse an einem solchen Gegenstand.

Glueck, Dr. Nelson: **Das Wort hesed im alttestamentl. Sprachgebrauche** als menschliche und göttliche gemeinschaftsgemäße Verhaltungsweise. Gießen: Alfred Töpelmann 1927. (VIII, 68 S.) gr. 8°. = Beihefte zur Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft 47. RM 4 —. Bespr. von Ludwig Köhler, Zürich.

Die Studie, von W. Staerk angeregt und 1926 zum Teil als Jenaer Dissertation erschienen, untersucht im 1. Kapitel „חסד als menschliche Verhaltungsweise in profaner Bedeutung“ (S. 1—21). Sie geht also nach gesunder Regel vom gewöhnlichen, unbesonderten Sprachgebrauch aus. Der Reihe nach werden Belege für חסד zwischen Verwandten und verwandten Stämmen, Gastgeber und Gast usw. geprüft. Die Frage, worin חסד in den einzelnen Fällen besteht, wird freilich vernachlässigt, aber richtig ermittelt, daß es sich immer um ein Verhältnis „innerlich Zusammengehöriger“ handelt: „חסד im profanen Sprachgebrauch in den älteren Quellen ist nie willkürlich geschenkte Gnade oder Güte oder Huld oder Liebe“ (S. 21), sondern „die einem Rechts-Pflicht-Verhältnis entsprechende Verhaltungsweise“ (S. 20).

Wie hier, so sind auch im 2. Kapitel „חסד als menschliche Verhaltungsweise in religiöser Bedeutung“ (S. 21—34) die in Betracht fallenden Stellen und ihre Exegese sorgfältig benutzt. Das Ergebnis: „חסד ... die gemeinschaftsgemäße Verhaltungsweise der Menschen unter sich und zugleich ... [davon nicht zu trennen] die richtige Verhaltungsweise Gott gegenüber“ (S. 34). Der weitere Satz freilich: „חסד ist in den Begriffen Gotteserkenntnis und Gottesfurcht enthalten und kann ihnen gleichgesetzt werden“ (S. 34), ist unscharf und anfechtbar.

Das 3. Kapitel „חסד als göttliche Verhaltungsweise“ (S. 35—67) führt zu dem Satz „der חסד Gottes kann sinngemäß mit «Treue, gemeinschaftsgemäße Hilfe, gemeinschaftsgemäße Liebe» wiedergegeben werden“. Ein Anhang vergleicht, im Anschluß an Friedrich Schultheß und der lautlichen Schwierigkeit bewußt, חסד und حسد.

Alles in Allem: eine klare und methodische Untersuchung, mit Fleiß und Umsicht geführt, die nur dann noch hätte vertieft werden kön-

nen, wenn Kontrastbegriffe mehr herangezogen, besonders bezeichnende Stellen schärfer herausgehoben worden wären. Vermißt habe ich, daß Verf. sein statistisches Material über Häufigkeit und Verbreitung des Wortes nicht an einer gelegentlichen Stelle vorlegt. Aber auch so verdient die Arbeit Lob.

Herford, R. Travers: **Die Pharisäer.** Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Dr. Walter Fischel. Leipzig: Gustav Engel 1928. (V, 296 S.) 8°. RM 9—. Bespr. von Martin Dibelius, Heidelberg.

Die Besprechung des englischen Originales „The Pharisees" (OLZ 1926, 175ff.) schloß ich mit dem Wunsche, daß auch dies Werk Herfords bald einen deutschen Übersetzer finden möge. Mein Wunsch ist erfreulicherweise in Erfüllung gegangen. Dr. Walter Fischel hat das Buch in gut lesbares Deutsch übertragen; übrigens ist auch eine italienische Übersetzung von Dante Lattes und Mosè Beilinson in Bari 1925 erschienen.

Eine solche Übersetzung kann eine treue Wiedergabe des Originales sein; sie kann auch eine Art Neubearbeitung darstellen, die auf die Forschung der inzwischen verflossenen Jahre — sei es auch nur in Anmerkungen des Übersetzers — Rücksicht nimmt, die auch hier und da die wissenschaftliche Lage in dem Gebiet, in dessen Sprache das Werk übertragen wird, betont. In unserem Fall ist der erste Weg beschritten worden. Ich verstehe das, wenn ich auch die andere Art vorgezogen hätte. Das Buch wäre als Neubearbeitung für deutsche Leser wertvoller geworden; in der vorliegenden Gestalt haften ihm einige Mängel an, die vielleicht innerhalb der deutschen Literatur noch spürbarer werden als in der englischen. Ich sehe dabei von Kleinigkeiten ab wie dem in einem deutschen Buch unmöglichen „ad nauseam" (S. 135). Aber schon der „Belfast Orangeman" durfte einem deutschen Leserkreis nicht ohne Erklärung vorgestellt werden (S. 134), und erst recht durfte das von Schechter edierte Werk nicht einfach als „Zadokitisches Fragment" bezeichnet werden, da gerade in Deutschland eine andere Benennung und eine andere Beurteilung üblich geworden ist (S. 22). Wenn S. 74 „spätere" und „frühere" Lehren Jesu unterschieden werden, so entspricht das der wissenschaftlichen Arbeit in Deutschland so wenig, daß der kleine Passus wohl hätte gestrichen werden müssen, wenn er nicht in einer Anmerkung gerechtfertigt werden konnte.

Eine wirkliche Neubearbeitung hätte auch darauf bedacht sein müssen, den hier bereits bei der Besprechung des englischen Werkes gerügten Fehler zu vermeiden und die soziologischen Beziehungen des Pharisäismus nicht so in den Hintergrund treten zu lassen. Gerade ein Buch, das den Satz Wellhausens kritisiert, daß man auf diesem Gebiet das Einzelne ohne das Ganze verstehen könne, mußte nun wirklich zum „Ganzen" streben; ganz abgesehen davon, daß jener Satz auch einer heute überwundenen wissenschaftlichen Lage entstammt. Zu einer wirklichen Eindeutschung gehört eben mehr als korrekte Übertragung in eine andere Sprache.

Mit diesen kritischen Bemerkungen soll das Verdienst der Übersetzung freilich ebensowenig geschmälert werden wie das des ganzen Werkes. Es bleibt vielmehr dabei, daß es sich hier um eine ausgezeichnete Darstellung handelt, die einen wirklichen Einblick in die treibenden Motive des Pharisäismus gewährt. Die ungeheure geistesgeschichtliche Bedeutung, die der Ableitung der Lebenshaltung aus der Auslegung zukommt (für das gesamte Abendland einschließlich des Christentums!) tritt deutlich hervor, auch wenn wir — infolge des Fehlens einer soziologischen Betrachtung — nicht ausdrücklich darauf verwiesen werden.

Marti, Prof. D. Dr. Karl, und Prof. D. Dr. Georg **Beer**: 'Abôt (Väter). Text, Übersetzung und Erklärung nebst einem textkritischen Anhang. Gießen: A. Töpelmann 1927. (XXXII, 200 S.) gr. 8°. = Die Mischna, IV. Seder. Neziqin. 9. Traktat. RM 18—. Bespr. von Paul Fiebig, Leipzig.

Nach dem Tode von K. Marti hat G. Beer die Herausgabe dieses Teiles der Gießener Mischna besorgt. In dem Vorwort macht B. die erfreuliche Mitteilung, daß er in Faksimile-Lichtdruck den Codex Kaufmann-Budapest zugänglich machen wird. Dieses wichtige Werk wird in den Schriften der Straßburger Wissenschaftlichen Gesellschaft in Heidelberg im Verlag der Berliner Kunstanstalt Albert Frisch in Originalgröße erscheinen. Außerdem enthält das Vorwort leider die Mitteilung, daß Herr Dr. Rabin-Breslau von der Mitarbeit zurückgetreten ist.

Für die Bearbeitung des Traktates Abot lagen B. eine ganze Reihe guter Vorarbeiten vor. Der Arbeit B.s ist vor allem seine grammatisch-lexikalische, orientalistische und alttestamentliche Vorbildung zugute gekommen. Aber auch das N. T. kommt in den Anmerkungen nicht zu kurz. Da ja namentlich auch die Neutestamentler dieses Werk benutzen möchten und sollen, wäre es sicherlich für die Zukunft sehr erwünscht, wenn jedem Traktat ein Register derjenigen Stellen des A. T. und N. T. beigegeben würde, auf die in dem Kommentar verwiesen

ist. Dadurch würde die Ausnutzung einer solchen Arbeit für das N. T., die ja dringend nötig ist, sicherlich vielen wesentlich erleichtert. Durch zahlreiche Literaturnachweise gibt B. Anregung zur Weiterarbeit an diesem Traktat. Ich füge noch hinzu, daß wir an solcher Weiterarbeit namentlich brauchen: eine heutigen Ansprüchen genügende Bearbeitung der אבות דרבי נתן, der פרקי דרבי אליעזר, der דרך ארץ-Traktate, überhaupt eine Geschichte der jüdischen Paränese und ihrer Zusammenhänge mit der neutestamentlichen Paränese. Der Aufgaben sind hier viele, und derer, die auf diesem Gebiet mit voller Kraft arbeiten können, so wenige, daß man nur immer wieder schmerzlich empfindet, wie langsam hier die Arbeit leider gehen muß.

Aus B.s Einleitung hebe ich besonders den Abschnitt über Sprache und Stil des Traktates hervor. Hier hätte sich, etwa im Hinblick auf mein Buch „Der Erzählungsstil der Evangelien", also im Hinblick auf das N. T., eine noch größere Vertiefung und Eindrücklichkeit der Bedeutung dieser Gesichtspunkte für das N. T. erreichen lassen. S. XIX erwähnt B. das Problem der „näheren Verumständung der einzelnen Aussprüche". Diese schwebt mir besonders bei dem Wort: „Bekehre dich einen Tag vor deinem Tode" aus Schab. 153a vor. In dieser Richtung hätte sich sicher noch mehr anführen lassen, wodurch in die Erkenntnis der Veranlassung einzelner Aussprüche noch mehr Licht gekommen wäre.

Gut ist, daß auch arabische, lateinische, griechische, deutsche Parallelen zu den Aussprüchen der Rabbinen herangezogen werden. Bei den arabischen fällt mir auf, daß die einen genau vokalisiert sind, andere nicht. Auch auf Sirach wird mit Recht häufig hingewiesen.

An Einzelheiten sei folgendes erwähnt: S. XII verwendet B. den Ausdruck „Haggadisches" im Sinne von „Midrasch" und findet daher nur „in den beiden letzten Kapiteln Haggadisches". Nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch würde man doch den gesamten Inhalt dieses Traktates als „Haggada" bezeichnen, wozu Bachers Agadawerk zu vergleichen ist. — S. XVI Z. 5 v. o. ist „nicht" zu streichen. — S. 5 ist „Schüler der Weisen" eine ungenaue Übersetzung des entsprechenden Terminus. — Zu S. 11, Z. 14f. v. o. ist auf Ez. 3, 12 zu verweisen. — S. 12 Z. 8 v. u. ist „den" einzuschalten. — Zu S. 15 war auf Leipoldt, Jesus und die Frauen, hinzuweisen. — S. 23 in I 10b lies: לִיסְטָיוּת. — S. 36 Z. 6 v. u. fehlt der Hinweis auf Mark. 2, 23. — S. 42 Z. 3 v. u. scheint mir der Hinweis auf Mat. 12, 9—12 nicht zu passen. — Zwischen der Bemerkung zu III, 8 und V, I scheint mir eine Unklarheit zu bestehen. — Zu III, 11 war auf G. Kittel, Rabbinica, zu verweisen, der hier an Paulus denkt. — III, 16: B. unterscheidet zu wenig zwischen den Begriffen „Gleichnis" und „Allegorie". — S. 144 Z. 2 v. u. lies בַּת. — Es wäre sicher zweckmäßig, wenn diejenigen Traktate, die von einem Alttestamentler bearbeitet werden, auch einem Neutestamentler zur Durchsicht vorgelegt würden, ebenso umgekehrt.

Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Bearbeitung des Traktates Abot weiteren Kreisen und namentlich auch unter den Studierenden bekannt und vertraut würde. Sicherlich werden dazu vor allem an den Universitäten die Neutestamentler in Zukunft die reiche Gelegenheit benutzen, die sich ihnen innerhalb ihrer Wissenschaft bietet.

Ziegler, Prof. Dr. J.: **Die sittliche Welt des Judentums.** Zweiter Teil: Vom Abschluß des Kanons bis Saadja. Herausgegeben von der Großloge X I. O. B. B. für den Tschechoslowakischen Staat. Leipzig: W. M. Kaufmann 1928. (X, 397 S.) 8°. Bespr. von Max Löhr, Königsberg/Pr.

Dem ersten Bande, vgl. diese Zeitschrift 1925, Sp. 905 f., ist nach vier Jahren der vorliegende gefolgt. Ein dritter und letzter wird in einigen Jahren in Aussicht gestellt. Der Zweck auch dieses zweiten Bandes besteht darin, jüdische Kreise für die ethischen Ideen und Ideale ihrer Religion zu interessieren, aber auch jüdische Gelehrte und Religionsphilosophen anzuregen, dem Problem eines ethischen Systems des Judentums näherzutreten. Das Buch enthält folgende Kapitel: Die Gottesidee. Der Mensch und sein Gott. Die Sendung Israels. Der Weg Israels zu Gott. Von Mensch zu Mensch. Der Lohn der Frömmigkeit und die Strafe der Sünde. Außer einem Schlußwort noch einen umfangreichen Stellennachweis. Wenn das Buch auch wesentlich praktischen Zwecken dient und der Verf. selbst befürchtet, es könnte eine Predigt genannt werden, so sind doch die in Fülle gebotenen Zitate aus der midraschischen und talmudischen Literatur in ihrer Zusammenordnung dankenswert.

Waldstein, A. S., Ph. D.: **Modern Palestine.** Jewish Life and Problems. New York: Bloch Publishing Company 1927. (VII, 222 S.) 8°. Bespr. von Alfred Wiener, Berlin-Charlottenburg.

Die Absicht des Verfassers geht vor allem dahin, das Interesse und die finanzielle Unterstützung jüdischer Amerikaner für die national-jüdische Heimstätte zu gewinnen. Dazu scheint er, selbst glühender Zionist, berufen, weil er 13 Jahre in Palästina gelebt hat. Nach einem einleitenden Abschnitt über das Judentum in Palästina und, wie er schreibt, in der „Diaspora", behandelt er in 14 Kapiteln — im Anhang wird Entstehung und Entwicklung der neuen jüdischen Stadt Tel-Aviv bei Jaffa beschrieben — die Probleme, die das nationaljüdische Palästina der Gegenwart betreffen: „die alte Siedlung" (Alter Jischuw) und „die neue Siedlung" (Neuer Jischuw) (Kap. III); (jüdisches) Dorf und (jüdische) Stadt (Kap. IV); Ackerbau, Handel und Industrie (Kap. V); jüdische Selbstverwaltung (Kap. VI); jüdisches Erziehungswesen (Kap. VII); kulturelles Leben (Kap. VIII); hebräische Sprache und Literatur (Kap. IX); Juden und Araber (Kap. X); die jüdische Arbeiterschaft (Kap. XI und XII); die jüdische Frau (Kap. XIII); die jüdische Religion (Kap. XIV); das Problem und seine Lösung (Kap. XV). Der Verfasser hat die wesentlichen Probleme, um die es im nationaljüdischen Palästina geht, richtig erkannt und einfach dargestellt. Aber die Sachlichkeit der Darstellung leidet darunter, daß der Verfasser gemäß der Stärke seiner nationaljüdischen Einstellung ganz Palästina nur mit zionistischen Augen betrachtet, daß er ungleich Licht und Schatten verteilt, ja manchmal mit kränkenden Beiworten für ihm unangenehme Organisationen in Palästina nicht zurückhält (z. B. S. 84, wo er die nichtzionistische gesetzestreue Organisation Agudas Jisroel „jesuitisch" nennt). Es gebricht ihm auch an Kenntnis, Verständnis oder gar nachsichtiger Be-

urteilung der arabischen Bevölkerung (1926 in Palästina 158000 Juden und 719000 Araber). Die deutschen Templer werden in keinem Zusammenhang erwähnt. Da er verständliche und wärmste Sympathien für die intelligente und aufopferungsvolle jüdische Arbeiterschaft Palästinas (1. 9. 26 31826 „abhängige Erwerbstätige", reine Arbeiter weniger) hegt, so sieht er nur in ihren Lebens- und Wirtschaftsformen das Heil des zukünftigen Palästina, obwohl z. B. gerade in den letzten Jahren die wirtschaftliche Fragwürdigkeit der auf rein sozialistischer Grundlage errichteten Arbeitersiedlungen (Kwuzoth) fast allgemein zugegeben wird. Seine einseitige Einstellung muß auch zwangsläufig dazu führen, daß er geschichtliche Vorgänge aus Vergangenheit und Gegenwart des jüdischen Palästina nicht objektiv würdigen kann (z. B. die Einführung des Hebräischen in die palästinische Schule, S. 86ff.; die Zusammenhänge zwischen San Remo-Konferenz der Siegerstaaten im Jahre 1920 und der Mandatsbegrenzung für Palästina, S. 206/207).

Hält der Wißbegierige sich stets diese wesentlichen Einschränkungen bei der Lektüre des Waldsteinschen Buches vor Augen, so wird er, besonders wenn er sich zum ersten Male dem Palästinaproblem nähert, manches Neue und viel Interessantes aus ihm entnehmen.

Jaussen, Le père J.-A., O. P.: **Naplouse et son District.** Paris: Paul Geuthner 1927. (VIII, 364 S., 9 Taf.) 4°. = Coutumes Palestiniennes I. 75 Fr. Bespr. von Peter Thomsen, Dresden.

In zwei größeren Werken hat sich der gelehrte und weitgereiste Verf. als gewissenhafter Erforscher und genauer Kenner von Sitten und Bräuchen der Bewohner Palästinas und Syriens bekannt gemacht. 1908 veröffentlichte er das lesenswerte Werk: Coutumes des Arabes au pays de Moab, 1920 als Supplément zu Tome II der Mission archéologique en Arabie das Buch: Coutumes de Fuqarâ. In dem vorliegenden Werke setzt er sich zunächst noch engere Grenzen seiner Darstellung, indem er sich auf Nāblus und seine unmittelbare Umgebung beschränkt, was ohne Zweifel insofern nützlich war, weil auf diese Weise ein ziemlich einheitliches, in sich geschlossenes Bild entstanden ist. Denn die Bewohner von Nāblus bekennen sich außer etwa 300 Christen und 164 Samaritanern sämtlich zum Islam.

Nach einer allgemeinen Beschreibung der Stadt und ihrer Umgebung, wobei auch die geologische Beschaffenheit, Pflanzen- und Tierwelt, wenn auch ganz kurz, berührt werden, schildert der Verf. das Haus mit seiner Einrichtung, sodann das Leben der Frau (von der Geburt an) und die Familie nach ihrer Zusammensetzung und Herkunft (Genealogien, Bedeutung der alten Familien, Krankheiten, Heilmittel). In dem Kapitel über die Religion werden ausführlich behandelt die Moscheen und Welis, die religiösen Handlungen (Gebet, Opfer), heilige Bräuche, Zauber und Zauberschutz (böses Auge, Mandalwahrsagung, berühmte Zauberer und Geisterbeschwörer wie šēḫ ʿalī und šēḫ saʿd ad-dīn, Segenswünsche und Flüche), ferner die Charaktereigentümlichkeiten der Bewohner, ihre Beschäftigungen und Gewerbe, ihre Nahrung, Spiele, Steuern, rechtliche Gebräuche, schließlich Tod und Trauer. Die ungemein fesselnd geschriebene Darstellung gründet sich auf langjährige eigene Beobachtungen und Erkundigungen, daneben auf Mitteilungen der katholischen Schwestern von St. Joseph, die in Nāblus ein Krankenhaus und eine Apotheke betreut haben und hier reichlich Gelegenheit hatten, in die Gedankenwelt der Einheimischen hineinzublicken. Mit großem Geschick hat der Verf. durch zahlreiche eingestreute Geschichten, die er unverändert nach dem Berichte seiner Gewährsmänner wiedergibt, die Schilderung belebt. Ein besonderer Vorzug des Buches besteht darin, daß die kennzeichnenden Ausdrücke stets in arabischer Sprache, z. T. auch in arabischer Schrift, geboten werden (im Register ist allerdings nur die Umschrift verwendet worden), sowie darin, daß auf eine Deutung, etwa aus christlichen Gedankengängen heraus, durchweg verzichtet ist. Doch wäre hier und da eine genauere Bestimmung der Gewährsmänner nach ihrer Herkunft und Religion erwünscht gewesen. So wird das Buch eine zuverlässige und wertvolle Stoffsammlung für die weitere religionsgeschichtliche und volkskundliche Forschung. Denn naturgemäß entsteht für jeden Leser die Frage, was von dem Erzählten alt ist und womöglich gar über die Zeit vor dem Islam hinausgeht, und wie sich dann das Alte im Laufe der Zeiten gewandelt hat. Wiederholt bespricht der Verf. die Bevölkerung nach ihrer Herkunft, Zusammensetzung und ihren Wanderungen, die sich z. T. über recht weite Räume erstreckt haben (z. B. aus dem ḥaurân). Es wäre sehr wünschenswert, daß solche Untersuchungen über das ganze Land ausgedehnt würden, ehe es zu spät ist und die alten zuverlässigen Erinnerungen geschwunden sind. Denn mit erschreckender Deutlichkeit erkennt man aus dem Buche, wie schnell alte Sitten und Gebräuche schon seit 1914, noch schneller seit Beginn der englischen Verwaltung zugrunde gehen, wenn man auch die sittlichen und gesundheitlichen Verbesserungen, die unter englischem Einfluß vorgenommen werden, zum Besten der Bevölkerung, insbesondere der Frauen, freudig begrüßen muß. Was der Verf. von der Lage der Frau zu erzählen weiß, gibt ein erschütterndes Bild menschlichen Elends, sozialer Not und gesundheitlicher Verkommenheit, das, wie jeder Kenner des Morgenlandes weiß, nicht nur für Nāblus allein zutreffend ist. Die Tafeln bieten

ausgezeichnete Aufnahmen der Stadt, einzelner Gebäude oder Trachten. Archäologische Fragen sind nur hier und da ganz flüchtig berührt. Auf Anführung irgendwelcher neuerer Literatur hat der Verf. verzichtet in dem vollauf berechtigten Selbstgefühl, so viel Neues und Wertvolles zu bieten, daß es der Belege von anderer Seite nicht bedarf. Die Ausstattung des Buches ist (abgesehen von mehreren Druckfehlern, die jeder Leser leicht verbessern wird, und von abgesprungenen Buchstaben) sehr gut.

Hertzberg, Propst. Lic. H. W.: **Fünfundsiebzig Jahre deutsche evangelische Gemeinde Jerusalem.** Leipzig: Verlag des Centralvorstandes des Evangel. Vereins der Gustav Adolf-Stiftung 1927. (80 S.) gr. 8° = Beihefte der Zeitschrift „Die evangelische Diaspora" Nr. 15. RM 2.40. Bespr. von Fr. Jeremias, Berlin.

Ein Kompendium der Geschichte der deutschen evang. Mission im heiligen Lande bis zum Wiederaufbau der Arbeit nach ihrer im Weltkrieg von den Engländern bewirkten Zerstörung. Die Kapitel von der Begründung und Aufhebung des englisch-deutschen Bistums von Jerusalem haben kirchenhistorisches Interesse. Dem Verfasser stand für die Zeit bis zum Kriegsausbruch ein reiches Quellenmaterial zur Verfügung, das er geschickt aufgebaut und verwendet hat. Die Geschicke Jerusalems im Weltkrieg und unter der Gewalt englischer Besatzung nach der Eroberung Jerusalems im Winter 1917 bedürfen noch einer gesonderten Darstellung. Die anziehend geschriebene Festschrift mit ihren guten Abbildungen im Text darf auf das Interesse weiter Kreise Anspruch machen.

---

1. **Brockelmann**, Carolus: **Lexicon syriacum.** Editio secunda aucta et emendata. Fasc. 7—12. Halle a. S.: Max Niemeyer 1925—28. (S. 481—930.) 4°. Je RM 10 —.
2. **Smith**, R. Payne: **Supplement to the Thesaurus Syriacus**, collected and arranged by his daughter J. P. Margoliouth. Oxford: Clarendon Press 1927. (XIX, 345 S.) 4°. 42 sh. Bespr. von A. Rükker, Münster i. W.

1. Die zweite Auflage von B.s Lexicon syriacum, dessen erste 6 Faszikel ich OLZ 1927, S. 44ff anzeigte, ist nun vollständig geworden. Meine Befürchtung, daß infolge des größeren Umfanges ein Index latinus wohl kaum zu erwarten sei, hat sich nicht verwirklicht, aber eine Vereinfachung mußte er doch erleiden, so daß seine Benutzung nicht mehr so bequem ist wie bei der 1. Auflage; es sind nämlich nicht nur die syrischen Wörter darin weggefallen, sondern es mußte auch eine Beschränkung auf die Angabe der Stammwörter unter Weglassung der abgeleiteten eintreten. Ein 1. Nachtrag von Addenda et emendanda (S. 839—49) gibt Ergänzungen, die seit Beginn des Druckes von verschiedenen Seiten dem Verfasser zugingen, und ein 2. Nachtrag bringt Addenda novissima (S. 921—23), hauptsächlich aus dem inzwischen erschienenen Supplementum zum Thesaurus syriacus. Der Index compendiorum (S. 924—30) ist vervollständigt und ersetzt den dem 1. Faszikel seiner Zeit beigegebenen; doch sind nicht alle OLZ 1927 S. 47 ausgesprochenen Wünsche erfüllt; es fehlt z. B. noch die Angabe, was MG, SBBA, Z II, ZM bedeutet, und der Druckfehler Schafrensis statt Scharfensis ist S. 925a, 926a und 930a erhalten geblieben.

Ich habe nun eine Prüfung des Lexikons in der Weise vorgenommen, daß ich es bei der Anfertigung einer Übersetzung der Hymnen Ephräms gegen die Irrlehren, die im 61. Band der Bibliothek der Kirchenväter erscheint, benutzte; da der Text der römischen Ausgabe noch schlechter ist, als ich befürchtet hatte, mußte ich auf die Hss. zurückgreifen, und es ergaben sich so zahllose Korrekturen, die zum Teil auch dem Wörterbuch nützlich sein können; ich entnehme darum Verbesserungsvorschläge hauptsächlich diesem Text.

68a ḥḏ ʾlp zu zweien, ES 2, 504C. — 71a ḥḏ mṭwl pulpita, locus lectorum, EOE Textus I, 114; II, 27; vgl. Versio I, 196. — 71b Die Stelle ES 2, 533D ergibt für ḥḏ šṭwl die Bedeutung „Zirkus". — 93b ḥnʾ ʾlḥḏ ist zu streichen, da die Hss. ḥnʾ ʾlḥḏ haben. — 180b ʾwḥdwy ist zu streichen; die Hss. haben an allen 3 Stellen ʾḥḏwy (bzw. an 3. Stelle den Plural). — 196b ist ʾḥḏwy zu streichen; an der angegebenen Stelle haben die Hss. ʾḥḏ. — 229b gilt die für ES 2, 352A gegebene Verbesserung des šbʿ in šbʿ auch für ES 2, 543E. — 230b ist šḥḥṭʾ zu streichen, da das vielbehandelte Wort eine Erfindung der Editio romana ist. — 257a šnṭ in der Bedeutung „absit" kommt ES 2, 484D vor. Ebenda: statt šnṭ ES 2, 447F haben die Hss. šnṭ. — 278b (zu ʾlhlʿ): die Stelle ES 2, 439B lautet in der Röm. Hs. ʾlhlʿ ḥṣ; ḥṣ, in der Londoner Hs. ʾlhlʿ ḥṣ; šnṭ ḥṣ; in jedem Falle ist die Lesart ʾlhlʿ statt ʾlḥḏʾ durch das Metrum gesichert. — 301b: ES 2, 453D wird ʾḥḏ ʾdʿ wie ʾḥḏ ḥṣ, antemurale, gebraucht. — 419b ʾḥḏ ʾnšʾ ist nicht die hebdomas ante pascha, sondern die Osterwoche; ebensowenig 750a ʾḥḏ ʾlʿnṣrʾ die hebdomas pentecostes, sondern die Woche vor dem Palmsonntag; zu beiden Ausdrücken vgl. A. Baumstark, Festbrevier und Kirchenjahr der syrischen Jakobiten, S. 229 und 250. — 423a ist šbʿ zu streichen, da die Hss. šbʿ haben. — 467a ist ḥṣṣ zu ES 2, 469B und auch die Emendation von Schulthess zu streichen; die Hss. haben ḥṣṣ. — 765a: an der Stelle ES 2, 498B haben die Hss. wirklich ʾḥḏ, die Emandation dürfte daher gegenstandlos sein. — 765b zu ʾḥḏ: es ist ES 2, 510A ḥṣṣ zu lesen. — 769a: statt \ʿbd 2d (zu ES 2, 516A) haben die Hss. \ʿbd. Ebenda: statt ʿbd, ES 2, 497F steht \ʿbd in der Hs., dagegen findet sich das Wort ES 2, 498A. — 777b: ḥṣ hat die Römische Hs., die Londoner fehlt zur Stelle.

An Druckversehen bemerkte ich: 219b: bei ʾḥḏ muß der Hinweis auf N § 126G (statt C) lauten. — 322a: bei ʾlḥṣ II. Etpa. ES 2, 546C (statt A). — 382: bei \ʿlʿ ʿlʿlʿ (η statt η). — 399a: bei ʾrʿ Hinweis auf Grundr. 2 § 228e (statt c). — 401b Zeile 19: PO 13 (statt 16). — 687: bei ʾrʿ muß das Zitat aus Hahn und Sieffert 151 (statt 158) lauten (= ES 2, 488D). — 699b: bei ʿṣʿṣʿ auf Grundr. 1, § 172d (statt a) zu verweisen.

Mögen alle Benutzer dankbar der großen Mühen gedenken, die der Verf. trotz mancherlei äußerer Hemmungen (vgl. Praefatio S. V) nicht gescheut hat, um ein unentbehrliches Hilfsmittel für die syrischen Studien zu schaffen!

2. Der 1901 abgeschlossene große Thesaurus Syriacus ist nun endlich durch ein Supplement ergänzt worden, das die Tochter des verdienten Herausgebers bearbeitet und vollendet hat. Die Ergänzungen stammen zum Teil noch von P. Smith selbst; vieles ist auch durch private Mitteilungen bekannter Syrologen: Bischof Maclean (von diesem stammen meist die wertvollen Angaben über kirchliche Dinge, besonders des ostsyrischen Ritus), von E. W. Brooks, F. Nau, R. Gottheil, A. Mingana beigesteuert worden. Ferner wurden lexikographische Notizen in Zeitschriften und Spezialwörterverzeichnisse mancher Textausgaben verwertet. Als besonders wichtige Quelle werden die handschriftlichen Notizen bezeichnet, die R. Duval in seinem Exemplar des Thesaurus gemacht hatte und die der Herausgeberin des Supplements durch Hyvernat zugänglich gemacht wurden. Außerdem hat man einige Handschriften ausgebeutet, darunter das Butyrum Sapientiae von Bar Hebraeus, den Gannath Bussāmê, einige Hss. der John Rylands Library und des British Museum.

Ein verhältnismäßig sehr großer Anteil an den Ergänzungen entfällt auf die Eigennamen und Fremdwörter, und ich glaube fast, daß hierin der besondere Wert des Supplements liegt, um so mehr, als Brockelmann diese in seinem Lexikon (von seinem Standpunkt aus mit Recht) ausgeschlossen hat. Demgegenüber scheint mir die seit 1901 erschienene syrische Literatur nicht in dem weiten Umfange ausgenützt zu sein, wie es bei Brockelmann geschehen ist. Letzterer hat inzwischen in ZS VI (1928), S. 1—3 bereits eine Reihe von Wörtern zusammengestellt, die aus dem Supplement auszuscheiden wären. Doch darf man nicht außer acht lassen, daß das Supplement nur in Verbindung mit dem Hauptwerk seine volle Bedeutung hat, und wir müssen der Herausgeberin dankbar sein, daß sie das Werk ihres Vaters fortgeführt hat.

Furlani, Gius.: **„Il libro delle definizioni e divisioni" di Michele l'Interprete.** Memoria di G. F. Roma 1926. (194 S.) 4°. = Reale Accademia Nazionale dei Lincei, Anno CCCXXIII, 1926, Serie sesta, Vol. II, Fasc. I. Bespr. von A. Rücker, Münster i. W.

G. Furlani, der schon eine ganze Anzahl größerer und kleinerer Werke der Erforschung der syrisch-griechischen Philosophie gewidmet und somit wie kaum ein anderer sich in diesen nicht leichten Gegenstand vertieft hat, legt uns eine Ausgabe des „Buches der Definitionen und Divisionen" des *bad(ḥō)qā* (Interpreten) Michael vor, einer Sammlung von ὁρισμοὶ καὶ διαιρέσεις, wie sie aus byzantinischen Lehrbüchern in syrische Werke übergegangen waren.

In der Einleitung bespricht F. die erhaltenen oder nur erwähnten Stücke dieser Literatur und dann die Handschriften, in denen die Sammlung des Michael erhalten ist; es sind zwei Gruppen: eine, die einen guten alten Text liefert, und eine zweite, die eine Verarbeitung darstellt, wie sie schließlich durch das Zwischenglied des Lexikons des Bar Šarōšwai in das des Bar Bahlūl übergegangen ist. Es folgt dann der syrische Text der 226 Definitionen aus dem Gebiete der Logik, Physik, Anthropologie und Theologie, wofür hauptsächlich die Berliner Handschrift Petermann 9 zu Grunde gelegt ist, und die Übersetzung. In den sich anschließenden gehaltreichen Untersuchungen behandelt F. die Quellen und Vorlagen des Werkes, und zwar unter vielfacher, meist polemischer Stellungnahme zu A. Baumstarks Aristoteles bei den Syrern im V.—VIII. Jahrhundert, I (Leipzig 1900). Er kommt zu folgendem Resultat: Das Werk des Michael ist eine reine Kompilation; für die Definitionen aus dem Gebiet der Logik und zum größten Teil auch aus dem der Anthropologie und Physik postuliert F. (als „estremamente probabile", S. 192) als Quelle das gleichnamige, nicht erhaltene Werk des Aḥūd(h)emmēh (6. Jahrh.); die theologischen Partien gehen meist auf Theodor bar Kōnai (wie wir wohl jetzt nach F. C. Burkitt, The Religion of the Manichees, Cambridge 1925, S. 14 statt des früheren Kōnī oder wie F. schreibt: Kêwânây sagen müssen) zurück. Dieser Michael ist ferner (gegen Baumstark, Geschichte der syrischen Literatur, Bonn 1922, S. 129) identisch mit dem in der Berliner Handschrift als Autor genannten Bāzūd(h), den ʿAb(h)dīšōʿ in seinem Katalog Ab(h)zūd(h) nennt. Als Entstehungszeit kommt der Zeitraum zwischen dem Buch der Scholien des bar Kōnai (792) und der Londoner Handschrift (nicht später als das 9. Jahrh.) in Frage. Michael war Lehrer (*bad(h)ōqā*) an einer Schule; F. hält es mit Assemani, B. O. III, I, S. 147 und A. Scher (Revue de l'Orient chrétien 11 [1906] S. 10) nicht für unwahrscheinlich, daß dieser Michael mit dem gleichnamigen Bischof der Huzziten († um 854) gleichzusetzen ist. — Die Arbeit F.s ist ein wertvoller Beitrag zur syrischen Literaturgeschichte wie auch zur Geschichte der Philosophie unter den Syrern.

Roz, P. Francisco, S. J.: **De errorlbus Nestorianorum** qui in hac India orientali versantur. Inédit latin-syriaque de la fin de 1586 ou du début de 1587 retrouvé par le P. Castets, annoté par le P. Irénée Hausherr. Rom: Pont. Institutum orientalium studiorum und Rom: Notarius Sander Bücherstube 1928. (40 S.) gr. 8°. = Orientalia Christiana Vol. XI, 1. No. 40. RM 1.50. Bespr. von A. Allgeier, Freiburg i. B.

Ein kleiner, aber kostbarer Fund! Zu den frühesten christlichen Missionsgebieten, die von Syrien aus ostwärts erschlossen wurden, gehört bekanntlich die Malabarküste mit den sog. Thomaschristen. Als die Portugiesen 1498 unter Vasco de Gama hierher kamen, gingen sie wenig klug vor, indem sie diesen Leuten engherzig den römischen Ritus aufnötigten. Erst der spanische Jesuit Roz versuchte ein Jahrhundert später, das fremdartig anmutende Christentum auch historisch zu verstehen, indem er anfing, die syrischen Bücher zu studieren. Auf dem Provinzialkonzil von Goa 1585 wurde er dem eingeborenen Bischof Mar Abraham als Begleiter beigegeben und fand so Gelegenheit und Anlaß, die liturgischen und theologischen Schriften näher kennen zu lernen. Aus dieser Stellung heraus ist die vorliegende Schrift als theologisches Gutachten erwachsen. P. Castets fand sie im Archiv von Malabar. Nähere paläographische Angaben werden leider nicht gemacht; man erfährt lediglich, daß die Blätter den Eindruck eines bloßen Konzeptes erwecken. Abgesehen von dem hohen missionsgeschichtlichen Wert, der ihnen zweifellos zukommt, besitzen sie auch ein dogmen- und literaturgeschichtliches Interesse. Denn Roz erbringt den Beweis, daß die Thomaschristen seiner Zeit Nestorianer gewesen sind. Zu diesem Zweck hebt er 5 Bibelstellen heraus, die nestorianisch gefärbt seien. Wichtiger sind die Auszüge aus den liturgischen und theologischen Büchern. Der Herausgeber P. Hausherr hat einiges davon identifizieren können; anderes scheint verschollen zu sein. Ich füge aber zu der Stelle (35) incip. ܐܝܬ bei, daß es sich hier um ein Zitat aus dem Mēmrā von Narsai über die nestorianischen Lehrer Diodor, Theodor von Mopsueste und Nestorius handelt, welche F. Martin im Journal Asiatique IX, 14 (1899) 446/492 und IX, 15 (1900) 469/525 nach Cod. Borgia Sir. VI-5 ediert hat. Verglichen damit zeigt der Text auf engem Raum einige immerhin bemerkenswerte Abweichungen: . ܣܡܠ] ܣܡܠ ‖ ܐܣܛܘ] ܐܣܛܘ ‖ ܐܦ̈] ‖] ‖] ‖

bis 1165 ins Hebräische übersetzt worden[1]. Wenn auch das Buch in der arabischen Originalsprache mehrere Jahrhunderte über die Zeit des Verf.s hinaus in allen Gegenden des Orients bis Mitte des 17. Jahrhunderts gelesen und studiert wurde[2], so hat es jedoch erst durch die hebräische Übersetzung des ibn Tibbon die weitaus größte Verbreitung in der gesamten jüdischen Welt erlangt. Es gehörte zu den ersten hebräischen Inkunabeldrucken (Neapel 1489) und ist seither in sehr zahlreichen Auflagen in verschiedenen Ländern erschienen[3]. Auch ist es in verschiedene Sprachen übersetzt worden, zuerst ins Jüdisch-Spanische, dann Jüdisch-Portugiesische sowie ins Jüdisch-Deutsche und in mehreren Auflagen gedruckt, lange bevor es ins Deutsche, zuerst von Fürstenthal, Breslau 1836, dann von M. Baumgarten, Wien 1854, und zuletzt von M. E. Stern, Wien 1853, übersetzt worden ist.

Nun hat es Hyamson unternommen, auch eine englische Übersetzung zu machen, von der die Einleitung und der erste Abschnitt über die „Einheit Gottes" vorliegt. Damit will er der englisch sprechenden Judenheit die Gelegenheit verschaffen, sich an der Lektüre des Werkes zu erbauen, das von ihren Vorfahren in hebräischer Sprache fleißig gelesen wurde. Daneben will er aber auch von der Tibbon'schen Übersetzung einen besseren, auf Grund des arabischen Originals korrigierten und ergänzten Text bieten. Kann man nun sein Unternehmen mit Bezug auf die englische Übersetzung auch im Interesse der wissenschaftlichen Forschung begrüßen, weil damit eine empfindliche Lücke in der englisch-jüdischen Literatur ausgefüllt wird, so ist H. in seinem Versuch, einen vollständigen Text der Tibbon'schen Übersetzung zu geben, stark hinter den elementarsten philologischen und textkritischen Forderungen zurückgeblieben: 1. weil er selbst des Arabischen unkundig ist, und 2. weil sein Gewährsmann, Professor Israel Davidson, New York, die angebliche Kollationierung des hebräischen Textes mit dem arabischen Original (pag. II) nicht gemacht zu haben scheint, da nirgends auch nur eine Spur davon zu entdecken ist. Es ist eine einfache Reproduktion des bisher in allen Ausgaben abgedruckten Textes mit all seinen Mängeln. Auch scheint weder H., noch sein Gewährsmann D. die bereits 1912 erschienene Gesamtausgabe des Bachjaschen Werkes des *al-hidāja* zu kennen, da nur die 1904 erschienenen Prolegomena zitiert sind, so daß von allen in der Einleitung zur Gesamtausgabe p. 25ff. gegebenen Korrekturen und Ergänzungen zum ersten Abschnitt nicht eine einzige berücksichtigt worden ist, Wenn es allerdings dem englischen Übersetzer gelungen ist, manche Mißverständnisse, die in den deutschen Übersetzungen enthalten sind, zu beseitigen, weil ihm seine ausgezeichneten Kenntnisse der hebräischen Sprache und seine große Vertrautheit mit dem rabbinischen Schrifttum zu statten kamen, so muß man es umso mehr bedauern, daß der hebräische Text nicht denselben Vorteil bietet. Vielleicht darf man hoffen, daß der Übersetzer bestrebt sein wird, bei der Bearbeitung der folgenden Abschnitte den begangenen Fehler nicht zu wiederholen. Dabei muß ausdrücklich vor der neuen Herausgabe des hebräischen Textes von A. Zifrōnī (Jerusalem 1928), die er mit Benutzung und starker Ausnutzung der arabischen Gesamtausgabe bearbeitet hat, gewarnt werden, weil auch dieser nicht die genügenden Kenntnisse des Arabischen besitzt, und seine Arbeit in mehr denn einer Beziehung mangelhaft ist.

Zum Schluß sei noch auf die schöne Ausstattung des Buches hingewiesen, wobei besondere Sorgfalt verwendet wurde, um es auf der Höhe der modernen Buchdruckerkunst zu halten[1].

---

1) Um dieselbe Zeit ist auch von Josef Kimchi eine etwas paraphrastische Übersetzung gemacht worden, von der sich aber nur ein Fragment des 9. Abschnittes von Kapitel VII—X erhalten hat, das von Ad. Jellinek in seiner Bachja-Ausgabe Leipzig 1846 veröffentlicht wurde.

2) Noch um 1634 gab es in Konstantinopel einen jüdischen Gelehrten, Jakob Roman, der eine Herausgabe des arabischen Originals bearbeitete. Auch in Aleppo wurde noch das Werk im arabischen Original zu Ed. Pococke's Zeiten gelesen, vgl. Prolegom. p. 26. Aus den verschiedenen Schreibarten und vielen orthographischen Eigentümlichkeiten der zwei in Oxford und Paris erhaltenen vollständigen Handschriften und der auch in Leningrad vorhandenen 6—8 größeren und kleineren Fragmente zu schließen, ist das Werk in den ersten Jahrhunderten nach seiner Abfassung in Spanien und Marokko, in Ägypten und Syrien sowie auch in Jemen sehr früh vielfach abgeschrieben worden, Prolegom. p. 17—36 und Einleitung zur Gesamtausgabe.

3) Noch vor 1593 sind bereits weitere 4 Auflagen erschienen, später noch viele andere, meistens in Amsterdam und den osteuropäischen Ländern, auch mit Kommentaren sowie Abkürzungen, vgl. ausführliche Bibliographie darüber Steinschneider's Katalog der Bodleiana col. 780f., Jellinek's Ausgabe p. XLIff. und S. Wiener's Katalog des Asiatischen Museums Leningrad 1904 Bd. 1 p. 476 Nr. 3912ff.

---

1) Auf Grund der von P. Kokowzoff (Livre d'hommage à la Mémoire du Dr. Samuel Poznanski, 1927, p. 13ff.) gemachten Entdeckung der Erwähnung Bachjas in einer in Leningrad erhalten gebliebenen handschriftlichen Abhandlung des Mose ibn Ezra (ca. 1080—1135) *Risālat al-ḥadīqa* muß allerdings die Abfassung des *al-hidāja* auf ca. 1080—90, wie K. vorschlägt, angesetzt werden. Dies schließt jedoch nicht Bs. Abhängigkeit von *Ġazālī* aus, weil G. um jene Zeit schon sehr berühmt und auch in Spanien bekannt war. Es ist noch hervorzuheben, daß seine

Enzyklopädie des Islam. Geographisches, Ethnographisches und Biographisches Wörterbuch der muhammedanischen Völker. Im Verein mit hervorragenden Orientalisten hrsg. von M. Th. Houtsma, A. J. Wensinck, W. Heffening, T. W. Arnold und E. Levi-Provencal. Lieferung 35. 36: Ḳoran bis Kwaṭṭa; Lieferung I: Siwa bis Sulaimān. Leiden: E. J. Brill 1928. Bespr. von J. Horovitz, Frankfurt a. M.

Mit Lieferung 36, welcher auch 10 Seiten Nachträge und Berichtigungen beigegeben sind, ist der zweite Band der Enzyklopädie abgeschlossen. Die umfangreichsten Artikel der Hefte sind „Al-Ḳuds" (F. Buhl), „Ḳuraish" (H. Lammens), „Kurden" und „Kurdistan" (V. Minorsky); unter den im Artikel „Kurden" aufgeführten, arabisch schreibenden Verfassern kurdischer Herkunft hätte auch Muḥammad Kurd ʿAli eine Stelle verdient, der Präsident der Arabischen Akademie von Damaskus und jetzige Kultusminister von Syrien. Aus Lieferung I seien die Artikel Siwa (E. Laoust) Sokotra (J. Tkatsch) und Somaliland (E. Cerulli) hervorgehoben.

Richter, Prof. D. Julius: **Der Islam als Religion.** Leipzig: Quelle & Meyer 1927. (IV, 158 S.) kl. 8°. = Wissenschaft und Bildung 239. RM 1.80. Angez. von R. Hartmann, Heidelberg.

Man erfährt aus diesem Büchelchen allerhand Neues! Man vernimmt mit Staunen, daß das Bild, das Ibn Isḥāq vom Propheten entwirft, etwa so aussieht: „Er ist selbst ein zuchtloser Wüstling und ermutigt auch seine Jünger zu gleichen Ausschweifungen ... Dabei gibt es keine Lehre, die er nicht bereit wäre preiszugeben, um einen politischen Zweck zu erreichen" (S. 25). Aber das Staunen wächst, wenn man — wenige Zeilen weiter unten — liest, „daß nach den Maßstäben der zeitgenössischen Beduinen gemessen, [der eben so charakterisierte] Mohammed immer noch eine hervorragende sittliche Persönlichkeit war". Wir lernen S. 40: „Die Stifter der Madhâbs ... hatten das Idschtihâd, die Autorität". Die Mu'taziliten „nannten sich ... mit Stolz das ‚Volk der Vernunft und Einheit' ... (ahl il 'akl wa'l tauhid)" (S. 51). Der erste Teil des Glaubensbekenntnisses lautet: „la allah ilā allah" (S. 29). Wir erfahren mit Verwunderung, daß die ʿAbbâsiden bei ihrem Aufkommen „die Unterdrückung der Maulas, das heißt der zahllosen nichtmoslemischen Untertanen" (S. 99) sich zunutze machten, und wir vernehmen mit Staunen von dem „Staat der Ghassan mit dem Herrschergeschlecht der Lachmiden" (S. 2). Wir lassen uns sagen, daß, als Ḥusain, der König des Ḥidschāz, den Chalifentitel annahm, „eben" „ein junger, tatkräftiger Emir, Faisal Ibn Abdul Aziz Ibn Saud" sich „zum Herrn des Nedschd ... gemacht" hatte (S. 141); und von den türkischen Muslimen der Sowjet-Republiken lesen wir: „Sie sprechen etwa polnisch, schreiben es aber mit arabischen Buchstaben" (S. 140). Man staunt und staunt, oder richtiger — man verlernt bald das Staunen und wundert sich schließlich nur noch darüber, daß das kleine Buch laut Vorwort auf Grund von Vorlesungen an einem bekannten wissenschaftlichen Institut entstand.

Salik, S. A.: **The early Heroes of Islam.** Calcutta: University Press 1926. (XIV, 514 S.) 8°. Angez. von R. Strothmann, Hamburg.

Die gewohnten legendenreichen Berichte über Muhammed und die vier ersten Chalifen in traditionellem Sira-Stil und schiitischer Abtönung. Von Autoritäten werden erwähnt Sujūṭī, Ibn Chaldūn und Mirchond; es finden sich einige kritisch scheinende Verweise auf, bzw. gegen Muir.

Eminent Mussalmans. Biographical and critical Sketches. Statesmen, Poets, Reformers, Jurists and Politicians. Madras: G. A. Natesan & Co. (VIII, 544 S.) kl. 8°. Rs. 3 —. Bespr. von R. Strothmann, Hamburg.

Dargestellt sind in Wort und Bild unter diesem zu weiten Titel die folgenden 24 zumeist noch lebenden indischen Politiker, die fast alle in England studierten und vielfach hohe englische Titel führen. Die Reihe beginnt mit Syed Ahmed[1], dem Gründer des Aligarh College und Apostel englischer Bildung, deren indisch-muslimische Geschichte sein Sohn Mahmood schrieb, und schließt mit den Ali-Brüdern. Der bekannte Islamjurist Abdur Rahim kämpfte gegen die Pressegesetze und gleich Syed Hasan Imam für ein einheimisches Beamtentum und teilt mit Mahomed Ali Jinnah, dem Vorkämpfer für die Nationalisierung des Heeres, auch das tatkräftige Verständnis für die aus der Europaisierung entstandene Notlage des indischen Studenten. Der greise Dichter und Qoranübersetzer Syed Husain Bilgrami verfaßte 1914 das englandfreundliche Manifest des Nizam von Haiderabad. In diesem Eigenstaat, den der 1883 verstorbene Minister Salar Jung in die neue Zeit hinübergeführt hat, waren gleichfalls tätig Ali Imam, bekannt durch sein Eintreten für die Inder Südafrikas, ferner die genannten Abdur Rahim und Bilgrami sowie Mahomed Akbar Nazarally Hydari, Begründer der Osmania-Universität zur Pflege auch der Heimatsprache und -religion; dort hatte auch Nawab Mohsin al-Mulk gewirkt, Mitbegründer der All India Moslem League, wie es für den Pendschab Mian Muhammad Shah Din wurde.

Die Einzelbelege aus Reden und Schriften vermitteln einen guten Einblick in die Doppelfront des Ringens. Die hier Gezeichneten sind alle überzeugt von der Notwendigkeit der Verständigung mit den Hindu wie mit England. Schon der 1902 verstorbene Rahimtulla Moha-

---

von Bachja am meisten benutzte Schrift *al-ḥikma fī maḫlūqāt allāh* viel früher als sein Hauptwerk *ḥiǧāʾ ʿulūm ad-dīn* verfaßt wurde. Eine etwa von beiden benutzte gemeinsame Quelle hat sich bis jetzt nicht feststellen lassen.

1) Die sehr verschiedenartigen Umschriften der Namen durften nicht geändert werden, da sie von den Trägern selbst stammen.

med Sayani wollte ebensowenig ein muslimisches Sonder-„Ulster" innerhalb eines selbständigen, aber innerbritischen Dominions wie der mit dem Afrikander Smuts zusammen erzogene Sahibzada Aftab Ahmed Khan oder die Mitglieder im Staatsrate Muhammad Habibullah und Ibrahim Rahimtoola, welch letzterer im Eintreten für Protektionismus auch seine Sorge um die wirtschaftliche Lage bekundete. Die hindu-islamische Frage trat auch nicht zurück, als die Chalifat-Bewegung unter dem jetzt in England ansässigen Syed Amir Ali und dem Aga Khan die Außenpolitik in den Vordergrund brachte. Und wie schon die Väter von mehreren der Genannten beim großen Aufstand von 1857 der Regierung gute Dienste leisteten, so vermittelte Muhammad Shafi seit 1919 in den Hedschra-Unruhen des Pendschab.

Achtung wird man den Leistungen der Männer gern zollen, wenn auch die Skizzen stark lobend gehalten und etwa der Aga Khan als Politiker allzu ernst genommen ist: Die Ali-Brüder wurden eingekerkert; er hielt hinter der europäischen Front die damals üblichen Hetzreden (S. 200); das Kriegsende brachte Indien die Rowlatt-Akte, den Lee Report, die Erregung über das Schicksal der Araber. So schließt denn gerade der Artikel über den Aga so düster (S. 208). Wie haben dem nichts hinzuzufügen.

Frauen, für deren Bildung schon der 1909 verstorbene Bombayer Oberrichter Badruddin Tyabji wirkte, sind nur im Vorübergehen genannt, so die Gattin und Mitarbeiterin des auch sozial sehr rührigen Mitgliedes im Staatsrat Abbas Ali Baig.

Verfasser sind nur bei zwei Skizzen genannt: die über Bilgrami entstammt der Vorrede von Edith Bilgrami zu einem neuen Band seiner Ansprachen und Gedichte. Hakim Ajmal Khan, Freund von Gandhi und Begründer des Hakimji-Hospitals in Delhi, ist geschildert vom Missionar C. T. Andrews.

Über den Tagesfragen für sich steht Mahomed Iqbal, der Promovierte von München, Philosoph und Dichter in Urdu und Persisch, mit seiner „Sonderbotschaft" erneuter Mystik, seiner Abneigung gegen die „westliche Demokratie als den Lockruf der Despotie" und gegen die westliche Zivilisation, welche „Gottes Erde zum Laden" mache (401, 403).

Olinder, Gunnar: **The Kings of Kinda** of the family of Akil al-murâr. Lund: C. W. K. Gleerup und Leipzig: Otto Harrassowitz 1927. (118 S.) gr. 8°. = Lunds Universitets Årsskrift. N. F. Avd. 1. Bd. 23. Nr. 6. Kr. 3, 50. Bespr. von F. Hommel, München.

Eine vorzügliche Arbeit, die sich würdig den grundlegenden Partien über die Lachmiden in Nöldeke's 1879 erschienenem deutschen Ṭabarī, desselben Gelehrten Monographie über die ghassānischen Fürsten aus dem Hause Gafna's (Berlin 1887) und Gustav Rothstein's „Die Dynastie der Laḫmiden in al-Ḥîra" (Berlin 1899) anreiht. Olinder faßt mit großer arabistischer Sachkenntnis, der kaum eine noch so entlegene Notiz entgangen ist, und mit kritisch abwägendem Urteil alles zusammen, was zurzeit über das zentralarabische Reich der aus Südarabien stammenden Kinda überliefert ist, wobei vor allem auch die südarabischen und abessinischen Quellen berücksichtigt sind.

Das überaus reichhaltige Buch, dem leider ein rasch orientierender Index[1] fehlt (mit einem solchen und einer vergleichenden Zeittafel der abessinischen, südarabischen Könige, der Kindafürsten und in weiteren Kolumnen der Kaiser von Byzanz und ihrer Schutztruppe, der Ghassaniden, und der Lachmiden und ihrer Oberherren, der Perserkönige, etwa von 350 oder vielleicht besser nur von 450 bis zum Jahr 570, wäre Olinders Monographie doppelt wertvoll), zerfällt in zwei einleitende Kapitel, Chapter I „The sources of the history of Kinda before al-Islām", und Ch. II „Different groups of tradition", wo besonders die kalbitische, bekritische und die südarabische Tradition, die sich leider oft widersprechen, in Betracht kommen, und in sechs die Geschichte von Kinda behandelnde Abschnitte: Ch. III, S. 32—36 „Earlier fortunes" (die sagenhafte Vorgeschichte von c. 340—450 n. Chr.), Ch. IV, S. 37—46 „Huǧr Ākil al murâr" (der eigentliche Begründer der Dynastie), Ch. V, S. 47—50 „ʿAmr al-Maqṣūr" (Ḥuǧr's Sohn und Nachfolger, der wie sein Vater unter südarabischem Einfluß stand), Ch. VI, S. 51—69 „Al-Ḥāriṯ b. ʿAmr" (wohl der bedeutendste und wichtigste der ganzen Reihe, der zeitweilig sogar über al-Ḥīra herrschte, bis er endlich 529 von al-Mundir III ermordet wurde), Ch. VII, S. 70 bis 93 „The sons of al-Ḥāriṯ" (Ḥugr, der letzte dieser Könige und Vater des berühmten Dichters Imrulkais nebst seinen drei Brüdern Maʿdī-karib, Šurahbīl und Salama, unter welche vier, schon ein Anzeichen des baldigen Verfalls, das ganze Reich beim Tod al-Ḥāriṯ's verteilt wurde) und endlich Ch. VIII, S. 94—118 „Imru' ul-Qays" (der ca. 540 n. Chr. starb, — das wohl anziehendste und zugleich auch aktuellste Kapitel).

Sehr dankenswert ist die Wiedergabe von

---

1) Auch die oben erwähnte Abhandlung Nöldeke's hat bedauerlicherweise keine Register, deren Vorhandensein Rothstein's Buch so leicht benutzbar macht (daselbst S. 147—152, in zwei Kolumnen).

über siebzig Versen des Imrulḳais aus verschiedenen seiner Gedichte in arabischem Text und englischer Übersetzung auf S. 66f, S. 86ff und bes. im letzten Kapitel, S. 94ff[1], während bei einer Reihe von Gedichtstellen des ʿAbīd, auf dessen enge Beziehungen zu Imrulḳais ich seiner Zeit in meinen „Aufs. u. Abh." 1892, S. 52—92 (bes. S. 53 und 70—86 auf die Berührungen zwischen der sog. Muʿallaḳa des ʿAbīd mit Imr. Nr. 55) zuerst die Aufmerksamkeit gelenkt hatte, nur auf Lyall's Ausgabe verwiesen ist; es wäre der Übersichtlichkeit halber, und da doch nicht jeder der Leser gerade Lyall's Buch zur Hand hat, erwünscht gewesen, wenigstens Lyall's englische Übersetzung diesen Zitaten beizugeben.

Recht interessant ist das Hereinspielen der Geschicke Südarabiens, woher ja ursprünglich die Kindafürsten stammten und wo wir später, nach dem Zusammenbruch ihres nordarabischen Reiches, noch Reste der Kinda antreffen (vgl. z. B. Labīd 40, 78, wo Kinda neben Maḏḥig erwähnt ist, und in der südarabischen Dammbruchinschrift vom Jahre 542 n. Chr., ein in der Richtung nach Ḥaḍramaut zu suchendes Kdt, d. i. Kiddat, wohl sicher aus Kindat, wie in der gleichen Inschrift mit derselben Assimilation Muḏḏirân = al-Munḏir, vgl. Anm. 1, wo ausdrücklich erwähnt ist, daß die von Olinder nur Glaser zugeschriebene Gleichung Kdt = Kindat ursprünglich von mir herrührt). Es stellt sich überhaupt mehr und mehr heraus, daß die Könige von Kinda zum sabäisch-himjaritischen Reich und dem hinter diesem stehenden axumitischen in ähnlichem Verhältnis standen wie die Ghassaniden zu Byzanz und die Lachmiden zu Persien (vgl. Olinder S. 37). Die bei Olinder S. 65 erwähnten Gesandtschaften des byzantinischen Kaisers und des Jemenerfürsten Dû-Nu'âs nach der Lachmiden-Residenz al-Ḥīra vom Jahre 524 zeigen eine ganz ähnliche historische Situation, wie die in der oben erwähnten sabäischen Inschrift vom Jahr 542/3 (hier nur mit verschobenen Steinen), wo zum jemenischen König Abraha „die Botschafter des Negūs und die des Königs von Rūm (Byzanz), und ferner Gesandte des Königs von Persien und Boten (des Fürsten) Muḏḏirān (s. oben, = al-Munḏir's von al-Ḥīra) und Boten des Ḥāriṯ bin Gabalat (= des Ghassanidenfürsten) und Boten des Abî-Kariba bin Gabalat" (eines sonst nicht bekannten Bruders des vorigen, wahrscheinlich eines Unterphylarchen), um „ihre Freundschaft zu bezeugen", gekommen waren; es ist dabei zu beachten, daß es zwar korrekt Muḏḏirân mit dem Artikel, = al-Munḏir, heißt, aber nicht, wie man erwarten sollte, Ḥāriṯān = al-Ḥāriṯ, sondern mit Mimation Ḥrṯm, wozu man als Analogie Αμορκεσος (κεσος ohne Artikel) = Imru'u-l-Ḳais (al-Ḳais mit Artikel) vergleiche[1].

Am Ende seiner Monographie behandelt Olinder (S. 114—118) noch die schwierige Frage, ob der bei Procop und Nonnosus erwähnte Κάϊσος der Dichter Imrulḳais oder aber doch vielleicht ein bloß Ḳais heißender arabischer, speziell kinditischer Prinz gewesen sei. Ich möchte mich der letzteren Annahme anschließen und zu der auch mir sehr einleuchtenden Identifikation des Κάϊσος mit dem Jākūt 2, 648 genannten Ḳais ibn Salama, einem Vetter des Imrulḳais (da Salama der Bruder des Ḥuǧr, des Vaters des Imrulḳais war) nur noch die Frage aufwerfen, ob nicht vielleicht auch an den Muf. (Kairo) 25, 10 (Thorbecke 26, 10) wegen seiner Freigebigkeit gerühmten Abu Ḥassān, der nach al-Aṣmaʿī eigentlich Ḳais ibn Šarāḥīl hieß, gedacht werden dürfte. Liegt bei Jāḳūt etwa eine Verwechslung des Salama mit seinem Bruder Šaraḥbīl vor, zu welch letzterem Namen Šarāḥīl ja eine Variante sein könnte?

Über die Königsnamen noch eine kurze Bemerkung. Wenn man bedenkt, daß al-Ḥāriṯ zweimal bei Kinda, zweimal bei Ǧafna und einmal (allerdings nur in al-Jaʿḳūbī's Liste) in al-Ḥīra, daß ferner ʿAmr bei Kinda zweimal, bei Ǧafna einmal und in al-Ḥīra dreimal, daß Ḥuǧr bei Kinda zweimal und bei Ǧafna einmal, daß Imrulḳais bei Kinda einmal und in al-Ḥīra zweimal, daß al-Munḏir bei Ǧafna einmal und in al-Ḥīra viermal und daß endlich an-Nuʿmān bei Ǧafna zweimal und in al-Ḥīra dreimal vorkommt, so hat man zunächst den Eindruck einer einzigen großen Familie[2], was sich aber wohl dadurch am besten erklärt, daß alle drei, Kinda, Ǧafna und die Lachmiden südarabischen Ursprungs sind und also schon aus dem Jemen diese dann bei ihnen sich so oft wiederholenden Namen mitbrachten. Vor allem tragen die Kindafürsten Šuraḥbīl und Maʿdīkariba Namen rein südarabischer Prägung (vgl. die Inschriften).

Könnte man bei den Κιναιδοκολπῖται S. 36 nicht eher an Ǧunāda (S. 32) als an Kinda denken? Vielleicht gab es neben den Ǧunāda von Maʿadd (S. 32) auch einen Stamm Ǧunāda Kalb. Und schließlich zu S. 46 die Frage, warum

1) Ich vermisse hier die Wiedergabe von Imr. 5, Vers 10 und 13 (vgl. auch Jāḳūt IV, 294f.).

1) In dem Gedicht aṭ-Ṭabarī I, p. 852 (in Nöldeke's Übers. S. 83) heißt der Kinda-König al-Ḥāriṯ ibn ʿAmr ebenfalls (ohne Artikel) Ḥāriṯun, was genau, wenn auch die Person eine andere ist, dem südarabischen Hāriṯum der Inschrift entspricht.

2) In Wirklichkeit waren sie oft recht feindliche Vettern.

dort zu der Inschrift des Hind-Klosters nicht al-Bekrī, S. 364, statt des doch viel späteren Jāḳūt zitiert ist. Auch sonst ist al-Bekrī (wo doch noch manches Hierhergehörende, was Jāḳūt nicht hat, steht, z. B. im Artikel al-Kulāb), so bes. auch in der Autorenliste S. 6—8, übergangen; allerdings hat al-Bekrī leider keinen Personen-Namen-Index, wie es bei Jāḳūt in Bd. VI, S. 266—781 in so ausgiebigem Maße der Fall ist.

Cheesman, R. E., O. B. E.: In Unknown Arabia. With a Foreword by Major-General Sir Percy Z. Cox. London: Macmillan & Co. 1926. (XX, 447 S.) gr. 8°. 25 sh. Bespr. von E. Bräunlich, Greifswald.

Major Cheesman, s. Z. Privatsekretär von Sir Percy Cox, dem ersten High Commissioner für den ʿIrāq, hatte schon während des Krieges und später in seiner politischen Stellung seine ganze freie Zeit dem Studium der Tier-, vor allem der Vogelwelt des mesopotamisch-arabischen Grenzgebietes gewidmet. Das zoologische Interesse stand deswegen auch im Mittelpunkt einer Reise, die ihm in den Jahren 1923/4 die Erfüllung eines alten Wunsches bringen sollte, nämlich einen Besuch des nördlichen Teiles der großen Wüste im Süden der arabischen Halbinsel. Über diese Reise berichtet er in Tagebuchform in dem vorliegenden Buche.

Der Ertrag der Tiersammlungen ist reichhaltig gewesen; nicht zuletzt dem Major Cheesman hat es das Britische Museum zu verdanken, wenn es heute ein ungewöhnlich vollständiges Anschauungsmaterial der Fauna Ostarabiens besitzt. Von dem Werte der eingebrachten Spezimina können wir uns einen Begriff machen, wenn wir S. 308 hören, daß unter den 48 Säugern 18 Spezies vertreten sind, von denen fünf sowie vier Subspezies „der Wissenschaft neu sind", oder daß unter den 127 Vögeln 34 verschiedene Spezies sind, von denen drei Subspezies unbekannt waren. Dazu kommen Reptilien, Insekten und eine Fischart.

Quantitativ etwas weniger ergiebig war die botanische und die geologische Ausbeute. Gerade die Erforschung der Flora und der geologischen Verhältnisse Arabiens bietet Fachgelehrten noch weite und dankbare Betätigungsfelder. Dabei ist allerdings dringend zu wünschen, daß diese Forschungsreisenden entweder selbst sprachlich und philologisch genügend vorgebildet werden oder noch besser einen geeigneten Begleiter mitnehmen. So dankbar auch alle, die sich dem Studium der Kultur der Beduinen widmen, sein werden, wenn von berufener Seite die Tier- und Pflanzenwelt der arabischen Halbinsel aufgenommen wird, so muß doch der Wert der Sammlungen für die Zwecke des Philologen bedeutend beeinträchtigt werden, wenn die arabischen Bezeichnungen entweder gar nicht oder doch in einer recht ungenauen Form notiert werden.

In dieser Hinsicht lassen leider die Aufzeichnungen Cheesman's ebenfalls zu wünschen übrig; sieht man sich die in den Appendizes I bis VIII systematisch zusammengefaßten Beschreibungen und Daten an, so findet man, daß bei vielen Tieren und Pflanzen überhaupt kein arabischer Name gebucht ist. Wenn andererseits S. 363 die „House Mouse" als arab. *Fars*, oder S. 391 uromastix microlepis Blanford („a spiny-tailed Lizard") als arab. *Thub*, oder S. 429 der Große Bär als arab. *Bnat Thnash* wiedergegeben werden — um nur einige Beispiele zu nennen —, so mahnen solche Transkriptionen doch zur Vorsicht in anderen Fällen, wo auch der geübte Leser weniger leicht erkennen wird, was gemeint ist.

Die Bedeutung des Cheesman'schen Buches ist mit den naturwissenschaftlichen Feststellungen keineswegs erschöpft. Für die Leser dieser Zeitschrift sind die geographischen Entdeckungen fast von noch größerer Wichtigkeit. Des Verf.s in dieser Beziehung ausgezeichnete Vorbereitung gestattete ihm, genaue Ortsbestimmungen auf astronomischer Grundlage vorzunehmen. Die wesentlichsten Orte, deren Lagen rektifiziert wurden, sind: ʿUqair, Hufhūf und Jabrīn[1]. Letztere Oase ist damit zum ersten Male von einem Europäer besucht worden. Der Weg von Hufhūf erfordert sechs starke Tagereisen und führt im Mittel in ssw. zu südlicher Richtung. Der Ort, 604 engl. Fuß = ca. 184 m über dem Meeresspiegel, liegt in einer nördlichen Breite von 23° 18′ 6″ unter einer östlichen Länge von 48° 54′ 10″.

Den ersten Eindruck von Jabrīn nennt Cheesman „rather depressing" (S. 248). Die Bevölkerung vom Stamme Murra war der Iḫwān-Bewegung erst kürzlich gewonnen[2]. ʿAbd al-ʿAzīz Āl Saʿūd verfolgt auch hier die Politik, die wir von ihm kennen, d. h. die Stämme durch teilweise Seßhaftmachung zu pazifizieren. Er hat deshalb den Emīr der Oase veranlaßt, ein (rechteckiges, primitives) Gebäude zu errichten, das später einmal den Kern einer Stadt abgeben kann, wenn die Murra das nomadische Leben mit dem Ackerbau vertauschen werden. Einstweilen zieht der Emīr selbst es noch vor,

---

1) Die richtige Aussprache an Ort und Stelle ist Jabrīn (= Yabrīn), nicht Ǧabrīn, wie man schreibt (S. 217); vgl. übrigens Jāqūt IV, 1005f.

2) Über eine Expedition gegen Jabrīn berichtet u. a. Philby, Das geheimnisvolle Arabien II, 80.

im Zelte neben dem Steinbau[1] zu leben, während der Hauptteil des Stammes mit den Kamelen der Weide nachzieht und nur zur Zeit der Dattelernte sich um das Standquartier des Šēḫes versammelt[2]. Abgesehen von den halbverwilderten Palmen ist der Ackerbau noch recht dürftig. Die Erwartungen von der Ausdehnung und Fruchtbarkeit der Oase, die man gelegentlich gehegt hatte und die z. B. durch die glühenden Schilderungen von Cheesman's Führer Ṣāleḥ al-Murrī genährt worden waren, wurden völlig enttäuscht.

Fast scheint es, als ob die Kultur der Oasenbewohner in älterer Zeit höher gewesen ist. Es finden sich einige aus Kalk, Sandstein, Lehm und Gips erbaute, jetzt verfallene Forts, die nach Ansicht des Verf.s nicht von Beduinen errichtet sein können. Wer die Erbauer sind, bleibt noch ungeklärt. Cheesman schätzt ihren ruinenhaften Zustand auf 600 Jahre. Kaum angängig wird es sein, direkte Verbindungslinien von den heutigen Bewohnern zu Siedlern aus altbabylonischer Zeit zu ziehen, wie der Verf. es tut, wenn er aus anthropologischen Gründen über die Murra sagt (S. 257): „The type of face reminded me of features to be seen on early Sumerian sculptures. It is not unreasonable to suppose that they are the representatives of this, the earliest civilisation. The conquests and passing of nations on the trade routes would leave them unaffected and unchanged in the fastness of their desert stronghold."

Der Besuch von Jabrīn hat eine hervorragende Bedeutung, hat doch damit zum ersten Male ein Europäer die große arabische Sandwüste im Südosten der Halbinsel, wenigstens in ihrem nördlichen Teile, betreten. Allerdings hatte schon kein geringerer als Charles M. Doughty die Durchquerung dieser Wüste[3] ins Auge gefaßt, aber sein Gesundheitszustand gestattete ihm nicht, der Ausführung des Planes näherzutreten[4].

Die Ergebnisse der Reise sind mannigfach. Einmal mußte sich der Forscher von einem Irrtum überzeugen, in den er auf Grund der Philby'schen Karten verfallen war. Dort sind nämlich ungefähr 300 km südöstlich von Jabrīn Ruinen mit der Inschrift Jafura eingezeichnet. Philby deutet sie Bd. II, S. 204f. seines Buches als „die Stätte einer Stadt aus alter Zeit, über deren Geschichte nichts bekannt ist" und sieht sie als den „Mittelpunkt der Murra" an. Mit dieser Eintragung vor Augen, hatte Cheesman, als Āl Sa'ūd ihm die Erlaubnis gab, nach Jabrīn zu reisen, sofort gebeten, auch Jafura besuchen zu dürfen. Dabei wußte er natürlich nicht, daß Jafura der Name des Nordzipfels der großen Wüste ist, an deren Westrand er marschieren mußte, um nach Jabrīn zu gelangen. Ihm wie Philby selbst hätte indessen schon auffallen müssen, daß des letzteren Gewährsmann Jābir b. Faraj al-Murrī Jafura als eine Unterabteilung der großen Sandwüste ar-Rimāl bezeichnet hatte[1].

Das zweite geographische Problem Arabiens, das einer Lösung näher gebracht worden ist, ist die Entwässerung des Ostabhanges des südwestlichen Randgebirges der Halbinsel. Moritz[2] hatte geglaubt, daß man in dem Fluß Lar, den Ptolemäus westlich der Landschaft Neğrān entspringen und nach Nordosten durch Arabien hindurch in den Persischen Golf fließen ließ, die Niederung des Wādī Dawāsir sehen dürfe, das in den Quellen in der Gegend von al-Hufhūf wieder zum Vorschein komme. Seither wissen wir durch die Reisen von Philby[3], daß das Wādī Dawāsir von Nordwest nach Südost fließt, mithin nicht in die Gegend von al-Hufhūf gelangen kann. Die Beobachtungen Philby's werden nun von Cheesman vollauf bestätigt; tatsächlich fließt — wenigstens oberirdisch — kein Wādī aus dem Südwesten nach dem Nordosten, denn wenn eines existierte, hätte Cheesman ihm auf seiner Route begegnen müssen. Das einzige größere Flußbett, das unser Verf. sah, ist das Wādī Ṣaḥba, dessen Richtung an dem Schnittpunkt mit der Straße al-Hufhūf-Jabrīn nordwest-südöstlich verlief.

Mit der Breitenbestimmung dieses Punktes (23° 54′ 20″) hat Cheesman eine der bedeutsamsten noch offenen Fragen der physikalischen Geographie Ostarabiens angeschnitten. Wir wissen von dem Wādī Ṣaḥba bisher aus Erzählungen nur, daß es etwa 100 km südöstlich von Rijāḍ in der Jemāma-Ebene als der Zu-

1) Ähnliche Erfahrungen machten die Türken bei gleichgearteten Bestrebungen an der mesopotamischen Grenze, vgl. von Oppenheim, Vom Mittelmeer zum Persischen Golf II, 79f.

2) Cfr. z. B. die Wanderungen der 'Aneze in die Gegend von Ḥaibar, um ihren Anteil an der Dattelernte einzuziehen, Doughty, Arabia Deserta II, 115.

3) In Europa ist sie bekannt unter dem Namen: *ar-Rub' al-Ḫālī*. Noch Philby erklärt II, 22: „... jene unermeßliche Wüste, die mit Recht ihren Namen 'das leere Viertel' trüge, wenn nicht jener Stamm (i. e. al-Murra) sie im Besitz hätte". Cheesman stellt S. 228 fest, daß in al-Hasā dieser Name nicht einmal verstanden wird; der nördliche Teil wird ar-Rimāl, der südliche Aḥqāf genannt.

4) Cfr. Arabia Deserta II, 524.

1) Das geheimnisvolle Arabien II, 62.

2) Arabien, Studien zur physikalischen und historischen Geographie des Landes, S. 21; derselbe in Pauly's Real-Encyclopädie der classischen Altertumswissenschaft. Stuttgart 1924, Bd. 23, Sp. 791f.

3) Das geheimnisvolle Arabien II, 154.

sammenfluß mehrerer großer Wādīs beginnt[1] und ziemlich genau östlich verlaufend die Dahnā', später die Jafura-Wüste durchzieht, um dann, indem es die Halbinsel Qaṭar links liegen läßt[2], d. h. östlich von ihr, in den Persischen Golf zu münden. Die Erforschung des Wādī Ṣaḥba-Systems wäre ein für die Hydrographie dieses Gebietes äußerst lohnendes Problem. Sie müßte zu ihrem Standquartier Rijāḍ wählen und zunächst in Einzelexpeditionen die zahlreichen Quellströme aufwärts bis an den Ort ihres Entspringens besuchen und dann dem Wādī Ṣaḥba bis zur Mündung abwärts folgen. Dabei ist zu untersuchen, ob das Wādī Fārūq zum System des Ṣaḥba gehört, bzw. ob andere bisher unbekannte nördliche Zuflüsse vorhanden sind. Vielleicht läßt sich dann auch ausmachen, wie die zahlreichen Quellen in dem Raume zwischen der Linie 'Uqair-al-Hufhūf und der Mündung des Wādīs zu erklären sind.

Auf weitere Einzelheiten[3] des Cheesman'schen Werkes einzugehen, kann hier nicht der Ort sein. Es konnte nur versucht werden zu skizzieren, welche Bereicherung und Förderung unseres Wissens um Arabien es uns bringt.

Raquette, G.: The Accent Problem in Turkish. Lund: C. W. K. Gleerup, u. Leipzig: Otto Harrassowitz 1927. (42 S.) 4^0. = Lunds Universitets Årskrift. N. F. Avd. 1. Bd. 24. No. 4. Bespr. von F. Giese, Breslau.

Selten bin ich mit größerer Erwartung an die Lektüre einer Arbeit gegangen und selten war die Enttäuschung größer. Daß bisher so viele unklare Anschauungen über den türkischen Akzent bestehen, rührt daher, daß die meisten, die sich mit dem Türkischen beschäftigen, durch ihre Muttersprache nicht an den musikalischen Akzent gewöhnt sind und mit ihren tauben Ohren den Unterschied zwischen diesem und dem Druckakzent ihrer Sprache nicht oder doch nur schwer erfassen. Ich hoffte nun, daß der Verf., der als Schwede eine Sprache mit musikalischem Akzent spricht und außerdem längere Zeit in Turkestan ansässig war, uns in dieser Frage weiter führen würde. Das ist nun leider nicht der Fall. Ich glaube sogar, daß er uns in der Hauptsache seiner Arbeit in die Irre führt.

Zunächst drückt er sich selber sehr bescheiden über das aus, was er erreicht zu haben glaubt. Er meint nicht das verwickelte Akzentproblem der türkischen Sprache gelöst zu haben und hofft, daß andere Forscher auf Grund seiner Arbeit eine vollständige Lösung des Problems erreichen werden. Daß das Türkische zu den Sprachen mit musikalischem Akzent gehört, ist eine Wahrheit, die vor ihm auch andere ausgesprochen haben, z. B. ich in meiner Besprechung der Weil'schen Grammatik in „Der Islam", Bd. IX, S. 255. Aber auch in seinen Urteilen ist er sehr unsicher, so z. B. wenn er S. 17 in einem Falle, wo ich nicht von Druckakzent sprechen möchte, sagt: „In my opinion the accent in question may be most closely characterized as an expiratory accent." Es scheint also auch für diejenigen, die eine Sprache mit musikalischem Akzent als ihre Muttersprache sprechen, nicht so leicht zu sein, zu sicheren Entscheidungen in dieser Frage zu kommen, obgleich er sehr häufig von dem „keen ear, which is trained to catch the subtle accents and tones in a modulated language" spricht.

Raquettes Theorie ist folgende: Jedes türkische Wort hat neben dem musikalischen Tiefton auf der ersten und dem Hochton auf der letzten Silbe einen Druckakzent, der in den meisten Fällen mit dem Tiefton der ersten Silbe zusammenfällt. Er teilt sein Material, das er untersucht hat, in drei Klassen: 1. words with a distinct accute accent on the last syllable; 2. words with the accent on an intermediate syllable; 3. words with a more or less distinct expiratory accent on the usually low — pitched tone of the first syllable. In allen dreien handelt es sich, wie gesagt, um den Druckakzent. Mit dem, was der Verf. unter 3 sagt, setzt er sich in Gegensatz fast zu allen, die sich mit dem Osmanisch-Türkischen beschäftigt haben. Wie ist dieser Gegensatz zu erklären?

Als Deutscher, dessen Ohr an das schwere Geschütz des Druckakzentes gewöhnt war, habe ich längere Zeit gebraucht, ehe ich zu der Erkenntnis kam, daß das Türkische zu den musikalischen Sprachen gehört. Ich habe ungefähr ebensoviele Jahre wie Raquette Wochen in der Türkei gelebt und bin auch in der Heimat dauernd mit Osmanen in Verbindung geblieben, so daß ich mir wohl ein Urteil erlauben darf, um so mehr, als es sich in diesem Fall um den Druckakzent handelt.

Hinsichtlich des musikalischen Tones deckt sich Raquettes Auffassung mit der meinigen. Meiner Meinung nach ist irrtümlich der Hochton der letzten Silbe, der schärfer ins Ohr fällt, mit dem Druckakzent verwechselt worden und so die Regel von der Akzentuierung der letzten Silbe in den Lehrbüchern entstanden. Raquette behauptet nun, daß der Druckakzent

---

1) Vgl. Philby, a. a. O. II, 27 und meinen Aufsatz OLZ 1928, Sp. 346.

2) Douglas Carruthers, Captain Shakespear's last Journey in The Geographical Journal LIX (1922), S. 334.

3) Z. B. die Auffindung von Ruinen bei 'Uqair, die der Verfasser für die des alten Gerrha hält.

in jedem Worte, abgesehen von einigen Ausnahmen, auf der ersten Silbe des Wortes zusammen mit dem Tiefton liegt. Dieselbe Erscheinung trete besonders deutlich im Osttürkischen zu Tage. Er gibt selber zu, daß der Druck im Osmanischen viel schwächer sei (S. 37). Hinsichtlich des Osttürkischen enthalte ich mich des Urteils, da mir hier die Beobachtungen an der gesprochenen Sprache abgehen, für das heutige Osmanisch hat der Verf. sicherlich Unrecht. Heute liegt im Osmanischen der Druck nicht fest. Es ist ein Irrtum Raquettes, wenn er meint, daß jedes Wort einen Druckakzent haben müsse. Er wird nur angewandt, wo wirklich eine besondere Hervorhebung beabsichtigt wird. Die Gründe können sehr verschieden sein. So erhält das Wort *usta* den Druck auf der ersten Silbe, wenn ich jemanden damit rufe, ebenso hoǧefendi in der Anrede, während im gewöhnlichen Satze nur der Tiefton steht. Bei gewissen Wörtern kann man allerdings fast von ständigem Druckakzent auf der ersten Silbe sprechen, z. B. *ànné*, das eigentlich nur in der Anrede vorkommt. So können von Raquettes Liste auf S. 26 u. 27 *gälin*, *värin* aus gleichem Grunde den Druck auf der ersten Silbe haben, *häle* und *yinä* zur Hervorhebung des Gegensatzes. *à·yïz* wird überhaupt nicht so, sondern *āz* ausgesprochen, das Präsenz *dàyilim* usw. hat durchweg den Hochton auf der vorletzten und nicht auf der letzten Silbe. Das sind Fehler, wie sie hier und da auch sonst in der Arbeit vorkommen. Doch mit diesen Versehen ist der generelle Irrtum Raquettes nicht erklärt. Wodurch kann dieser veranlaßt sein? Ich glaube, daß der Verf., beeinflußt durch das Osttürkische und durch sprachwissenschaftliche Erwägungen, wie sie S. 39 zu Tage treten, seine Untersuchungen am einzelnen Worte gemacht hat. Auf S. 9 u. 10 schildert er sein Verfahren mit seinem türkischen Gewährsmanne, er spricht von den „long lists of words that we went through together very carefully" und „every list was gone through at least twice after an interval of a week or two, and the accent both of words and of sentences was taken into account". Natürlich wird Raquette die einzelnen Wörter auch im Satze sich haben vorsprechen lassen, aber aus seinen Aussagen glaube ich doch schließen zu dürfen, daß die Hauptarbeit am einzelnen Worte geleistet wurde. Und da ist es mir verständlich, daß dem einzelnen Worte ein Druck gegeben wurde, der ihm im allgemeinen im Satze nicht zukommt. Jedenfalls kann ich mir nur auf diese Art erklären, wie R. zu seiner Auffassung gekommen ist, die der bisherigen, fast einstimmigen gänzlich entgegengesetzt ist. Wenn wir uns nicht damit begnügen wollen, daß sich die beiden Parteien gegenseitig Taubheit vorwerfen, so bleibt meiner Meinung nach nur eine erneute Untersuchung des Problems entweder durch phonetisch geschulte Türken oder durch Ausländer, die aber eine längere Erfahrung als Raquette aufzuweisen haben, übrig. Auf die Frage, ob ursprünglich das Türkische den Druckakzent auf der ersten Silbe gehabt habe, will ich hier nicht eingehen, da ich auch wie Grönbech der Meinung bin, daß wir erst den Akzent der gesprochenen Türksprachen kennen müssen, ehe wir uns mit dem alten türkischen Akzent beschäftigen. Dieses verwickelte Problem läßt sich nicht in einer Besprechung erledigen.

Klinghardt, Dr.-Ing. Karl: **Türkische Bäder.** Stuttgart: Julius Hoffmann 1927. (IV, 84 S. m. 85 Abb. u. 1 Kte.) 4°. RM 12 —. Bespr. von R. Hartmann, Heidelberg.

Das Wertvollste an diesem schön ausgestatteten Buch, das im wesentlichen bereits 1913 geschrieben wurde, ist die Beschreibung einer großen Reihe (26) von türkischen Bädern, zumal in Anatolien. Wenn inzwischen den Bädern Konstantinopels eine systematische kunstgeschichtliche Untersuchung zuteil geworden ist (H. Glück, Probleme des Wölbungsbaues. Die Bäder Konstantinopels, I, Wien 1921), so sind die Bäder — ganz ebenso wie die übrigen Baudenkmäler — in der Provinz, von einzelnen wichtigen Kunststätten abgesehen, höchstens gelegentlich einmal beachtet worden. Eine systematische Aufnahme derselben, ja auch nur eine Katalogisierung ist bisher nie in Angriff genommen worden, obwohl allgemein bekannt ist, daß Anatolien höchst beachtenswerte Kunstdenkmäler besitzt, die vielleicht den Schlüssel zu einem tieferen Verständnis der Entwicklung der türkischen Baukunst liefern können. Der Hauptwert der Arbeit von Kl. liegt m. E. darin, daß er in einem bestimmten Bezirk Anatoliens, über dessen Grenzen nur vereinzelt hinausgegriffen wird, alle ihm bekannt gewordenen Bäder von einigem Interesse — auch wenn sie architektonisch unscheinbar sind — sorgfältig aufgenommen hat. Die Landschaft ist das Gebiet südlich und östlich vom Marmara-Meer; Kl. beschreibt Bäder in Brussa — die z. T. bereits auch durch H. Wilde, Brussa, Berlin 1909 erschlossen waren —, Jenischehir, Izniq, Izmid, Gebze, Inegöl, Inönü, Bozöjük, Eskischehir, wozu noch eines in Konstantinopel (Qylydsch Ali Pascha Hamam) und Ilidscha im Taurus kommen. Gerade die Aufnahme auch unscheinbarer Bäder ermöglicht einen relativ vollständigen Überblick über die Formen der türkischen Bäder überhaupt.

Die Anordnung der aufgenommenen Bäder erfolgt in dem beschreibenden Teil (S. 23—70) nach einem bewußt äußerlichen Merkmal, das eine gewisse Rubrizierung ermöglichen soll, aber keine historische Entwicklung andeuten will. So unterscheidet Kl. hier „1. kleinere Bäder mit beliebig angeordneter Raumfolge; 2. Bäder mit einem hervorgehobenen größeren Raum ....; 3. Bäder mit zentral gestaltetem Hauptschwitzraum; 4. Bäder mit sternförmigem Zentralraum; 5. Bäder auf offenbar byzantinischer Grundlage" (S. 70).

Erst in einem folgenden Abschnitt „Kritische Betrachtung" (S. 70—81) sucht Kl. eine historische Entwicklung zu gewinnen, wobei er zu der Annahme von zwei Grundtypen gelangt: einmal „unbeeinflußte Bäder", die auf reinem Zweckprinzip beruhend nach Kl. an die nordischen Badestuben oder -Zelte anknüpfen, und dann die aus dem antiken Thermenmotiv entwickelten „beeinflußten" Bäder. Die Linien der Entwicklung beider Typen, die im ersten Fall auf möglichste Vervollkommnung der Zweckmäßigkeit hinausläuft, im zweiten auf Anpassung des Typs an den anders gearteten türkischen Badebetrieb, haben sich dann vielfach berührt und gekreuzt.

Das Wesen dieses Badebetriebes hat Kl. vorher in zwei einleitenden Kapiteln „Bedeutung und Benützung der türkischen Bäder im öffentlichen und privaten Leben" (S. 6—16) und „Technische Einrichtungen und Einzelheiten" (S. 17—22), die, wie er selbst mehrfach betont, heute nach dem großen kulturellen Umschwung schon mehr historische Geltung gewonnen haben, sehr eingehend und anschaulich, auch für dem Orient ferner stehende Leser anziehend geschildert.

In der sehr vorsichtigen und umsichtigen Ausführung, die Kl. seiner Theorie von den Grundtypen des türkischen Bades gibt, wird man ihr in weitem Maße zustimmen dürfen, wenn man auch in rein geschichtlichen Dingen, wie der Frage, ob die Osmanen ihre Badgewohnheiten aus der Steppe mitgebracht haben dürften, oder auch der Anschauung von der relativen kultischen Bedeutung der Bäder für den Islam, manchen merkbaren Abstrich wird machen müssen.

Es wäre unbillig, bei dieser Arbeit eines Architekten, der ja bekanntlich auch ein ausgezeichneter Kenner der heutigen Türkei ist, streng philologisch-historische Maßstäbe anzulegen. Geschichte und Sprache sind — mag er gewiß auch recht gut Türkisch sprechen — einmal nicht seine Sache. So benützt er die türkischen Quellen offenkundig nur in Übersetzungen. Und es finden sich in dieser Hinsicht mancherlei Anstöße, die jedoch z. T. sicher nur als Druckfehler anzusprechen sind, wie z. B. S. 70 Sp. 2, wo Murād I. ins 13. statt ins 14. Jh. versetzt wird, S. 33 Sp. 2 die mehrfache Schreibung Mihrab für Miḥrāb, S. 6 Sp. 1 die Ansetzung des „Dschihanuma" (sic!) auf das Jahr 1732, d. h. das Jahr des Druckes, die etwas unklaren Vorstellungen über die Tartaren, die S. 48 Sp. 2 Anm. 1 zum Ausdruck kommen. — Zu der Frage, ob das Bad in Bozöjük von Qāsim Pascha stamme (S. 24 u. 70), wäre jetzt Taeschner in ZDMG., N. F. VII, S. 101 zu vergleichen, wonach eine Inschrift in der Moschee von dem Bau eines Bades spricht, das aber vermutlich nicht mehr vorhanden sei.

Setzt man die philologisch-historischen Bedenken beiseite, so wird der Gesamteindruck übrig bleiben, daß das Buch doch eine Reihe recht wertvoller, gewiß beachtenswerter Gedanken enthält, und man wird dem Vf. dafür wie für die stoffliche Bereicherung unseres Wissens aufrichtig dankbar sein.

Chardin, Sir John: **Travels in Persia.** With an Introduction by Sir Percy Sykes. London: The Argonaut Press 1927. (XXVIII, 287 S.) 4°. 28 sh. Bespr. von F. Rosen, Berlin.

Das vorliegende Werk ist ein Abdruck einer englischen Übersetzung des II. Bandes von Chardins Reiseberichten aus Persien. Der erste der vier Bände dieses Werkes enthielt die Beschreibung von Chardins zweiter Reise nach Persien, die 1673 von Paris über Konstantinopel und das Schwarze Meer nach Isfahan führte. Die an diesen Bericht anschließende Erzählung seiner Erlebnisse in Isfahan bildet mit einer Abhandlung über Gesetze, Regierung, Sitten, Kunst, Wissenschaft, Landbau, Gewerbe u. dgl. den II. Band. Auf diesen beschränkt sich der Neudruck. Band III enthielt den Reisebericht des Jahres 1674 mit einer eingehenden Beschreibung nebst reichen Abbildungen der Ruinen von Persepolis sowie einer Besprechung der Religion der Perser. Der IV. und letzte Band bezog sich auf Chardins Reisen der Jahre 1675—7 und enthielt eine kurze Geschichte Persiens als Auszug aus persischen Geschichtsschreibern. Eine Beschreibung der Krönung Schah Solyman's III., der Chardin persönlich beiwohnte, war schon früher in Paris erschienen und ist dann in dem I. Bande am Schluß wiedergegeben.

Bei dem vorliegenden Werke haben wir es, wie gesagt, lediglich mit dem II. der vier Bände zu tun. Der erzählende Teil gibt ein interessantes Bild des Lebens in Isfahan und des Hofes der Sefewiden, zugleich aber auch der kommerziellen und politischen Bestrebungen und Unternehmungen europäischer und asiatischer Staaten in Persien. Die scharfe Beobachtungsgabe Chardins sowie die außerordentliche Gründlichkeit seiner Forschungen auf allen Gebieten zeigt sich besonders in dem zweiten Teil, der Beschreibung Persiens. Ob-

wohl es sich dabei nur um eine verhältnismäßig kurze Skizze handelt, bietet doch diese Abhandlung für die Kenntnis Persiens eine wertvolle Fundgrube von Auskünften aller Art mit Ausnahme der persischen poetischen Literatur, mit der sich Chardin weniger beschäftigt zu haben scheint. Chardin war als Juwelenhändler zunächst zu praktischen Zwecken nach Indien und nach Persien gereist. Sein Sinn war mehr auf das Positive als auf die Erzeugnisse der Phantasie oder der mystischen Philosophie gerichtet.

Der Band Sir John Chardins Travels in Persia ist vorzüglich ausgestattet als nummerierte Ausgabe von 975 auf „Japon Vellner" gedruckten Exemplaren. Leider ist die Beigabe der ursprünglich zahlreichen und ansehnlichen Illustrationen auf das Bildnis Chardins und wenige nicht gerade erhebliche Zeichnungen beschränkt.

Ein schwerer wiegender Mangel, der hier nicht unerwähnt bleiben darf, ist die durchweg ungenaue und vielfach entstellte Wiedergabe persischer Wörter, besonders im letzten Teil. Nur ein genauer Kenner Persiens und seiner Sprache kann sich die richtigen Formen — und dies auch nicht immer — rekonstruieren. Wenn der Herausgeber meint (S. VIII), „All obvious printer's errors have been corrected etc.", so kann dies leider nicht als zutreffend bezeichnet werden.

Storey, C. A.: **Persian Literature**, a Bio-Bibliographical Survey. Section I. Qur'ānic Literature. London: Luzac & Co. 1927. (XXIII, 58 S.) 8°. 5 sh. Bespr. von H. Ritter, Arnautköi.

Mit einem Gemisch von Freude und Betrübnis bringt der Referent das erste Faszikel dieses großartig und mit allen Finessen bibliographischer Kunst, mit ungeheurem Fleiße gearbeiteten „Persischen Brockelmann" zur Anzeige. Wie sehr wir eines solchen Werkes bedürfen und wie dankenswert seine Inangriffnahme ist, steht außer jeder Erörterung. Aber warum, so fragt man sich mit Wehmut, mußte dies Buch herausgegeben werden in einem Augenblick, wo gerade die gewaltigen Handschriftensammlungen der größten Bibliotheksstadt des Orients, Stambuls, sich erst recht zu öffnen beginnen? 15 000 Handschriften sind allein im Topqapuserai, teils neu aufgetaucht, teils erst jetzt zugänglich geworden. Dazu kommen die Handschriften der Türbe in Konia, die neuerdings der Wissenschaft zugänglich geworden sind, von den kleineren neueren Sammlungen, die teils in der Universitätsbibliothek, teils in der Süleimanije neuerdings konzentriert wurden, ganz zu schweigen. Der Verf. beklagt zwar, daß die Bibliotheken Persiens, „the fountain head", unzugänglich seien und der gedruckten Kataloge entbehrten, von den Stambuler Bibliotheken mit ungedruckten Katalogen spricht er aber nicht, so daß man annehmen darf, daß ihm darüber nichts Genügendes bekannt geworden ist, und doch sind ihrer so viele, daß selbst der ausführlichen Aufzählung von Schacht (ZS 5, 288) noch einiges entgangen ist.

Was Persien anlangt, so ist die Zahl der öffentlichen bedeutenden Bibliotheken offenbar weit geringer als man anzunehmen geneigt sein könnte. Die wichtigste ist, wie es scheint, die von Meschhed. Ein guter Katalog der Meschheder Bibliothek ist im Druck, der erste Band ist erschienen, wenn auch leider schwer zu haben[1]. Gedruckt ist auch der Katalog der Nationalversammlung in Teheran. Die reiche Bibliothek des Schah ist leider noch immer unzugänglich. Sehr umfangreiche Handschriftensammlungen befinden sich in Privatbesitz, so sah ich z. B. in Teheran eine wundervolle aus dem Anfang des 7. Jahrh. d. H. stammende Handschrift des von Storey an erster Stelle seines Buches aufgeführten Werkes, der persischen Übersetzung von Tabaris Korankommentar.

Sehr viel günstiger liegen die Verhältnisse in der Türkei. Sämtliche Bibliotheken Stambuls sind, mit Ausnahme der Bibliotheken des Top Qapu Serai, in denen die vorhandenen Arbeitskräfte noch stark durch die Aufstellung der Bücher in Anspruch genommen sind, 6mal wöchentlich je 7—8 Stunden geöffnet. Von einer großen Anzahl dieser Bibliotheken existieren gedruckte Kataloge, und die Angaben dieser Kataloge bilden fast die einzige Quelle, aus der die europäische Bibliographie zu schöpfen pflegt. Storey hat die meisten dieser Kataloge in sein Quellenverzeichnis aufgenommen, doch ist seine Liste nicht vollständig. Bei der Auswertung der Stambuler Kataloge wird nun freilich nicht immer genügend beachtet, daß etwa 40 % der Angaben falsch sind und daß der Inhalt der überaus zahlreichen Sammelhandschriften meist gar nicht oder unrichtig erfaßt ist, von den ungedruckten Katalogen ganz zu schweigen.

Was eine systematische Aufnahme der persischen Handschriften dieser Büchersammlungen ergeben würde, läßt sich gar nicht übersehen. Vieles wird man in dem der Drucklegung harrenden Buch *Istambul kütübḫāneleri* von Zekī Welīdī Bej finden, ein von anderer

1) Schon früher ist an sehr versteckter Stelle der Katalog der Meschheder Bibliothek gedruckt erschienen, aber in sehr knapper und kaum benutzbarer Form.

Seite zusammengestellter Katalog der persischen historischen Handschriften Stambuls liegt, wie ich höre, im Manuskript vor; eine systematische Aufnahme des Stambuler, Brussaer und Koniaer Handschriftenbestandes aber ist unerläßlich, ehe ein Werk wie das von Storey unternommene sicher sein kann, nichts wirklich Wichtiges zu übersehen. Die vielen Fragezeichen, die sich bei Storey finden, sobald er Stambuler Kataloge zitiert, beweisen schon zur Genüge, daß ein gut Teil seiner Angaben auf höchst unsicherem Boden beruht. Ein Jahr Aufenthalt in Konstantinopel würde dem schlimmsten Übel schon abhelfen können. So werden sich nun unzählige Berichtigungen und Nachträge ergeben, und derjenige, der in Zukunft sich über die vorhandenen Handschriften eines bestimmten persischen Werkes orientieren will, wird nach wie vor große Strecken weit im Dunkeln tappen. Das ist der Grund, warum ich Storeys wichtiges und nicht genug zu lobendes Werk nicht mit voller Freude begrüßen kann.

Ich gebe nun die leidige Liste der Ergänzungen und Berichtigungen. Sie ließe sich bei Berücksichtigung der Bibliotheken mit ungedruckten Defters unschwer sehr bereichern. Wo meine Angaben von denen der gedruckten Defters abweichen, sind die der letzteren falsch.

S. 3 Nr. 4: Liegt vor Fātiḥ 302 fol. 1—127; 15 Z. altes Neshī, Anfang defekt, Sure 18—37; fol. 280—528 andere, kleinere Schrift, Anfang wieder defekt, Sure 38—114. Der höchst bemerkenswerte Codex ist geschrieben im Jahre 506 h!

S. 4 Nr. 5: Band I (Sure 1—18) liegt vor Fātiḥ 303 (877 h). Der Titel des Werkes ist nach der arabischen Vorrede des Herausgebers *Latā'if et-tafsīr*, der Name des Autors Abū Naṣr Aḥmed b. al-Ḥasan b. Aḥmed ad-Daranī (?) gestorben 549 h. Nach dem Kolophon des Abschreibers ist der Beiname des Mannes Zāhid, nicht Zāhidī.

S. 5: Bājezīd 68 enthält nicht das angegebene Buch, sondern die *Baṣā'ir an-nazā'ir* des Abu l-Faḍā'il Muḥammed b. al-Ḥusain al-Mu'īnī. Dies Werk besteht aus einer Einleitung in den Koran und einem Koranwörterbuch mit grammatischen und anderen Erklärungen. 217 foll. o. D. (8. s. h.?). Anfang: الحمد لله رب العالمين في (!؟) العاقبة للمتقين — — اما بعد چون ابو الفضايل .... لا زال مستفيدا ....

S. 7 Nr. 11: AS 69b geschr. 885 h; AS 71, schöner, reich verzierter Lederband; hat Exlibris für Bājezīd II. (886—918 h); AS 1033a geschr. 826 h. — Dazu Nāfiḍ Pascha 108 (modern). — AS 66 enthält nicht dies Buch, sondern einen seltsamen ḥurūfischen Korankommentar, der angeblich i. J. 796 h. verfaßt ist. Diesen selben Kommentar enthält auch Fātiḥ 98; beide Codices tragen den Stempel Bājezīds II. Anfang: ابتدا ابتدا ابتدا ابتدا خلقت از اينجا نه از اوراق

Auch Kemānkeš 230 (914 h) scheint das Buch zu enthalten. Das erste Blatt fehlt, genauer Vergleich war mir nicht möglich.

S. 7 Nr. 12: Sowohl die Angabe des Defters als H.Ḥ.s, auf der sie beruht (wie leider allzu oft die Verfasser der Defters irgend etwas ihnen halbwegs passend erscheinendes aus H.Ḥ. abgeschrieben haben) sind falsch. Der Titel des Werkes ist richtig, der Verfasser aber ist Rešīdeddīn Abu l-Faḍl A. b. M. b. A. b. Mihrpezd al-Maibudī al-Jezdī. Der gewaltige Korankommentar, in dem jeder Vers dreimal unter verschiedenen Gesichtspunkten (1. *noubet:* kurze wörtliche persische Übersetzung, 2. *noubet*: Erklärung des Sinns, die berühmten Lesarten, Grund der Offenbarung, juristische Bedeutung, Hadithe und Erzählungen, 3. *noubet*: Sufische Erklärung) ist eine Erweiterung eines Korankommentars von Abū Ismā'īl 'Abdallāh b. M. b. al-Anṣārī, wie aus den Titelplaketten der Handschrift As'ad 146 hervorgeht. Maibudī begann sein Werk im Jahre 520 und gab ihm den Titel: *Kašf al-asrār wa-'uddat al-abrār*. Anfang: خيركلمات الشكر ما افتتح به القرآن ...

Der von Storey angeführte Codex aus dem in der Jenibibliothek aufbewahrten Fonds Turchān Chadīğa Sultan, ein ungeheurer Foliant, enthält das ganze Werk und ist geschrieben für den Wezir Fesīḥeddīn Aḥmed Pascha (EI 1, 213 an zweiter Stelle ?) und trägt den Stempel Bājezīd's II. Das Werk ist identisch mit dem von Storey S. 30 Nr. 14 aufgeführten. Weitere Handschriften: As'ad 145 (889 h) Sure 1—17; As'ad 146 (726 h) Sure 26—114, bezeichnet als Band 7 und 8. — Nūri 'Othmānīje 474 (Anfang 8. s. h.) Sure 6—10. — NO 444 (8. s. h.?) Sure 4, 147—9, 119. Vorn defekt, am Schluß als Band 3 bezeichnet. (Storey, S. 32 Nr. 43 ist also zu streichen.) — Eine Handschrift in Meschhed (s. Massignon, Bibliographie Hallagienne Nr. 1137).

S. 7—8 Nr. 13: Der ausgewählte *Tafsīr* des Muḥammed Pārsā ist verfaßt in Buchārā im J. 820 h., wie aus der Nachschrift des Verfassers in Codex As'ad 84, der das Werk enthält (1059 h), hervorgeht. Storeys Vermutung bezüglich Lāleli 3655 ist zutreffend.

S. 9 Nr. 15: Fātiḥ 299 ist geschr. 924 h. — As'ad 88 933 h. — Ferner: Nāfiḍ Pasha 59 (1234 h).

Jeni S. 79 Nr. 22 enthält das Werk nicht, sondern einen kleinen anonymen Kommentar zur Fātiḥa, mit Anhang über die *ḫawāṣṣ* der Sure. 20 foll. von Ḥāğğī Meḥmed kalligraphiertes Ta'līq des 10. s. h. 5 Zeilen, *zerefšān*-Papier. Titelplakette: در بيان تفسير فاتحة الكتاب از كفتار مشايخ كبار وخواص سورهٔ فتوحات آثار نصرت نثار

Anfang: فاتحهٔ فتوحات الهى

S. 10 Nr. 16: NO 234 (984 h) Sure 1—12. — NO 235 (984 h) Sure 13—114. — ib. Nr. 17: Der richtige Name des im Jahre 862, nicht 863, begonnenen und 866 beendeten Werkes von Muṣannifek ist, wie aus der im Jahre 863 h. vom Verfasser waqfierten Kladde des die Fātiḥa behandelnden Bandes Fātiḥ 636 (144 foll.) hervorgeht: *Kitāb aš-šifā' fī tafsīr kalām allāh al-munazzal min as-samā'*. Die Reinschrift des gleichen Bandes enthält Bājezīd 260. 307 foll.; foll. 1—234a wieder Autograph, der Rest von andrer Hand. Die wundervolle Kalligraphie des Titelblattes soll einer Beischrift zufolge von Mubārekšāh Quṭb ausgeführt sein, was aber unmöglich ist, da dieser nach Ḥabīb, *Ḥaṭṭ we-ḫaṭṭāṭān* 55 bereits 711 h. gestorben ist. — Bājezīd 261, Sure 77—114, ist geschrieben 1123 h. 280 foll. — AS 285 ist nach 1000 geschrieben, enthält denselben Abschnitt wie der eben genannte Codex.

S. 11 Nr. 18: Von einem Korankommentar des Čāmī kann natürlich keine Rede sein, der fragliche Codex (974 h.) 37 foll., enthält Sure 1 und 78—114 der *Mawāhib* des Kāšifī (S. 12 Nr. 2). Die ganze Nummer ist also zu streichen.

S. 12 Nr. 20 (1): Jeni 19 (967 h.) herrlicher, großer persischer Lederband, prachtvoller ʿUnwān, kalligr. Nesḫī im Rahmen, enthält die *Ǧawāhir*. Anfang: زینهٔ فاتحهٔ هر کتاب وزیور خاتمهٔ هر خطاب Sure 1—4, Abschrift vom Autograph. — Dasselbe Werk, Sure 1—4 enthält NO 279 (1062 h.?) und Qara Muṣṭafā 100 (1031 h.) (S. 34 Nr. 69 ist daher zu streichen); — Bājezīd 145 dagegen enthält die *Mawāhib*. Anfang: بعد از تمهید قواعد محامد الهی — —

S. 14 Nr. 22 (1): Bešīr Agha 37 enthält den *Tafsīr-i-Zawārī* Sure 1—17. Seltsamerweise behauptet der offensichtlich ganz junge Codex im Jahre 882 h., also 50 Jahre vor der Geburt des Verfassers geschrieben zu sein. — Ob BA 38 einen Teil des *Zawārī* wirklich enthält, erscheint mir nicht ganz sicher, Sure 19—35 Taʿlīq o. D. am Schluß defekt. — BA 39 (1113 h.) vorn defekt, enthält Sure 36—114, wohl aus dem *Tafsīr* des Zawārī.

S. 23 Nr. 38: Die Zuweisung des Werkes an Naḫīfī läßt sich aus dem Codex ohne weiteres nicht rechtfertigen. Offenbar die Kladde des Verfassers. Der eigentliche Text scheint fol. 3b zu beginnen: بسمله ..... المناجاة الرحمانية ای معبود شاهان وای مسجود پادشاهان

Nähere Untersuchung war mir nicht möglich.

S. 29 (10): Bājezīd 287 (841 h.) 317 foll. Anfang: سپاس مر خداوندی را که آفریدگار و قادر بر کمالست ..... چنین کوید خو اجه امام تاج الدین سیف النظر جمال الایمة ابو بکر احمد بن محمد بن یزید الطوسی

— Bājezīd 288 ist eine arabische *ḫāšije* zum Baiḍāwī und zu streichen (Defter falsch). — Asʿad 94 ist ein dünnes Bändchen, 43 foll. o. D. Anfang: قال السید الامام تاج الدین سیف النظر امام احمد بن محمد بن زید(!) الطوسی نیکوترین علمها پند و حکمتست

handelt zwar auch über die Josephsure, könnte aber höchstens ein knapper Auszug aus dem in Bājezīd 287 vorliegenden Werk sein.

S. 31 Nr. 22: Der *Mustaḫlaṣ* des Abu l-Fadl M. b. M. b. Naṣr (so richtig in der Anm.) (Glossar zum Koran), Anfang: الحمد لله وسلام على عباده الذين اصطفى على الخصوص و الخلوص liegt vor Fātiḥ 645a — AS 4664a (757 h.) — AS 4666a (772h.). (Der Rest enthält einen Kommentar zu einer Qaṣīde des Ḏur-Rumma), (diese beiden Nummern sind also S. 35 zu streichen). — AS 4837a (also S. 38 zu streichen).

S. 32 Nr. 47: zu streichen, da arabisch.

S. 33 Nr. 60: Anfang defekt وبيان بصوب سورة آل عمران متوجه شد.. (1028 h.).

Nr. 62: Bedeutender Codex aus dem Jahre 667 h. Anfang: حمد بی حد وبی نهایت ومدح بی عد وبی غایت حضرت جلال; schiitisches Werk.

S. 35 Nr. 50: Anfang الحمد لله مانح الاعلاق liegt nur vor AS 4665 und Fātiḥ 5177 (nicht 5167 Defter falsch!) (zu AS 4667 und 4666 s. o. zu S. 31).

S. 34: Unter den nicht näher bestimmbaren Korankommentaren gebührt ein Ehrenplatz dem wundervollen Codex Fātiḥ 301. Prachtband mit reich dekoriertem ʿUnwān. 15 Z. pers. Nesḫī, die Verse in großer Goldschrift, 255 foll. Kolophon in verschlungener Zierschrift auf vier Goldplaketten und einem schwarzen Schriftband. (630 h.) Sure 49—64. Altertümliche Sprache. Übersetzung von 49, 1: ای گرویندکان پیشی مکنیت بر محمد الخ.

Ein anonymer vollständiger Korankommentar liegt auch vor AS 194 (um 1000 h.). Defterangabe geraten, der Anfang paßt nicht zu Kāšifī's *Mawāhib*. Text beginnt ohne Einleitung: الحمد ... سپاس وستایش مطلق بر همتهاء بی شمار Schöner Lederband, Oktavgröße, reich verziert.

Ein anonymer Kommentar zur Josephsure, *Aḥsan al-qaṣas* liegt vor Hudāʾī (Skutari) 77 (849 h.). Anfang: الحمد لله رب العالمين والعاقبة ... فصل بدانك اين كتاب جمع كرده آمد در بيان قصهٔ يوسف.

S. 37 Nr. 54: Der Codex (o. D. schönes Taʿlīq) enthält keine Andeutung eines Autors, von Minqārīzāde ganz zu schweigen; nach dem Anfang zu schließen, der mit dem des Codex ʿĀšir III 428 übereinstimmt (s. u.), handelt es sich um den *Terǧumān* des Šerīf Ǧurǧānī (Nr. 53). Die ganze Nummer 54 ist also zu streichen. — ʿĀšir III 428 (925 h.) enthält das gleiche Buch in der alphabetischen Anordnung des ʿĀdil Šīrāzī, also = Nr. 53 (2). Anfang: بدان ايدك الله كه ترجمان تعريب ترزفانست ودر وی سه لغه است

S. 39 Nr. 58 (3) (926 h.) 379 foll. ist ein selbständiges Buch, wenn auch auf der *Šāṭibīje* beruhend. Anfang: اما بعد حمد الله على نواله ...

Nr. (5) ist eine *Terǧeme*, kein *Šarḥ*.

Nr. (6): Der Codex (o. D.) enthält a) Die *Šāṭibīje* mit persischer Interlinearübersetzung, die folgendermaßen anfängt: اغاز كردم بكلمهٔ بسم الله جمع الاول نقيض الآخر b) einen persischen Traktat über *teǧwīd* (9 foll.). Anfang: الحمد لله الذى تقدس عن الاولاد و الاجناد — Dieselbe persische Interlinearübersetzung der *Šāṭibīje* enthält auch ʿAtīq Wālide 20a, altes Nesḫī wohl des 7.—8. s. h., die Übersetzung rot, die ersten und letzten drei foll. ergänzt. Der Rest des Codex, b) enthält ein persisches Traumbuch: الباب الاول فى ادب المعبر و تمييز الرؤيا.

S. 41 Nr. 63 (2): ʿUmūmī 208 (878 h.) enthält a) *Manhal al-ʿaṭšān fī rasm aḥruf* (10) *al-qurʾān*, geschrieben für Shāh Ruch, Anfang: حمد وسپاس بى حد وقياس پادشاهى را ... und b) ders., *Nihājet al-itqān fī taǧwīd al-qorʾān* (so nach dem Kolophon), (= 48 (7)?), Anfang: اما بعد چنين كويد فقير حقير جانى طاهر حافظ اصفهانى كه اين مختصر مشتمل است بر قاعدهٔ وضابطهٔ چند در تجويد وتصحيح قرآن عظيم — ʿUm. 213 (894 h.) enthält a) Monographie über die Lesung Ḥamzas, insbesondere seine Behandlung des Hamz. Anfang: چنين كويد فقير حقير جانى طاهر بن عرب بن ابراهيم الاصفهانى كه بعضى از دوستان ... بيان مذهب حمزه بن حبيب الزيات كوفى را در وقف بر همز ..... b) = ʿUm 208b.

AS 44 (o. D.) ist ein anonymes Buch über *teǧwīd*, dessen Zuweisung an Ṭāhir ganz willkürlich ist. Anfang: ... حمد بى حد وثناى لا يعد خداوندى را سزد كه نقوش حروف جواهر قرآن بر لوح قلب

S. 51 Nr. 84: Der vollständige Titel lautet: *H. Q. Šāhī der istiḫrāǧ āǰāti kelāmi ilāhī* Anfang:

حمد ودرود حضرت معبود, liegt richtig vor Bājezīd 14, NO 135 und Selīmīje (= Chosrev Pascha) 7a.

S. 52 oben. ʿUmūmī 190 (1088) über die Aufteilung der Suren in Zehntel und Fünftel. Anfang: الحمد لله رب العالمين حمدا دايما لربوبيته ... اما بعد بدانك امام ... تاج الدين مصدر بخارى درين نسخه ذكر آيات واعشار واخماس كرده است وهر سوره را كفته است كه چند عشر است وعدد اعشار بحساب هندسه نوشته است.

S. 54 Nr. 94, 1: AS 407 verfaßt für den Prinzen Bājezīd b. Suleimān (I), Dedikationsexemplar.

S. 55 Nr. 95 (1): AS 424 wird dem Imām Šāfiʿī zugeschrieben.

Hoffentlich werden diese Zeilen dazu beitragen, daß niemand mehr Stambuler Defters ungeprüft zitiert.

Zum Schluß noch dies: Einen m. E. fast unverzeihlichen Fehler hat Storeys Buch mit allen andern seiner Art gemein. Da man doch mit Büchern dieser Art Handschriften identifizieren will, vermißt man schmerzlich die Anfangsworte der aufgeführten Werke. Ein halber Satz aus der *ḥamdala* oder dem *ammā baʿdu* würde genügen, um Sicherheit zu geben. Alle andern Indizien zur Identifizierung eines Buches, als da sind Katalogangaben, aufgeschriebene Titel usw. beweisen nichts, nur dies eine Indizium ist zuverlässig, und eben dies wird uns vorenthalten!

Diese Ausstellungen aber, die ja zum größten Teil Storeys Quellen, nicht ihn selbst und seine Arbeit betreffen, sollen den Dank nicht schmälern, den wir dem Verfasser für sein nützliches, überaus wichtiges und notwendiges Unternehmen schuldig sind.

Macdonell, Arthur A.: **A Sanskrit Grammar for Students.** Third Edition. London: Oxford University Press 1927. (XX, 264 S.) 8°. 12 sh. 6 d. Bespr. von P. Thieme, Neuenhof bei Eisenach.

Macdonells „Grammar for Students" — soeben in dritter, von der zweiten (1911) nicht wesentlich verschiedenen Auflage erschienen — gibt ausschließlich eine Darstellung der Grammatik des klassischen Sanskrit. Sie verfährt im Prinzip unhistorisch und beruht im großen und ganzen — jedenfalls in Laut-, Formen- und Wortbildungslehre — auf dem System der einheimischen Grammatik, wenn auch nicht direkt, wie die in Deutschland übliche Grammatik von F. Kielhorn. Sie erhebt sich über die primitivste Stufe des Elementarbuchs, verleugnet aber doch nicht den Charakter einer ersten Grammatik, die nur das geben will, was der nicht speziell grammatisch Interessierte braucht, als notwendig „for reading any Sanskrit text with ease and exactness".

Die Ansichten darüber eben, was „notwendig" ist, dürften allerdings ziemlich auseinandergehn, besonders in der Verballehre. Hier kann das Prinzip, nur das zu lehren, was in den nachvedischen Texten wirklich vorkommt (vgl. Preface to Second Edition), kaum konsequent durchgeführt werden. Stellen doch die nachvedischen Texte auch keine durchaus einheitliche Sprache dar. Gerade im „klassischen" Sanskrit der späteren Zeit werden offenbar nicht mehr lebendige Formen gebildet nach den Regeln der Grammatik. Auch wenn man sich auf die allergelesensten Texte beschränkt, dürften einige Teile der Verballehre zu knapp sein, z. B. die Darstellung des reduplizierten Aoristes (§ 149) — vor allem vermißt man den Typus *ajijñapat* (zu *jñapayati*), aber auch Formen wie *ajagaṇat* neben *ajīgaṇat*, *acakathat* usw. — und der Denominativa (§ 175): es sollte wenigstens gesagt werden, daß diejenigen von ihnen, die bedeuten „sich ausnehmen, sich verhalten wie . . .", durchweg im Ātmanepada flektieren.

Eine „praktische" Grammatik müßte gerade auf die produktiv gebliebenen oder gewordenen Bildungen ihr besonderes Augenmerk richten und dabei nicht zu sparsam mit Beispielen sein. Das geschieht m. E. zu wenig bei Behandlung der primären Suffixe. Während so geläufige Typen wie *titīrṣ-u*, *titīrṣ-ā* nicht einmal erwähnt werden, lernt hier der Anfänger z. B. ein Suffix *-va* in *aś-va*, *sar-va* abtrennen, also Suffixe, die nur für die sprachwissenschaftliche Analyse Interesse haben. Will man sie trotzdem lehren, muß man doch einen Unterschied machen zwischen den Bildungselementen, deren Ablösung auf Verbalwurzeln führt, und solchen, bei denen diese Elemente ergibt, die als Verbalwurzeln nicht faßbar sind. Das ist charakteristisch z. B. bei den substantivischen u-Stimmen (*bāh-u*) und den Stimmen auf *-va* (*aś-va*, *sar-va*). Eine Anlehnung an die Theorie der einheimischen Grammatiker ist hier nicht zweckmäßig. Die § 182, 1 gegebenen Nomina einzuteilen „into the two classes of abstract action nouns . . and concrete agent nouns" ist weder praktisch, noch ist sie wissenschaftlich haltbar.

Führt Macdonell zwar im Prinzip eine historische Betrachtungsweise nicht durch, so verschmäht er doch nicht gelegentliche linguistische Bemerkungen zur Erklärung merkwürdiger Formen, ein Verfahren, dem man an sich zustimmen könnte. Allerdings würde meiner Meinung nach als erstes die Anwendung der Ablautserscheinungen — meinetwegen unter Beibehaltung der Termini *guṇa* u. *vṛddhi* — auch auf die nasalen „Diphthonge" in Frage

kommen. Die Erkenntnis, daß *bandh-*, *manth-*, *bhraṃś-*, *daṃś-*, *gam-* usw. eigentlich „*guṇa*"-Formen sind, ist auch für den linguistisch nicht Interessierten zum Verständnis ihrer Bildung von wirklich praktischem Wert. Der vornehmlichste Einwand aber, den man gegen Macdonells erklärende Bemerkungen richten muß, ist der, daß sie zum größten Teil nicht mehr auf dem Standpunkt der modernen Forschung stehen. Das scheint mir bei einem Elementarbuch, das mit unkritischen Benutzern rechnet, ein Fehler, der nicht verschwiegen werden darf. Ich greife einige Beispiele heraus, die ich leicht vermehren könnte:

mahat „groß" war nicht „originally a present participle" (pag. 42, Anm. 1). Die alte Flexion ist im Veda erhalten: N. m. *mahā*, Acc. *mahām*, Gen. *mahaḥ*, N. n. *mahi* (i = ə). Die Flexion *mahān*, *mahāntam* neutr. *mahat* usw. ist analogisch nach *bṛhat* geneuert, das wirklich ein altes Partizip darstellt.

Daß das Partizipsuffix des Perfekts *-vas-* „in the early Vedic period before bh" (pag. 45 Anm. 2) zu *-vat-* wurde, ist nicht richtig. Schon indogerm. besaß das Perfektpartizip neben dem Suffix *ves/vos* ein *vet/vot* wie griech. εἰδότος usw. zeigt.

pag. 51 Anm. 1: Die Adjektiva auf *-ac* (*pratyac* — u. Gen.) gehen, wie der starke Stamm zeigt auf *-anc* aus, dessen Tiefstufe *-ac* (mit nas. son.) lautet. Eine Kürzung zu *pratic-* usw., wie sie Macd. für richtig hält, ist deshalb unmöglich. Das lange *ī* in *pratīcā* usw. ist eine Kontraktion aus *prati* + *acā* (cf. Meillet, B. S. L. No. 67 pag. 198).

pag. 67 Anm. 1: *gurú* ist nicht durch Assimilation aus *garú* entstanden, sondern zeigt — im Gegensatz zu *gárīyas-*, *gáriṣṭha* — die erwartete Schwundstufe (vgl. Wackernagel, Gramm. I § 21b u. § 25b). Die Formen des Pāli u. Prākṛt *garu* u. *garuya* dagegen dürften auf Dissimilation beruhen, die hier bei aufeinanderfolgenden *u*-Lauten nicht selten ist.

pag. 87 (§ 129. 8) Die von der einheimischen Grammatik mit *i*-Dighthong angesetzen Wurzeln wie *gai* sind von ihr richtig beurteilt (vgl. part. *gīta* aus *gəitá-*), sie werden nicht „more conveniently stated to end in ā".

pag. 90 Anm. 1: Das *ā* im Imperativ *mathāna* kann nicht „long nasal sonans" sein. Die Schwundstufe des „Suffixes" *-nā-* ist das *-nī-*, das in den schwachen Formen vorliegt.

pag. 111: Der Wechsel von a u. e in Fällen wie *pacati*, *papaca-pece* ist nicht vergleichbar dem von lat. (!) a u. e in *facio-fēci*. fēcit ist alter Aorist = griech. ἔθηκε mit Wurzelvollstufe, *facio* zeigt die Wurzelschwundstufe (a = ə). Vgl. *iecit* (= ἧκε), *iacio*.

pag. 117: Der thematische s-Aorist (§ 141a) ist nach Macd. die Form des s-Aoristes, die der griech. u. lat. Bildungsweise entspricht: *adixat*: ἔδειξε, *dīxit*. Das ist nicht richtig. Der indogerm. Typ wird durch den unthematischen s-Aorist u. den iṣ-Aorist repräsentiert. sa- wie siṣ-Aorist sind dagegen speziell indische Formationen, die aus den ersten beiden hervorgewachsen sind (vgl. z. B. Lanman, Transactions Am. Phil. Ass. vol LIII, pag. 83ff.).

pag. 105: Die von Macd. ohne Sternchen und in Devanāgarī gegebene rekonstruierte Form **jhahi* geht von der unrichtigen Voraussetzung aus, daß *jha* झ irgendwo als palatale Form zu altem *gha* auftritt.

Die selbständigsten und besten Teile des Buches scheinen mir die „Outlines of Syntax" (ch. VII) und die Darstellung der „Indeclinable Words" (ch. V) zu sein. Hier findet sich eine Reihe nützlicher, an den Texten gewonnener Beobachtungen.

Alles in allem möchte ich schließlich doch der Meinung Ausdruck geben, daß die „Grammar for Students" keine Lücke unter den grammatischen Hilfsmitteln ausfüllt. Es gibt bessere Elementarbücher für den Anfang, und für später ist Kielhorns Grammatik weit vorzuziehen. Die Versuche einer Vertiefung durch sprachhistorische Bemerkungen sind nicht geglückt, und nach dieser Seite dürfte das Buch jedenfalls eine Revision nötig haben.

Sankara, Ramanuja, Madhwa. Three great Acharyas. Critical Sketches of their life and times. An Exposition of their Philosophical Systems. First Edition. Madras: G. A. Natesan & Co. (VII, 344 S.) kl. 8°. Rs. 2 —. Bespr. von Otto Strauß, Breslau.

Der rührige Verlag G. A. Natesan in Madras hat es unternommen, zur Belehrung englisch lesender Inder Aufsätze über Leben und Lehre dreier großer Führer des indischen Geisteslebens von der Hand verschiedener Autoren in einem handlichen Bändchen zu vereinigen. C. N. Krishnaswami Aiyar behandelt Śaṃkaras Leben und Sitanath Tattvabhushan seine Philosophie. Rāmānujas Leben ist von S. Krishnaswami Aiyangar dargestellt, seine Philosophie von T. Rajagopalacharyar, und M. Rangacharya versucht unter der Überschrift „Ramanuja and Vaishnavism" Rāmānujas Religion in den Zusammenhang der indischen Religionsgeschichte einzuordnen. Madhvas Leben endlich wird wieder von C. N. Krishnaswami Aiyar besprochen und seine Philosophie (sit venia verbo!) von S. Subba Rau. — Die Lebensbeschreibungen sind insofern mit Recht „critical sketches" genannt, als die Legenden, mit denen fromme Phantasie das Leben der Meister umrankt hat, nicht nur erzählt, sondern auch kritisch beleuchtet werden. Dabei bleibt dann nicht viel übrig. In ihrem tapferen Rationalismus merken die Verfasser nicht, daß sie hoffnungslos falsche Maßstäbe anlegen, denn dieser Erdenkinder höchstes Glück ist nun einmal nicht die Persönlichkeit. Wenn dem modernen Inder die alte Dichtung über Śaṃkaras Leben nicht mehr zusagt, dann muß er eine neue Dichtung machen oder ernstlich forschen. Keins von beiden ist in den Lebensskizzen geschehen. Die Grundzüge der Systeme sind in ansprechender, einfacher Form dargestellt. So mag das Buch nicht ohne Nutzen sein, für die Wissenschaft ist es bedeutungslos.

Lele, B. C.: **Some Atharvanic Portions in the Gṛhya-Sūtras.** Bonn: Kurt Schroeder 1927. (62 S.) gr. 8°. RM 3.50. Bespr. von H. Oertel, München.

Der Verf. behandelt 16 Riten der Gṛhya-Sūtras, um durch einen Vergleich mit solchen des Kauśika-Sūtra ihre atharvanische Provenienz nachzuweisen. Wie der Verf. selbst (S. 8) andeutet, müßte die Untersuchung auf weitere S'rauta Riten ausgedehnt werden, doch ist auch die hier gegebene Zusammenstellung nützlich. Zu S. 9, Anm. 2 vgl. Winternitz, Gesch. d. ind. Lit. I², 209, Anm. 1. — Zu S. 32, Z. 17 vgl. die bei Keith zu TS. 3. 3. 9 verzeichneten Parallelen. — Zu S. 32 S'ūlagava vgl. Arbman, Rudra (Uppsala Univ. Årsskrift 1922) 48, Anm. 3 und 56. — Zu S. 33, Z. 13 vgl. Arbman, 64ff.

Foster, Sir William, C. I. E.: **John Company.** With 24 Illustrations. London: John Lane 1926. (X, 286 S.) 8°. 12 sh. 6 d. Bespr. von Jarl Charpentier, Upsala.

Sir William Foster ist unzweifelhaft der größte lebende Kenner jener wunderbaren Institution, die wir als die East India Company — oder in populärer Sprache als John Company — kennen. Vor einigen Jahren hat er in seinem Buche „The East India House" das große Publikum mit den Schicksalen des berühmten Hauses in Leadenhall Street bekannt gemacht. Jetzt bietet er in dem hier angezeigten Buche verschiedene Bilder aus der frühesten und späteren Geschichte der mächtigen Handelsgesellschaft, die z. T. früher in englischen Zeitschriften veröffentlicht worden, z. T. aber auch neugeschrieben sind.

Die einzelnen Kapitel können hier nicht eingehend besprochen werden. Historisch am meisten interessant scheinen mir die beiden ersten, über die erste bescheidene Behausung der Gesellschaft in Philpot Lane und über ihre nächste in Crosby House, sowie das dreizehnte, über die früheren Lebensjahre von Warren Hastings. Aber auch andere Kapitel können auch außerhalb Englands auf lebhaftes Interesse Anspruch machen, wie z. B. dasjenige, worin die Ambassade des Sultans von Bantam an Carl II. geschildert wird, oder dasjenige, das die Abenteuer und den unbezwinglichen Mut des schlichten Seemanns John Dean uns vorführt. Sehr wertvoll, obwohl notwendigerweise ein bißchen trocken, ist auch das letzte Kapitel über „The India Board", während diejenigen Abschnitte, die sich mit den Dockbauten in Blackwall und den Wohltätigkeitsanstalten der East India Company in Poplar befassen, meistens für eingeborene Londoner von Interesse sein dürfen.

Der Stil ist wie immer bei Sir William Foster schlicht und angenehm. Bewunderung erregt vor allem seine meisterhafte Beherrschung auch der kleinsten Einzelheiten bei den von ihm geschilderten Ereignissen. Sein Buch ist mit 24 teilweise sehr interessanten Bildern geschmückt; man kann in dessen Gesellschaft einige sehr amüsante und lehrreiche Stunden verbringen.

A. Finot, Louis, **Parmentier**, H., et Victor **Goloubew**: **Le Temple d'Içvarapura** (Bantāy Srĕi, Cambodge). Le Monument, étude architecturale, par Henri Parmentier, Les Images, par Victor Goloubew, Les Inscriptions et l'Histoire, par Louis Finot. Paris: G. van Oest 1926. (X, 138 S., 72 Taf.) 2°. = Mémoires Archéologiques publiés par l'École Française d'Extrême-Orient, Tome I.

B. Verneuil, M. P.: **Les Temples de la Période classique Indo-Javanaise.** Tjandi Kalasan, Tjandi Mendout, Boroboudour, Tjandi Prambanan. Paris: G. van Oest 1927. (90 S. u. 96 Lichtdrucktaf.) 4°. Subscr.-Pr. 220 Fr. Bespr. von H. Stönner, Berlin.

A. Dieses Buch bildet den 1. Bd. einer neuen Serie der École Française und bringt uns gleich sehr viel neues Material für die Archäologie und Geschichte (Inschriften) Kambodja's.

Es besteht aus drei Teilen. 1. Le monument. Architekturstudien des Altmeisters de l'Ecole Française auf architektonischem Gebiete Henri Parmentier; 2. Les Images von V. Goloubew und endlich 3. Les inscriptions et l'histoire von L. Finot.

1. Nicht weit von Siemrāp — 3 km — also ganz in der Nähe der Ruinen von Angkor erhebt sich das monumentale Gebäude des Tempels von Iśvarapura (Bantāy Srĕi). Es besteht zunächst aus dem Hauptheiligtum, das die Gebäude umfaßt. Dazu kommen zwei Bibliotheken. Rund herum um diese Baulichkeiten geht die erste Umwallung mit je einem Zugangsportal im Osten (größer) und im Westen. Diese Umwallung wird umsäumt von sechs weiteren Gebäuden. Das Ganze wird von einer zweiten Umwallung umgeben, in der sich wieder zwei Portale befinden. Darauf folgt ein breiter Graben mit zwei Zugangsstraßen, die im Hauptdiameter nach Ost und West führen. Eine weitere Umwallung folgt mit den nötigen Portalen. Dazu kommt nach Osten außerhalb dieser letzten Umwallung ein riesiger Vorhof mit verschiedenen Gebäuden. Das ist das Bild dieses groß angelegten Tempels. Parmentier bespricht dann im einzelnen die Gebäude usw. und gibt erklärende Bilder im Text.

2. Les Images. Das reich skulptierte Äußere von Bantāy Srĕi wird ergänzt durch eine Reihe freistehender Skulpturen. In der Cella des mittleren Hauptheiligtumes befand sich ehemals das Hauptbild des Tempels: Die Figur S'iva's

in Stein mit untergeschlagenem Bein, auf dem er seine Gattin Umā hält. Diese Skulptur, die von ganz besonderer Schönheit ist, befindet sich jetzt im Museum von Phnom Peñ. Weitere Freiskulpturen sind in erster Stelle Löwen und Yakṣas, die als Torwächter fungieren. In den Reliefs finden wir außer S'ivaïtischen Darstellungen auch solche aus dem Viṣṇu-Kreis, was uns Wunder nehmen würde, wüßten wir nicht, daß eine derartige Beimengung auch in anderen Heiligtümern Kambodja's vorkommt. Auch die zwei Bibliotheken sind mit Figuren in Flachrelief bedeckt. — So ist dargestellt der Tod Kansa's, der Regen Indra's, Kāma auf S'iva einen Liebespfeil schießend, Rāvana unterm Kailāsa, diesen erschütternd usw.

3. Les inscriptions et l'histoire mit zwölf Tafeln Inschriften. Davon sind neun von Bantāy Srĕi. Der Rest von Angkor Thom. (Eine Tafel zeigt vergleichend drei Schriftarten.) Die ältesten Inschriften von Bantāy Srĕi sind von 969—1010 a. d., darunter Schenkungsurkunden usw. Es ist hier nicht möglich, näher auf den Inhalt dieser wichtigen Urkunden einzugehen. Weiterhin gibt Finot unter Verwendung dieser Inschriften die Geschichte des Tempels und die Geschichte des Tempels von Maṅgalārtha, der zu den Baulichkeiten von Angkor Thom gehörten. Zum Schluß folgt ein Absatz über die Paläographie der Inschriften und darauf ein Kapitel, in dem die Folgerungen gezogen werden, einmal für die Epoche von Bantāy Srĕi und zweitens über die allgemeine Geschichte Kambodja's nach dem 12. Jahrh. Das Buch enthält insgesamt 72 Tafeln.

B. Kein archäologisches, wissenschaftliches, sondern ein populäres Buch, das an Hand einer Beschreibung von vier Tempeln: Tjandi Kalasan, Tjandi Mendout, Boroboudour, Tjandi Prambanan einen Überblick über einen bestimmten Abschnitt der Kunst auf Java gibt. Nach einer Einleitung, in der die Absicht des Verfassers bei der Abfassung des Buches mitgeteilt wird, erfolgt eine Übersicht über die Geschichte Javas und ein etwas längeres Kapitel über den Brahmanismus und Buddhismus. Darauf beginnt die eigentliche architektonische und plastische Beschreibung, die mit der Herausarbeitung eines Indo-javanischen Stiles endet. Dann geht der Verfasser auf die Beschreibung der von ihm auserwählten vier Tempel bzw. Stūpas ein. Das Buch liest sich flott und ist für jemanden, der sich nicht wissenschaftlich mit der Archäologie Javas beschäftigen will, zu empfehlen. Für andere Zwecke bleibt das Krom'sche Werk: „Inleiding tot de Hindoe-Javaansche Kunst", wie der Verfasser in der Einleitung selbst sagt, das Standard-Werk. Das Buch ist sehr gut ausgestattet, wie alle Tafelwerke der Firma van Oest in Paris u. Brüssel. Die Tafeln geben uns einen genügenden Begriff der Kunst der einzelnen Bauten. Der Text beträgt 81 Seiten. Dazu kommt eine Bibliographie und 96 Tafeln. Erklärende Unterschriften fehlen allerdings. Im Text werden von Bārā-Buḍur die 120 Reliefs der Geschichte Buddhas und andere Geschichten angeführt, ebenso von Prambanan 42 Reliefs aus dem Rāmāyaṇa erklärt.

French, J. C.: **The Art of the Pal Empire of Bengal.** London: Oxford University Press 1928. (XV, 26 S., 32 Taf.) 8°. 18 sh. Bespr. von Heinrich Zimmer, Heidelberg.

Mehrere indische und englische Museen besitzen Plastiken aus der Zeit der Pâla-Dynastie, die vom 8.—11. Jahrhundert in Bengalen blühte. J. C. French, der sich augenscheinlich im Indian Civil Service an Stücken, die er im Lande verstreut fand und aufnahm, für die Schönheit dieser Kunst inspiriert hat, veröffentlicht Photos einer Auswahl ihrer Denkmäler. Ein Teil ist auf Herrscher der Pâl-Dynastie (Dharmapâla, Devapâla) datiert. Es sind hinduistische und buddhistisch-tantristische Bildsäulen, die ikonographisch, vor allem aber künstlerisch von Bedeutung sind. Leider sind die Photos von unterschiedlicher Qualität bei mäßiger Größe, manche dieser schönen Stücke wünschte man noch in anderen Ansichten zu sehen. Ikonographisch bleibt manches Beachtliche zu erklären, die liebenswürdig enthusiastische Einleitung läßt sich weder inhaltlich noch stilgeschichtlich auf detaillierte Charakteristik ein. Die Bedeutung der Stücke für nepalesische u. tibetische Bildnerei wird gestreift, der geschichtliche Hintergrund skizziert (orientiert an Banerji, Coomaraswamy und anderer einschlägiger Literatur). Es wäre unrecht, dem Amateur seine Freude an der Schönheit, die man teilen, und an ihrer Vermittlung, für die man ihm danken muß, durch Kritik vager oder bedeutungsloser Bemerkungen zu vergällen. (Vgl. zu den 5 Bildern schöner Pâl-Tempel, die den Tafelteil schließen: „The beautiful temples at Barakar have a distinct affinity to the mediaeval architecture of Europe", „The doorway of the Pal temple at Telkupi has a certain mysterious beauty" (S. 21), und gelegentlich eines Padmapâni „This figure conveys a strangely negroid suggestion. One feels that it would be more in place as a divinity on the banks of the Niger or the Congo than in the gallery of the Aryan art of India" [S. 14]).

Glasenapp, Helmuth von: **Heilige Stätten Indiens.** Die Wallfahrtsorte der Hindus, Jainas und Buddhisten, ihre Legenden und ihr Kultus. München: Georg Müller 1928. (XVI, 183 S., 258 Taf.) 4°. = Der indische Kulturkreis in Einzeldarstellungen, hrsg. von Karl Döhring. RM 32 —. Bespr. von Otto Strauß, Breslau.

Zu den heiligen Stätten Indiens in Wort und Bild zu führen ist eine Absicht, die man nur aufs wärmste begrüßen kann. Daß dabei

auf die Abbildungen das Hauptgewicht zu legen ist, wenn man ein weiteres Publikum interessieren will, ist eine allgemein bekannte psychologische Tatsache. Das Verhältnis von Wort und Bild freilich bleibt ein schwieriges Problem, dessen verschiedene Lösungsmöglichkeiten Sache sehr persönlichen Geschmacks sind. — v. G. spricht im Textteil (151 S.) von etwa 125 Hinduheiligtümern sowie von einigen jinistischen und buddhistischen (ausschließlich in Vorderindien), und zwar erläutert er gewöhnlich nach kurzen geographischen Bemerkungen die Bedeutung der Stadt, des Flusses, des Berges durch die Mitteilung von Legenden, die die Heiligkeit des Ortes für den Hindu begründen. Dazu kommen gelegentliche Bemerkungen über kultische Bräuche und sonstige kulturhistorisch interessante Einzelheiten. Ein Index von 17 Seiten vereinigt alle wissenswerten Namen aus Text und Tafeln. Dies nicht sehr feste Band des Index bildet den einzigen Zusammenhang zwischen dem Text und den schönen 258 Tafeln, die meist Tempel aber gelegentlich auch Skulpturen und einiges andere zur Anschauung bringen. Zur Erläuterung der Bilder dienen kaum 4 Seiten. — Dieser Lösung des oben schon angedeuteten Problems im Verhältnis von Bild und Text vermag ich nun nicht beizustimmen. Selbstverständlich kann hier nicht von richtig oder falsch die Rede sein, sondern nur von einer persönlichen Geschmacksfrage. Mir scheinen Text und Bildermaterial allzu unabhängig voneinander, und ich hätte es lieber gesehen, wenn der Verf., der ja in seinen Büchern „Der Hinduismus" und „Brahma und Buddha" dem Laienpublikum treffliche Einführungen in Indiens Religionen gegeben hatte, den hier für den Text verbrauchten Raum ganz zur Erklärung der Bilder verwendet hätte. Religionshistorische und archäologische Bemerkungen zu den einzelnen Tafeln hätten m. E. dem Betrachter den Genuß und die Belehrung wesentlich erhöhen können. Nicht nur dem Fernstehenden ist es ja oft schwer, Abbildungen indischer Kunstwerke so zu verstehen, wie er es bei europäischen von sich erwartet. Dazu zu helfen hätte der Verf. bei seiner Sachlichkeit und Klarheit gewiß das Zeug gehabt. Den Weg, an den ich hier denke, ist, freilich mit Unterschied (Hauptgewicht auf der Sage, bildende Kunst nur ergänzend), I. Ph. Vogel in seinem Indian Serpent-Lore gegangen (vgl. meine Besprechung OLZ 1927, S. 1131—32). — Von der hier angedeuteten prinzipiellen Meinungsverschiedenheit abgesehen darf man beiden Teilen des Werkes nachrühmen, daß sie dem Leser und Betrachter reiches Material geben. An der langen Reihe der besprochenen heiligen Stätten kann der Leser lernen, wie stark das einigende Element der religiösen Atmosphäre ist, die trotz aller der vom Verf. mit Recht betonten Verschiedenheiten ganz Vorderindien erfüllt. Die vielen schönen Tempelbilder, die durch Abbildung von Kultgeräten, Asketen und skulpturellen Einzelheiten ergänzt werden (leider fehlen Bilder der heiligen Landschaften), werden gewiß vielen eine anregende Vorstellung vom Reichtum indischer Phantasie geben.

Beckh, Prof. Dr. Hermann: **Buddhismus** (Buddha und seine Lehre). II. Die Lehre. 3. Aufl. Berlin: Walter de Gruyter & Co. 1928. (135 S.) kl. 8°. = Slg. Göschen Nr. 770. RM 1.50. Bespr. von Walther Wüst, Solln vor München.

Unter den Werken, die man gemeinhin den jungen Indologie-Studenten zur Einführung in das Studium des Buddhismus selbst anempfiehlt oder anempfehlen hört, steht auch Herm. Beckhs schmuckes Göschenbändchen, das hier anzuzeigen mir eine wirkliche Freude ist. Gehört es doch — nicht nur für mein Empfinden — zum Sachkundigsten und Durchdachtesten, was wir auf diesem Gebiete besitzen, und dabei ist es von einer bündigen Zusammengefaßtheit, daß auch der Fachmann auf jeder Seite angeregt wird. Die nötig gewordene 3. Auflage verdeutlicht sichtbar den Erfolg all dieser Vorzüge.

Als Gesamtgebiet hat B. sich in kluger Selbstbeschränkung fast ausschließlich nur den sog. Ur- (Hīnayāna- oder Pāli-) Buddhismus gewählt und dessen Lehre ist es, welche er vor uns in überaus glücklicher Weise und ausschließlich vom „achtgliedrigen Pfad" her aufrollt. So ergeben sich die Abschnitte Sammādiṭṭhi, Sīla, Samādhi, Vimutti.

Es ist gegenüber gewissen „falschen Propheten" nicht unnötig, anzugeben, in welcher Grundhaltung B. seinen Stoff darstellt: Zunächst berührt angenehm das durchgängig gesunde Urteil des Verf. sowie der vornehmruhige Ton, der nie polemisch ausartet. Fast ist man versucht zu sagen, es war und ist der Ton, in dem man über Buddhismus schreiben soll. (Es war vor allem der Ton Hermann Oldenbergs.) Nächst dem ist B.s Darstellung historisch (sie zieht ständig die Yogasūtras und das Sāṃkhya heran), sie ist streng philologisch (vgl. die durchgehende Benutzung des Sāmaññaphala-Sutta aus dem Dīghanikāya) und sie ist ernstlich metaphysisch. Für diese letzte Eigenschaft verweise ich insbesondere auf seine von Pischel abweichende Deutung des Verbotes, berauschende Getränke zu trinken

(p. 33) sowie auf seine Ausführungen über die Nidānaformel (p. 100—1). Aber B. bringt auch noch eine weitere, für das Einfühlen in den Buddhismus fast unerläßliche Voraussetzung mit. Er ist konservativ und unterstreicht es an verschiedenen Stellen, daß „Buddha in bezug auf technische Ausdrücke, auf die ganze äußere begriffliche Einkleidung seiner Lehre wenig schöpferisch gewesen zu sein scheint" (p. 14, ähnlich p. 124). Ganz in demselben Sinne tritt er an verschiedenen Stellen für die rhythmische Unverletzlichkeit der Pāli-Zitate ein (z. B. p. 35 u. 93), ein Grundsatz, den ich erst OLZ 1928, Nr. 6, Sp. 507—8 gegen F. L. Woodward ausdrücklich verfochten habe. Daß schließlich ein Forscher wie Beckh in Sachen des Buddhismus auch komparativ über den Pālibuddhismus hinauszuschauen versteht, ist aus seinem wissenschaftlichen Schaffen verständlich (vgl. p. 44, 85 Lalitavistara; p. 57, 105—6, 110—1 Eingehen auf Tibet).

In immer wieder überraschender Weise vertieft wird diese Grundhaltung durch eine Fülle eigenartig-neuer Deutungen (die ich selbstverständlich hier nicht alle aufzählen kann). Ein glücklicher Griff dieser Art, der zudem die Anlage des ganzen Büchleins vorbestimmte, war z. B., als Hauptlehrpunkt den „Pfad" den „Vier Wahrheiten" überzuordnen (Begründung p. 7—9) und den „Satz vom Leiden" doppelt zu fassen, einmal als innerlich gefühlt, zweitens als innerlich erkannt (p. 8, p. 88—9). Im ersten Fall leitet er sozusagen als Propaganda-Formel zur ersten Stufe des Magga, der Sammādiṭṭhi, über; im zweiten Falle aber eröffnet sich von ihm aus als dem Hauptinhalt der paññā das ganze Gebiet der Erlösung (vimutti). Ein ähnlicher Fund ist die p. 89—90 vorgetragene Ansicht, daß der „Satz vom Leiden" durchaus als Urteil über die Welt des gegebenen Bewußtseins aufzufassen sei, was vor allem auch durch die treffende Kennzeichnung des Yoga (p. 10—1; 48—9) gestützt wird. Die meditativ gewonnenen Kenntnisse sind davon streng zu scheiden, der Buddhismus als Religion des weltschmerzlichen Pessimismus entschieden abzulehnen (p. 23, 51, 89, 121).

Im Zusammenhang damit gelingt eine selbständige Deutung des Nirvāṇa (p. 114—28, bes. p. 124, 127), das B. gegenüber mancher „westlichen" Interpretation als rein positiv verteidigt.

Die glückliche Logik der Anlage wird durch nichts besser bewiesen als durch das harmonische Einfügen auch scheinbar ferner liegender Dinge. Die Kosmologie erhält so die ihr gemäße Stelle (p. 51—4), ebenso Eschatologie und die Gestalt des Māra (p. 83—6 bzw. 63—7). Wie die Sittengebote (p. 27—34), die Heilstufen (p. 128), Anattavāda (p. 70—1; 80—1) und der scharfsinnig ausgeführte größere Abschnitt über den Paticcasamuppāda (p. 93 bis 109) eingereiht werden, macht alles einen gar ungezwungenen Eindruck.

Doch muß ich innehalten, um nicht in den Verdacht des Abschreibens zu geraten. Genannt seien wenigstens noch die Gegenüberstellung von Meditation und Gebet (p. 57), die feinsinnigen Darlegungen über die Mettā (p. 59 bis 60; p. 129—32), sowie das über satisampajañña (p. 37—8) und über die Einreihung der Devas (p. 54—7, 58) Bemerkte. In all dem bestätigt sich nur der erste Eindruck eines eigenartigen Gedankenreichtums und einer straffen Zucht äußerer Form.

Kritisch auszusetzen bleibt nur wenig. So scheint mir die Bemerkung (p. 58) über deva: deus doch zu leicht begründet, während die (p. 114) über den sprachlichen Charakter des Wortes nirvāṇa vorgetragene Auffassung kaum eindeutig ist. Erwünscht wären auch nähere Angaben gewesen über Art und Weise der Änderungen gegenüber den voraufgegangenen Auflagen, die in vielen Händen sind. Für eine folgende Ausgabe sind nicht wenige störende Druckfehler zu tilgen, die zu verzeichnen indes die Gepflogenheit der OLZ verwehrt.

Hobson, R. L.: Chinesische Kunstwerke in farbiger Wiedergabe auf 100 Tafeln. Steingut u. Porzellan, Jade u. Lackarbeiten, Bronzen, Möbel und Gemälde, eingeleitet durch einen Abriß über chinesische Kunst. Berlin: Ernst Wasmuth 1927. (15 S. Text, 99 Taf.) 4°. RM 34—. Bespr. von Z. v. Takács, Budapest.

Das Hauptziel des Werkes ist, den Sammler über das Wesen und den Hauptwert der chinesischen Kunst praktisch aufzuklären. Es kann auch nicht bezweifelt werden, daß der schöne Band den Freunden chinesischer Kunst tatsächlich nützliche Dienste leisten wird. Den Hauptverdienst des Buches sehe ich darin, daß es einen richtigen Leitfaden zur sicheren Stilkenntnis liefert, ohne dabei in Einseitigkeit zu fallen. Es läßt sowohl der edlen Kunst der Sung-Keramik wie auch der technischen Kraftleistung der Lackkünstler der Spätzeit Gerechtigkeit willfahren. Es ist auch an der Zeit, diesem objektiven Standpunkt Geltung zu verschaffen. Die chinesische Kunst schien ihren ältesten Freunden im Westen eine spielerische bunte Kunst. Eine Reaktion machte sich in der Jüngstvergangenheit in der starken Bevorzugung der strengen und aristokratischen Tuschmalerei und der Bronzekunst des Altertums geltend. Nun ist aber nicht zu vergessen, daß die chinesische Kunst bereits in ihren ersten

Glanzperioden nicht nur eine linear abstrahierende, sondern auch eine überaus farbenfreudige Kunst war. Verhältnismäßig späte Erscheinungen, wie z. B. die äußerst bunten Zellenschmelzarbeiten, beweisen nicht etwa, daß die Farbenfreudigkeit in der chinesischen Kunst eine Späterscheinung ist, sondern im Gegenteil, daß namentlich eine Kunst wie die der Zellenschmelzverzierung, obwohl fremder Herkunft, durchaus nationalisiert wurde, weil sie einer uralten Veranlagung entsprach. Die verschiedenen Einlagearbeiten, deren Beliebtheit im Altertum an der Hand erhaltener Denkmäler nachzuweisen ist, lassen darüber keinen Zweifel obwalten, daß Linie und Farbe als selbständige symbolische und dekorative Werte in der Kunst der Chinesen immer die Hauptfaktoren waren. Sammler, bzw. Kunstliebhaber und Kunstgelehrte sind selbstverständlich zwei verschiedene Schöpfungen Gottes. Jener erreicht die Vollkommenheit, indem er die Kunst als etwas durchaus Zeitloses betrachtet. Dieser muß bestrebt sein, das Organische in der Entwicklung, bzw. die Kunst als einen historisch bedingten Organismus zu erfassen. Das Endziel des Gelehrten muß freilich mit dem des edelsten Kunstfreundes identisch sein. Werke also, die dem Sammler unmittelbare Dienste leisten wollen, und wenn sie noch obendrein in dieser Dienstleistung durchaus aufrichtig sind, müssen ebenso ernst genommen werden wie Bücher reinster wissenschaftlicher Tendenz. Der kurze Abriß, der von Hobson den Tafeln dieses Werkes als Geleit beigegeben wurde, ist eine musterhafte Arbeit seiner Art. Der Verfasser gibt nämlich darüber Aufklärung, was der Sammler vor allem wissen muß. Es ist keine kunstphilosophische Abhandlung, sondern ein Wegweiser durch die verschiedenen Zweige chinesischer Kunst die hier historisch beleuchtet werden.

Einige Bemerkungen dazu sollen doch nicht unterdrückt werden. Der Verfasser gibt der Ansicht Ausdruck, daß die Geschichte der chinesischen Kunst mit der Hanzeit beginnt. Dieser Ort ist zu einer eingehenden Polemik nicht geeignet, daher bemerke ich nur kurz, daß ich davon überzeugt bin, daß die orthodoxe chinesische Wissenschaft ihr Recht in der Beurteilung der meisten Hauptfragen der chinesischen Kunst des hohen Altertums doch behalten wird. Die neuesten epochemachenden Entdeckungen haben doch die Ansicht bekräftigt, daß es eine Shang-Kunst gab, die wesentlich bereits nichts anderes als die darauf folgende Kunst der Chou war. Hobson unterläßt es auch nicht, sich auf diese Feststellung der jüngsten Forschung zu berufen. Ich bin daher geneigt, seine Bemerkung, der Beginn der chinesischen Kunstgeschichte sei in die Hanzeit zu setzen, einem redaktionellen Versehen zuzuschreiben. Im allgemeinen ist ja Hobsons Arbeit vorzüglich, wie sie auch bei einem Manne von umfassendem Wissen und außerordentlich großer Erfahrung nicht anders sein kann. Für die Auswahl der Abbildungen ist der Verlag verantwortlich. Da hätte eine Erweiterung des Gebietes nicht geschadet. Die Keramik allein nimmt nicht bedeutend weniger als zwei Drittel der Abbildungen (62 Tafeln mit 82 Bildern) in Anspruch. Ich gebe freilich zu, daß die Auswahl der verschiedenen Sorten vorzüglich ist und daß nichts geeigneter ist, dem angehenden Sammler eine richtige Vorstellung von dem über alle Maßen verfeinerten Kunstsinn der Chinesen der guten Zeiten beizubringen, als die alle Keramik der Welt überflügelnde Töpferei der Sung-Zeit. Auch dagegen würde ich nichts einwenden, daß sich unter den 6 mitgeteilten Proben der chinesischen Malerei nur farbige Gemälde befinden. Die Beurteilung der Tuschbilder verlangt ja eine so hohe Schule und wohl auch eine Geübtheit in der chinesischen Kalligraphie, daß das Tuschbild in einem offenbar für Anfänger herausgegebenen illustrierten Buch in der Tat fehlen darf. Was von den Bronzen da ist (6 Stücke), gehört zu den allergrößten Schätzen der unschätzbaren Eumorfopoulos-Sammlung. Auch gegen die prachtvollen 10 Jaden (auf 8 Tafeln) dürfte man höchstens soviel einwenden, daß die hochinteressante Kröte der Sammlung Pope-Hennessy ohne jeden sachlichen Anhalt in die Hsia- oder Shang-Zeit gesetzt wurde. (Die Beschreibungen der Objekte stammen von verschiedenen Sachverständigen.) Und wie sonderbar es auch klingt, diese Zeitbestimmung kann bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft nicht als Fehler hingestellt werden. Gegen die 16 Lackarbeiten ist schon deshalb nichts zu bemerken, weil der Lack nicht nur als uralter Erfolg chinesischer Naturbeobachtung und Kunstindustrie, sondern auch als ebenso altes, stilbildendes Material chinesischer Malerei zu würdigen ist. Man vermißt aber einige Proben der Seidenweberei und -Stickerei, ohne die China kein China ist. Auch die Holz-, Elfenbein- und Perlmutterschnitzerei hätte doch vertreten sein sollen. Die Beispiele der Bronzekunst hätte man, schon belehrungshalber, durch einige Sung- bzw. Ming-Bronzen ergänzen können. Die Vorzüglichkeit der Hsüan Te-Bronzen wird ja auch in Hobsons Text hervorgehoben und es gehört keine prophetische Begabung zur Behauptung, daß die Bronzen dieser verhältnismäßig späten Epochen in der nicht allzufernen Zukunft wieder geschätzt und fleißig

gesammelt werden. Diese Sammeltätigkeit wird ja auch zum besseren Verständnis und gründlicher Beurteilung der Glanzperioden der chinesischen Kunst ebenso beitragen wie die Berücksichtigung der neueren Malerei, deren gute Vertreter für unsere Sammlungen mehr bedeuten als die Werke angeblicher Altmeister, die vor nicht allzulanger Zeit Gegenstände unverdienter Hochschätzung waren. Auch Werke chinesischer Goldschmiedekunst werden jedenfalls zu den ersehnten Sammelobjekten der Zukunft gehören, da sie von dem dekorativen Vermögen und der Stilsicherheit der Chinesen ein vorzügliches Bild geben. Doch hieße es die Art des ganzen Unternehmens zu verkennen, wenn man eine Anschwellung des Bandes wünschen würde. Das Werk ist, wie gesagt, geeignet, den Chinasammler auf den richtigen Weg zu lenken. Es ist also zu wünschen, daß es auch Neuausgaben erlebe, die aber von den zahlreichen Druckfehlern nicht verunstaltet werden sollten.

Das Buch in China und das Buch über China. Buchausstellung in Frankfurt a. M., veranstaltet von der Preußischen Staatsbibliothek und dem China-Institut. Frankfurt a. M.: Hauserpresse Werner & Winter 1928. (XIII, 152 S.) gr. 8°. RM 3—. Angezeigt von Erich Hauer, Berlin.

Der nach Art eines chinesischen Buchheftes gebundene und geschmackvoll ausgestattete Katalog führt unter 1435 Nummern die Bücher der von dem rührigen Leiter des Frankfurter China-Institutes, Prof. Richard Wilhelm, veranstalteten Ausstellung auf. Vorausgeschickt sind die fünf Aufsätze: 1) Überblick über die chinesischen Werke der Preußischen Staatsbibliothek von Prof. Hermann Hülle-Berlin, 2) Die Struktur der chinesischen Schriftzeichen und die sog. Liu Schu von Mau Chun, 3) Die Entwicklung des Buches in China von Richard Wilhelm, 4) Die ältesten Akademieausgaben der klassischen Schriften von Wang Guo Wei (aus dem Chinesischen übersetzt von Hsü Daoling, 5) Goethe und die chinesische Literatur von Ernst Beutler. Nachtrag I verzeichnet die Leihgaben aus der Bayrischen Staatsbibliothek und Nachtrag II russische Schriften über China aus den letzten Jahrzehnten. Die letzteren sind fast durchweg unter Sowjetauspizien entstandene Propagandaschriften, die zwar in hohem Maße unser Interesse in Anspruch nehmen, mit wissenschaftlicher Chinakunde aber nichts zu tun haben, z. B. Nr. 1229: „Wie kämpft die chinesische Arbeiterin für ihre Freiheit?“, Nr. 1230: „Was geht in China vor?“, Nr. 1231: „Die Arbeiterorganisationen des Orients“ u. s. f.

Allen, B. G.: Chinese Theatres Handbook. Tientsin: La Librairie Française. (V, 56 S.) gr. 8°. Bespr. von Erich Schmitt, Bonn.

Dieses kleine Heftchen, das lediglich eine Einführung in die allerelementarsten Kenntnisse des chinesischen, d. h. hier des pekinesischen Theaters geben will und als eine Art Reiseführer gedacht ist — am Schluß findet sich nämlich ein Register der besseren Pekinger Theater mit Angabe ihrer Spielzeit —, hat keinerlei wissenschaftliche Intentionen und ist auch nach dem ausgezeichneten Werk des Soulié de Morant kaum eine Bereicherung unserer diesbezüglichen Kenntnisse. Die Darstellung z. B. der Rollen oder der traditionellen Konventionen auf der Bühne kann und will auch gar nicht erschöpfend sein. Trotzdem aber hat die kleine Schrift als Einführung für den Laien durchaus ihre Berechtigung. Zugute kommt ihr die große Liebe des Verf. zum chinesischen Theater, die allerdings so blind ist, daß darüber die objektive kritische Betrachtung verloren geht. Dies ist jedoch immer noch ein viel geringerer Fehler, als wenn Verf. dem gewöhnlichen Europäerhochmut verfallen wäre, der aus ahnungsloser Arroganz das chinesische Theater ja völlig ablehnt. Verf. sucht vielmehr durch liebevolles Sichversenken die künstlerischen Qualitäten des so ganz anders gearteten chinesischen Schauspiels zu erfassen. Und das ist ihm im großen und ganzen auch gelungen. Dafür aber sind die letzten vier Seiten über das chinesische Schattenspiel doch so dürftig, daß man nicht einmal das Elementarste über diese interessante Volkskunst erfährt.

Das hübsch ausgestattete Heft erhält noch einen besonderen Schmuck durch fünf recht gut gelungene Abbildungen, von denen zwei allein den nun bald weltbekannt werdenden Mei Lan-Fang darstellen.

Hauer, Priv.-Doz. Dr. Erich: Chinas Werden im Spiegel der Geschichte. Ein Rückblick auf vier Jahrtausende. Leipzig: Quelle & Meyer 1928. (VI, 158 S., 16 Taf.) kl. 8°. = Wissenschaft und Bildung Nr. 243. RM 1.80. Bespr. von A. Forke, Hamburg.

Der Verf. hat sich zum Ziel gesetzt, den Werdegang Chinas in knappster Form gemeinverständlich darzustellen und hat sein kleines Werk nicht für Fachleute geschrieben, denen ausführlichere Darstellungen zur Verfügung stehen. Die älteste Zeit, in welcher die Wurzeln der chinesischen Kultur zu suchen sind, und die neuste, welche für die meisten Leser besonderes Interesse hat, werden am eingehendsten behandelt. Auf einige einleitende Kapitel über Land, Name, Sprache und Schrift folgt ein kurzer Abriß der politischen und der Kulturgeschichte Chinas. Über Staatsverfassung, Religion, Philosophie und Literatur unter den verschiedenen Dynastien wird das Wichtigste mitgeteilt, so daß der Leser ein gutes Bild von der Entwicklung der chinesischen Kultur gewinnt. Vielleicht hätten über die Lehre des Mê Ti, des Verkünders der allgemeinen Menschenliebe, noch einige Worte hinzugefügt werden können, und neben Wei Yang hätte auch der noch viel bekanntere Staatsphilosoph Han Fei-tse erwähnt werden müssen. Außerdem vermissen

wir ganz die chinesische Kunst, welche doch auch zur Kultur gehört und gerade jetzt im Abendlande das größte Interesse erregt. Über Malerei, Skulptur, Baukunst und Kunstgewerbe wird nichts gesagt. Es ist zu bedauern, daß wir immer noch keine kritische chinesische Geschichte besitzen, nicht einmal für die ältere Zeit, in welcher das Legendäre überwuchert und sehr vieles den Stempel der Erfindung und der Übertreibung auf der Stirn trägt. Die Musterkaiser werden viel zu edel geschildert und die Tyrannen als viel zu schlimme Wüteriche dargestellt. Hier müßte eine besonnene Kritik einsetzen. Während R. Wilhelm mit Vorliebe bei den Lichtseiten der chinesischen Kultur verweilt, läßt uns Hauer auch die Schattenseiten sehen. Er zeigt uns, wie schrecklich und unmenschlich im goldenen Zeitalter, das Konfuzius so sehr bewunderte, die Strafen waren, indem z. B. die zum Tode Verurteilten lebendig gekocht wurden, um weniger Holz zu gebrauchen als das Lebendigverbrennen erforderte, und berichtet getreulich die Zahl der bei den großen Kämpfen abgeschlagenen Köpfe, wobei er bis zu 450000 gelangt. Die Sinnlosigkeit der Geschichte zeigt sich bei der chinesischen besonders klar, die eine Kette von Morden, Verwüsten und Plündern ist.

Von seinem Lehrer De Groot hat Verf. den Begriff des Universismus übernommen. Dieser soll der Stamm des echten alten Taoismus sein, welcher sich später in den Vulgärtaoismus und den Konfuzianismus gabelte. Der Taoismus kommt bei De Groot und Hauer zu kurz. Was de Groot Universismus nennt, ist nichts weiter als die bis in die ältesten Zeiten zurückreichende Naturphilosophie und der Natursymbolismus der Chinesen, der allen Systemen gemeinsam ist. Aber das Tao des Lao-tse ist sehr viel mehr als der Weltlauf und die Gesetze des ewigen Wandels, nämlich ein transzendentes Wesen, das Absolute, eine Art Gottheit, und gerade in der Erfassung dieses Begriffs, der weit über das Vorstellungsvermögen der meisten Konfuzianer hinausgeht, beruht die Größe der alten taoistischen Philosophen. Auch Kuan-tse als Patriarchen der Taoisten zu bezeichnen ist nicht angängig. Dieser ist Staatsphilosoph, nicht Taoist, und die taoistischen Kapitel in dem sehr zusammengewürfelten Werke, welches seinen Namen führt, sind späterer Zusatz.

Die Angabe, daß der Wei Fluß in den Yangtse münde, ist natürlich nur ein Schreibfehler. Statt Yangtse muß Huang-ho stehen.

Ransome, Arthur: **The Chinese Puzzle.** With a Foreword by the Rt. Hon. David Lloyd George, M. P. London: Allen & Unwin 1927. (189 S.) 8°. 5 sh. Bespr. von E. Hauer, Berlin.

Der vom Manchester Guardian und Baltimore Sun als Berichterstatter nach China entsandte Verf. bringt zunächst einen Überblick über die von der britischen Regierung China gegenüber verfolgte offizielle Politik der Verständigung und Versöhnung und schildert dann in 24 Aufsätzen den Stand der Dinge, wie er sich nach Landung der „Shanghai Defence Force" herausgebildet hatte und im Februar 1927 durch die Gewaltakte in Kiukiang eine gefahrdrohende Krisis erreichte. Obwohl die Ereignisse des betreffenden Jahres durch die inzwischen erfolgte Entwicklung der Dinge nur noch historisches Interesse haben, wird jeder, der sich mit Chinas innerpolitischen Wirren beschäftigt, das Buch mit Nutzen zur Hand nehmen können, weil es über einzelne Persönlichkeiten wie Eugène Ch'ên, den russischen Ratgeber Borodin, die Generäle Chang Tso-lin, Chang Tsung-ch'ang, Fêng Yü-siang und Wu P'ei-fu sowie C. C. Wu anziehend zu plaudern weiß. Die Lösung des „chinesischen Rätsels", wie es sich für England darstellt, findet der Verf. im Eingehen auf die dringendsten Wünsche der chinesischen Nationalisten, als da sind 1. Aufgabe der Exterritorialität, 2. Zolltariffreiheit und 3. Abschaffung des Sonderstatus der fremden Niederlassungen. Er schließt mit den Worten: „England is rich enough not to ignore the present inconveniences and difficulties, but to think of her relations with China in the next century."

Schurhammer, Georg, S. J.: **Das kirchliche Sprachproblem in der japanischen Jesuitenmission des 16. und 17. Jahrhunderts.** Ein Stück Ritenfrage in Japan. Tokyo: Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, und Leipzig: Verlag der Asia Major 1928. (137 S.) gr. 8°. = Mitteilg. d. Dtsch. Ges. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens. Bd. XXIII. RM 9—, geb. 12—. Bespr. von J. Witte, Berlin.

Der durch seine Japanstudien wohlbekannte Verfasser legt in diesem Buch die Schwierigkeit des Sprachproblems in bezug auf Japan dar, das auch für Missionen in anderen Kulturländern bestand und besteht. Er schildert mit großer Objektivität die sehr mangelhafte Sprachkenntnis der ersten katholischen Missionare in Japan und ihres ersten Dolmetschers Anjiro. Legt aber dar, wie dann doch diese ersten Missionare teilweise mit gutem Erfolg um eine Kenntnis der schwierigen Sprache gerungen haben. Aber das ist nicht das Hauptproblem. Das Hauptproblem ist die Frage, wie man in Japan die religiösen Begriffe des Christentums: Gott, Engel, Himmel, Seele usw. in der japanischen Sprache ausdrücken sollte. Nach verschiedenen Fehlgriffen entschloß sich die da-

malige Mission, einfach die lateinischen Namen notdürftig in der Aussprache dem Japanischen angepaßt einzuführen. Also nicht wie in China Gott den Tienchu, das heißt Himmelsherr, zu nennen oder gar wie anfangs Dainichi, sondern Deus. Heute hat die evangelische Mission das Wort Kami, das alle überirdischen Wesen, auch die Seele der Toten, bezeichnet, als Bezeichnung für Gott übernommen. Auch damit ist natürlich das Problem nicht genügend gelöst, aber es ist doch wenigstens ein japanisches Wort, wogegen Deus eben stets ein Fremdwort bleibt. In beiden Verfahren muß man eben dem genommenen Ausdruck einen neuen Inhalt geben durch Erklärung. Die Schrift bringt sehr reiches urkundliches Material und interessante Einzelheiten.

Wall, V. I. van de: De Nederlandsche Oudheden in de Molukken. Mit 155 Afbeeldingen op 93 Platen en 3 oudheidkundige Schetskaarten. Haag: Martinus Nijhoff 1928. (XX, 313 S.) 4°. fl. 10 —; geb. 12 —. Bespr. von Alfred Maaß, Berlin.

In anerkennenswerter Weise geht von der holländischen Wissenschaft jetzt ein Bestreben aus, ihr Interesse den Kulturdenkmälern, die von ihren Vorfahren in Insulinde errichtet wurden, nachzuspüren und dem Dornröschenschlaf, den sie teilweise in der Wildnis schlummern müssen, zu entreißen.

In mustergültiger Weise wird hier zum ersten Mal der Versuch gemacht, dieses neue Gebiet im fernen Osten wissenschaftlich in zusammenhängender Form zu untersuchen. Durch seine eingehenden Studien führt dies der Verf. auf den Molukken aus. Ein Vorwort von Prof. Dr. N. J. Krom und Anmerkungen von dem Archivar J. C. Overvoorde geben dem Werk seine besondere Note.

An unseren Augen zieht eine Fülle gesammelten Materials aller holländischen Bauten oder einzelner Teile von diesen, Denkmäler, die den Formen- und Schönheitssinn vergangener Jahrhunderte vor uns entstehen lassen, vorüber.

Für den Kunsthistoriker ist das Werk eine Fundgrube. Prächtige Abbildungen zeigen, was Altholland in Ostindien geschaffen hat, und wie die Jahrhunderte im Wandel der Zeiten mit nagendem Zahn manches Wertvolle zu zerstören wußten.

Eine besondere Sprache reden die uns wiedergegebenen Grabsteine. Mit Interesse sehen wir interessante Muster alter Festungsanlagen. Auch das mittelalterliche Kunstgewerbe in Abendmahlbechern in den Kirchen zu Neira und Ternate, Trauertafeln verschiedener holländischer Familien, Kronleuchter aus der reformierten Kirche in Ternate, ein wunderbarer Stuhl aus der Zeit der Compagnie usw.

Auf die Fülle des Inhalts hier einzugehen, verbietet mir der Raum. Zweck dieser Besprechung soll sein, auf ein Werk hinzuweisen, das inhaltlich mit großem Fleiß sich einer Aufgabe entledigte, in der eine Fülle schätzbaren Materials noch einmal dem Leser zeigen soll, was die Vorfahren geleistet haben, und die lebende Generation darf darauf stolz sein.

Krämer, Prof. Dr. Augustin: West-Indonesien, Sumatra, Java, Borneo. Stuttgart: Franckh'sche Verlagsbuchhandlung 1928. (104 S., 45 Taf. mit erläut. Text.) 4°. = Atlas der Völkerkunde, Abt. Austronesien (Malaiischer Archipel und Südseeinseln), hrsg. v. A. Krämer. Geb. RM 16.50. Bespr. von Alfred Maaß, Berlin.

Nach jenen sonnigen Smaragdinseln des malaiischen Archipels gelangen wir durch den dritten Band des Atlas der Völkerkunde. Die berufene Feder Prof. Dr. Krämers entrollt uns in mustergültiger Form eine ethnographische Studie, die durch eine Fülle von Bildermaterial, das sich in typischen Darstellungen durch Federzeichnungen auszuwirken sucht. Somit schließt sich dieser Band in seinem technischen Habitus seinen Vorgängern an. Ob diese nach Federzeichnungen hergestellten Strichätzungen für das Bildermaterial eines Atlas, der wissenschaftlichen Wert doch haben soll, das Richtige sind, wage ich zu bezweifeln. Ich nehme an, daß der Verlag dem wirtschaftlichen Pulsschlag unserer Zeit gefolgt ist und aus Billigkeitsgründen diese Art der Herstellung gewählt und bevorzugt hat gegenüber den Klischées nach photographischem Material. Für den mit den Abbildungen sich eingehend beschäftigen wollenden Forscher bilden diese Darstellungen des Bildermaterials ohne Zweifel gewisse Beschränkungen.

Bei weiterer Durchsicht der Tafeln habe ich den Eindruck gewonnen, daß die Anordnung vom Standpunkt des künstlerischen Empfindens nicht immer eine glückliche gewesen ist, insofern, als rein schematische Darstellungen zwischen perspektivischen Abbildungen plaziert werden. Vielleicht läßt es sich bei einer neuen Auflage durch den Herausgeber ermöglichen, die Schreibweise alter Quellen in Völkernamen Indonesiens nach dem heutigen Standpunkt zu berücksichtigen, um den straff zusammengefaßten, brillant dargestellten Texterläuterungen auch nach dieser Richtung hin eine gewinnende Formenschönheit zu geben, die der breiteren Basis der Leser zugute käme.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Gnomon II 1926:

1 28—32 *Koch, Römische Kunst (K. Lehmann-Hartleben: eine große Bereicherung). — 32—40 *Ed. Meyer, Kleine Schriften (J. Kaerst, hebt daraus die Abschnitte über Alexanders Weltherrschaft und Wesen u. Wirkung des Hellenismus hervor). — 61—63 W. Schubart, Aus Ägypten und Palästina (Beobachtungen auf einer Reise). — 63 W. Schubart, Aus den Keilschrifttafeln von Boghazköi (über szenische Spiele in einem hethitischen Ritual, die die Erinnerung an ein weltlich-geschichtliches Ereignis

bewahren; vgl. dazu Lammert Heft 6 dess. Jahrg. S. 366).
2 95—102 *Wunderlich, Die Bedeutung der roten Farbe im Kultus der Griechen und Römer (S. Eitrem). — 109—14 *Karo, Die Religion des ägäischen Kreises, im „Bilderatlas zur Religionsgeschichte" von Haas (V. Müller, sehr lobend, verweist auf orientalische Parallelen zum ägäischen Kult). — 123—24 A. Rehm, Untersuchungen auf den Inseln Ioniens. — 124 J. Kromayer, Georg Veith †.
3 129—36 *v. Salis, Kunst des Altertums (B. Schweitzer: gibt Längsschnitte durch die ganze antike Kunst, anstatt die Welt der archaischen, klassischen usw. Kunst zu schildern). — 142—45 *Maximowa, Der Cameo Gonzaga (G. Lippold: fälschlich auf Ptolemaios Philadelphos u. Arsinoe gedeutet, vielmehr Alexander u. Olympias). — 145—47 *Murray, Five stages of Greek religion (K. Latte: glänzend geschriebene Darstellung, die vierte Periode das Eindringen orientalischer Formen behandelnd). — 173—74 *Viereck, Griechische Ostraka der Universitätsbibliothek Straßburg I (M. Rostovtzeff, sehr anerkennend). — 174—82 *Grenfell-Hunt-Bell, The Oxyrhynchus Papyri XVI (W. Schubart: enthält Urkunden byzantinischer Zeit u. füllt das papyrologisch bisher am dürftigsten vertretene 5. Jahrh., eine bewundernswerte Leistung). — 191—92 K. Preisendanz, Eine neue Zaubertafel aus Ägypten (Bleitafel mit Liebeszauber, bestätigt die Verbreitung magischer Rezepte u. Formulare).
4 198—205 *Otto, Kulturgeschichte des Altertums (M. Gelzer: eine kritische Überschau über die vier Jahrtausende umfassenden Erscheinungen der letzten Jahre, die auch die eigene Auffassung O.s stark zur Geltung bringt; lobt trotz grundlegender Unterschiede in der wissenschaftlichen Auffassung die Arbeitsleistung und ihren praktischen Nutzen). — 232—35 *Bilabel, Griechische Papyri aus den badischen Sammlungen [Heft 4] (W. Schubart, führt eine gewisse Unsicherheit der Lesungen und Beschränkung der Erläuterungen auf die dankenswerte Schnelligkeit der Herausgabe zurück).
5 241—47 *Mycenae, Report of the excavations of the British School at Athens 1921—23 (G. Rodenwaldt: von vorbildlicher Klarheit u. Objektivität, ohne das Bild der mykenischen Kultur wesentlich umzugestalten). — 281—86 *Cauer, Römische Geschichte (W. Ensslin: vernachlässigt die letzten Zeiten und verkennt Justinians Lebensaufgabe).
6 313—21 *Lobel, The fragments of the lyrical poems of Sappho (R. Pfeiffer: bringt eine Reihe von neu zusammengefügten Papyrusfetzen sowie neue Lesungen der sorgfältig nachgeprüften Papyri u. eigene Ergänzungsversuche). E. Kühn.

Kleinasiatische Forschungen, hrsg. von Ferdinand Sommer und Hans Ehelolf. Band I, Heft 1. Weimar: Hermann Böhlaus Nachfolger. 1927. (II, 160 S.) gr. 8. RM 10 —.

Die Herausgabe dieser anscheinend in zwangloser Folge erscheinenden Zeitschrift entsprang dem Wunsche der Herausgeber, die mit den Funden von Boghazköi zusammenhängenden Forschungen an einer Stelle zu vereinigen. In Betracht kommen hierbei nicht nur Arbeiten über das „Hethitische" und die in der hethitischen Keilschriftliteratur begegnenden anderen Sprachen, sondern auch alle Arbeiten, die sich mit den hiermit in Verbindung stehenden zahlreichen Problemen beschäftigen, seien sie sprachlicher, historisch-geographischer oder kulturgeschichtlicher Art, also auch Arbeiten über das Lykische, Lydische usw. Auch das Etruskische, dessen Erklärung vielleicht doch einmal aus der kleinasiatischen Philologie heraus erfolgen könnte, wird in den Kreis dieser Zeitschrift einbezogen.

Das vorliegende Heft enthält folgende Aufsätze:

1. P. Kretschmer: Der Name der Lykier und andere kleinasiatische Völkernamen. Hier werden zunächst die Namen der Völkerschaften untersucht, die mit dem Suffix *-āvon* gebildet sind: die Mäonier (nach K. aus *Mā-āvon-es* „Verehrer der Ma", d. h. der Magna Mater)[1]; die Iaonen „Verehrer des mit dem ekstatischen Ausruf *ἰά* verehrten Gottes"; die Bagadaones, die K. mit dem Namen einer möglicherweise urindischen Gottheit Bagadā in Zusammenhang bringt; die Kataones „Verehrer der Gottheit Ḫatti", was mir übrigens nicht sehr einleuchtet[2]; und die Lykaonen „Verehrer des Wolfsgottes", was gewiß richtig ist.

2. P. Kahle und F. Sommer: Die lydisch-aramäische Bilinguis. Die bekannte Inschrift aus dem 10. Jahre des Artaxerxes wird hier Wort für Wort eingehend behandelt. Gemeinsame Arbeit hat, wie oft, auch hier recht beachtenswerte Fortschritte über die bisherigen Bearbeitungen hinaus gezeitigt[3]. Daß der Verfasser des aram. Textes gut aramäisch konnte, mag richtig sein. Aber daß dieses Aramäisch durch das Persische ebenso beeinflußt ist wie das recht schlechte Akkadisch der Persertexte, scheint mir aus der Verwendung von אחר hervorzugehen. Auch das babyl. *arki* im Nachsatz ist fremder Einfluß. Für die Beurteilung akk. Sprachgebrauchs kommt die Bagistan-Inschrift nicht in Betracht.

3. Friedrich, J.: Werden in den hethitischen Keilschrifttexten die Griechen erwähnt? Die Arbeit beschäftigt sich in durchaus sachlich-philologischer Weise mit den von Forrer aufgerollten Problemen. Jetzt, wo die Texte, die in Frage kommen, wohl ziemlich vollständig bekannt sind, bedürfen Forrers Ergebnisse einer erheblichen Korrektur: die Ajawalas „Aeoler" sind sicher nicht belegt, auch Taruisa = Troia ist unhaltbar. In anderen Punkten ist noch keine völlige Klärung zu erreichen; hoffen möchte man nur, daß Forrers *Aḫḫiǰawā* sich wirklich als Achaier herausstellen mögen. Ein sicherer Beweis ist mit dem jetzigen Material weder pro noch contra zu erbringen.

4. A. Götze, Zur Geographie des Hethiterreichs. Auch dieser Aufsatz wendet sich gegen Forrer, ebenso

5. A. Götze, Zur Chronologie der Hethiterkönige. Geographie und Chronologie des Hethiterreiches sind zwei der schwierigsten Aufgaben der kleinasiatischen Philologie. Vielfach steht Meinung gegen Meinung, ohne daß sich positiv überzeugende Resultate ergäben.

---

1) Zum Namen vgl. auch bab.-sum. *Mama, Meme,* die Muttergöttin als Weib (sum. *mim*) schlechthin: die Entstehung dieser Namen ist natürlich onomatopoetisch zu beurteilen.

2) Ebensowenig wie die Erklärung der Göttin *Išḫara,* die auf **isarā* („offenbar" = ai. *iṣirá-* „rüstig" u. ä.) zurückgeführt wird. Aber die Išḫara begegnet in sumerischen Texten des 3. Jahrtausends, wo „urindischer" Einfluß undenkbar ist (vgl. die Wirtschaftstexte aus Drehem, wo Išḫara wiederholt vorkommt: Zeit der 3. Dynastie von Ur, ca. 2350). Eine zufällige Übereinstimmung der Namen wird man gewiß nicht annehmen wollen!

3) אתרתא (Z. 3) doch wohl mit akk. *aširtu, ešertu* „Stätte", bes. „heilige Stätte" zusammenzustellen. Zu S. 62: ist שמהת (Plur. von שֵׁם) wirklich fem.?

6. F. Sommer, *ɣarāni*. Diese zu *ɣar* gehörende Form scheint durch Dissimilation aus *ɣar-ārī* „er verbrennt" (Med.) entstanden zu sein.

7. A. Götze, Randnoten zu Forrers „Forschungen" enthält kritische Bemerkungen zu einzelnen Textstellen.

8. H. Ehelolf, Zum hethitischen Lexikon untersucht eine Anzahl Wurzeln und kommt dabei zu vielen klärenden Resultaten. Für Mehl (Kleie) und Erden als Waschmittel (S. 160) hätte nicht nur aufs klassische Altertum, sondern auch auf den Weltkrieg verwiesen werden können. „Kleie" gab es allerdings nur in den ersten Jahren; die „Tonseife" wird den meisten noch im Gedächtnis sein. A. Ungnad.

Mercure de France 200 1927:

706 P. L. Couchoud, Histoire des Réligions (Besprechung von Dujardin: Le Dieu Jésus; Barbusse: Les Judas de Jésus). G. Contenau, Archéologie (Besprechung von Budge: The Mummy²; Montet: Les Scenes privées dans les Tombeaux égyptiens de l'Ancien Empire; Weynants-Ronday: Les Statues vivantes; Maximova: Les Vases plastiques dans l'Antiquité (Epoque archaïque); Frazer: Le Bouc émissaire; Frazer: Tabou et les Périles de l'Ame). O. K.-P.

Minerva-Zeitschrift. Nachrichten für die Gelehrte Welt III 1927:

10 229—232 R. Goldschmidt, Die japanischen Universitäten. E. P. B.

Mitteilungen für Münzsammler (Frankfurt a. M.) 5 1928:

1/2 126—128, 135—138 Knitterscheid, Vom Geld im Alten Testament. W. P.

Modern Philology XXV 1927:

2 211—30 L. Bloomfield, On recent works in general linguistics. E. L.

Museum XXXV 1927/1928:

1 7—9 *J. Sampson, The Dialect of the Gypsies of Wales (A. Kluyver). — 14—15 *P. J. G. A. Hendrik, De Alexandrinische Haeresiarch Basilides (K. H. E. de Jong). — 15 *I. Prins, De vestiging der Maranen in Noord-Nederland in de zestiende eeuw (P. J. Blok).

2 30—31 *Th. L. W. van Ravesteyn, Jeremia (J. L. Palache). — 35—37 *L. Halphen, Les Barbares, des grandes invasions aux conquêtes turques du XIe siècle (H. P. Blok). — 41—43 *O. Kern, Die Religion der Griechen. I. Bd. Von den Anfängen bis Hesiod (J. Vürtheim). — 43 *G. A. van den Bergh van Eysingen, La littérature chrétienne primitive (H. U. Meyboom). — 44—45 *Carra de Vaux, Les penseurs de l'Islam. Tome III—V. (Tj. de Boer).

3 57—59 *Paula Matthes, Sprachform, Wort- und Bedeutungskategorie und Begriff (H. J. Pos). — 63—64 *C. J. Gadd, A Sumerian Reading-Book (F. M. Th. Böhl). — 71—72 *Goblet d'Alviella, Ce que l'Inde doit à la Grèce (W. J. Kroin). E. P. B.

4 *H. I. Pos, Inleiding tot de Taalwetenschap (A. Kluyver). — *L. Renou, La valeur du parfait dans les hymnes védiques (B. Faddegon). — *W. Schubart, Die Griechen in Ägypten. — *G. Ferrand, Instructions nautiques et routiers arabes et portugais des XVe et XVIe siècles II. (Ph. S. v. Ronkel). — *Th. Zieliński, The Religion of Ancient Greece (I. Vürtheim) — *I. Ph. Vogel, Indian Serpent-lore or the Nagas in Hindu legend and art (M. W. de Visser).

5 *A. von Veldhuizen, Teksten Uitleg II. Het Nieuwe Testament (D. Plooij). — *A. van der Flier G. Izn., Jesaja II (J. L. Palache). — *J. F. Blumhardt, Catalogue of the Bengali and Assamese Manuscripts in the Library of the India Office; *Ders., Catalogue of the Oriya Mscrpts. . . . (M. Lulius v. Goor). — *J. Halphen, Contes chinois (J. J. L. Duyvendak). — *E. L. Highbarger, The History and Civilisation of ancient Megara (G. Italie). — *H. Fuchs, Augustin und der antike Friedensgedanke (G. Gorris S. J.). — *J. Ruska, Tabula Smaragdina (J. A. Vollgraff). — *E. Chavannes, De l'expression des voeux dans l'art populaire chinois (J. J. L. Duyvendak). E. L.

Nachrichten der deutschen anthropologischen Gesellschaft 1928:

1 1 H. Maier, Dahuren und Solonen in der Nordmandschurei. — 6 Die deutsche Indien-Expedition.
2 Die deutsche Indien-Expedition.
3 Die deutsche Helungkiang-Expedition. E. P. B.

Nachrichten der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Phil.-hist. Kl. 1927:

2 130—56 K. Zwierzina, Der Pelagiatypus der fabulosen Märtyrerlegende. E. L.

The Nation and the Athenaeum 41 1927:

5 Coercion in China.
8 *E. G. Browne, A Persian Anthology (H. Bowen). — *T'ang Leang-Li, China in Revolt.
14 *M. Rostovtzeff, A History of the Ancient World II. Rome (A. J. Toynbee).
16 *A. David-Neel, My Journey to Lhasa.
17 *K. Mayo, Mother India (E. Thompson).
18 „Mother India" (S. S. D.). — *A. Church, East Africa: a new dominion (C. R. B.). — *L. Warner, The long old Road in China; *P. T. Etherton, China, the Facts; *L. Crane, China in Sign and Symbol.
19 „Mother India" (Femina). — *The Cambridge Ancient History VI. Macedon (A. J. Toynbee).
20 „Mother India" (S. S. D.).
21 St. Benson, Storm in a Manchurian Teacup.
22 L. Golding, Plato in Palestine.
23 „Mother India" (E. Thompson). — *G. Young, Egypt. — *L. Binyon, The Eumorfopoulos Collection. Catalogue of the Chinese Frescoes (R. Foy).
24 *A. S. Cripps, An Africa for Africans; *E. H. Brookes, The History of Native Policy in South Africa . . . — *E. S. Forster, The Turkish Letters of O. Gh. de Busbecq.
25 *J. Nitobé, Japanese Traits and Foreign Influences.
26 „Mother India" (A Brahmin Daughter of Mother India).

42 1927/28:

3 *H. K. Norton, China and the Powers.
4 *F. Ossendowski, The Breath of the Desert.
8 *Hwuy-ung, A Chinaman's Opinion of Us and of His Own Country (G. L. Dickinson).
9 The Indian Commission. — *R. Graves, Lawrence and the Arabs (H. St. J. Philby).
10 Italy and Tunisia.
12 *Fulanain, Haji Rikkan, Marsh Arab (V. Sackville-West).
14 India and the Simon Commission (G. T. Garratt). — *L. Hearn, Glimpses of Unfamiliar Japan; *J. J. Bryan, The Civilization of Japan (E. Blunden). — *Khub Dekhta Age, India to-morrow. E. L.

Neue Allgemeine Missionszeitschrift 4 1927:

10 310—316 H. W. Herzberg, Evangelische Mission im Heiligen Lande (Schluß). E. P. B.

Neuphilologische Mitteilungen 28 1927:

7/8 209—32 D. Scheludko, Orientalisches im Abendlande vor Dante. E. L.

Palestine Exploration Fund 1927:

Oktober J. W. Crowfoot, Second report of the excavations in the Tyropoeon Valley. (Unter den interessanten Resultaten der Grabung vom Juli bis Dezember des Jahres, welche Mauern und Gebäudeteile aus der Zeit vom 2. vorchristlichen bis 6. nachchristlichen Jahrh. zutage gefördert hat, sind besonders hervorzuheben zwei Mauerstücke von 7 m Dicke und 1 Tor aus der makkabäischen Zeit [vgl. den nächsten Aufsatz]; doch scheint der Grundstock dieses Mauerwerks über Nehemias hinweg bis in die judäische Königszeit hineinzugehören.) — C. Lambert, A hoard of Jewish bronze coins from Ophel. (Aus dem Schatz von Münzen, der bei der Ausgrabung am Ophel gefunden und der ca. 95 v. Chr. vergraben sein mag, stammen 8 aus der Regierung des Johannes Hyrkanus I [135—104 v. Chr.], 303 aus der des Alexander Jannaeus [103—76 v. Chr.]. Ihre verschiedene Prägung [und Überprägung] wird aus Rücksichten dieser Könige auf religiöse Strömungen ihrer Zeit erklärt.) — J. G. Duncan, Notes on the sites of Succoth and Pnuel as bearing upon the routes of Gideon and Jacob. (Die Gründe für und wider eine Identifizierung von Sukkot mit el- Kḥaimât und Pnuel mit el-Ḥarat werden erwogen und beide Gleichsetzungen als relativ empfehlenswert erklärt.) — J. G. Duncan, Neby Hosha'. (Die noch heute herrschende Sitte, daß die Besucher eines heiligen Ortes daselbst Steine aufrichten. Das Grab des Heiligen und die drei Höhlen. Nebi Ōša' ist keineswegs mit Pnuel identisch.) — J. G. Duncan, Jebel Sawādā: a probable site for mount Nebo. (Der Berggipfel Sauādā scheint wegen seines großartigen Panoramas der Punkt, von dem Moses das gelobte Land überblickt [Dt. 34, Berg Nebo]. Die dortigen Mauerreste sind vielleicht die Trümmer des biblischen Machanaim.) — H. Kjaer, The Danish excavation of Shiloh, preliminary report. (Das Resultat der bisherigen Ausgrabung scheint die Identifizierung von Sēlūn mit dem biblischen Silo zu bestätigen. Eine vorisraelitische Stadt scheint nicht vorhanden gewesen zu sein. Von den bisherigen Funden deutet wenig auf israelitische Zeit. Der Ort hat sicher v. 3 oder besser 5.—4. Jahrh. vor bis 13. Jahrh. n. Chr. existiert. Heute ist er unbewohnt. Möglicherweise geben benachbarte, scheinbar sehr alte Felsengräber, die noch zu untersuchen sind, weitere Anhaltspunkte.) — A. H. Sayce, Petra. (Der Reichtum an Wasser und die natürliche Festigkeit seiner Lage machte Petra zu einer Hauptstadt und zu einem Handelszentrum von der vorisraelitischen bis in die römische Zeit.) — A. H. Sayce, The Jerusalem sealings on jar-handles. (Eine Reihe kritischer Bemerkungen und neuer Entzifferungen zu den im Annual des PEF 1923—25 S. 188—91 behandelten Krughenkeln.)

1928:

January 9—27 J. W. Crowfoot, Excavations in the Tyropoeon valley. (In einem vorläufigen Bericht wird die Geschichte der Auffüllung des Tyropoeontales darzustellen versucht, wobei im ganzen sechs Stadien unterschieden werden. Nach der jebusitisch-davidischen Zeit verschiebt sich der Schwerpunkt des Lebens nach Norden, und erst von der makkabäischen Zeit an durch die Jahre des Herodes hindurch bis zur byzantinischen Zeit hin, vom 2. vorchristlichen bis 7. nachchristlichen Jahrh., ist dieser südliche Teil des Osthügels und seine nähere Umgebung bevorzugt worden. Pläne und Photographien.) — 28—36 J. G. Duncan, Es-Salṭ. (Abgesehen von den Resten einer Kreuzfahrerburg lassen sich Elemente einer Befestigung herodianischer Herkunft — wahrscheinlich H. Antipas — ja auch solche aus kanaanäisch-israelitischer Zeit feststellen. D. glaubt auch Anzeichen für eine kanaanäische Kulthöhe gefunden zu haben, außerdem eine unterirdische, in einen Tunnel hinabführende Treppe. Vielleicht war das Pnuel des AT auf dem Hügel von es-Salṭ gelegen.) — 37—44 British School of Archaeology in Jerusalem. (Bericht über die 7. Jahresversammlung. Die finanzielle Lage ist keineswegs befriedigend.) — 45—47 Zev Vilnay, Tel-Aviv, a new inscription from the neighbourhood of Cesarea. (Eine kurze lateinische Inschrift — über den Bau der Wasserleitung bei Caesarea am Meer — aus der Zeit Hadrians durch eine Abteilung der 10. Legion; Photogr.). — 48—50 A. Marmorstein, The coins of Alexander Jannaeus. (M. behandelt den Wechsel von ינתן und יהונתן auf den Münzen des Alexander Jannaeus und bringt ihn mit dem vorherrschenden Einfluß der Sadduzäer in Zusammenhang. Letztere vermieden die Aussprache des göttlichen Namens. Die Form יתן ist also sadduzäisch.) — 51—54 E. L. Sukenik, An Israelite gem from Samaria. (Über der Darstellung zweier Männer, deren einer den andern als Gefangenen abzuführen scheint, finden sich drei gut lesbare hebräische Buchstaben לשר; es wird darin vermutet: „to the governor". Photogr.). — 55—57 Notes on recent excavations (Summarischer Bericht über die Untersuchungen und Ausgrabungen in Palmyra, Sichem, Rāmet el-Ḫalīl, Bethel, Besan und über Nielsens Identifizierung von Petra und Sinai).

Max Löhr.

Philologus 83 (NF 37) 1927:

2 137—163 O. Hey, 'AMAPTIA II. E. P. B.

Prähistorische Zeitschrift XVIII 1927:

1/2 1 Hubert Schmidt, Skythischer Pferdegeschirrschmuck aus einem Silberdepot unbekannter Herkunft. Ein Beitrag zur eurasischer Tierornamentik.

O. K.-P.

Preußische Jahrbücher 211 1928:

1 F. Emmel, Orientreise. E. L.

Proceedings of the British Academy. XIII: 3—12 A. E. Cowley, The Date of the Hittite Hieroglyphic Inscriptions of Carchemish. (Versuch einer Datierung durch Heranziehung assyrischer Quellen. Leider sind auch C.s Lesungen sehr problematisch. Seine jetzige Verteilung der Lautwerte auf die Vokalzeichen stellt sicher keinen Fortschritt dar. Ganz unannehmbar die chronologische Anordnung der Texte, nach der z. B. die klassisch schönen Inschriften A 6 und 7 älter als der am ältesten aussehende Text A 14b sein sollen. Wichtig die sich allerdings jedem Forscher aufdrängende Bemerkung S. 8 über drei Dynasten: „They are named togethter in A 11a[1] und b[1], probably as son, father, and grandfather". Dasselbe ist M. LII 3f. der Fall, und außer den Dynastenreihen gewinnen wir daraus die Wörter „Sohn" und „Enkel". Das übersieht Verf., der ersteres Wort in einer ganz anderen Zeichengruppe sucht (S. 11 In.*). Gefährlich ist auch, Städtenamen in Zeichengruppen ohne Determinativ suchen zu wollen.)

P. Meriggi.

Proceedings of the Imperial Academy (Tokyo) 3 1927:

1 1—5 M. Anesaki, Geographical names in the records of Catholic missions in Japan in the 17. century.

5 247—250 M. Anesaki, The fates of some of the leading Kirishitans who signed the Barberini documents of 1620—21.

8 477—479 M. Anesaki, Kirishitan missions in the mines. — 576—578 A. Matsumura and E. Miyauchi, Notes on anthropometric measurements of the Aborigines of Formosa.

9 579—581 M. Anesaki a. K. Takamuro: Some confirmatory light upon the records of Kirishitan missions from Jap. sources. 1. The Omura documents.
10 637—642 M. Anesaki, Some confirmatory light from Japanese sources upon the records of Kirishitan missions. II. A Jap. record on the persecution preceding the Shimabara insurrection. III. The Arrest and investigation of the Kirishitan Padres following the Shimabara insurrection. W. P.

Prúdy XI 1927:
J. Rypka, Vier (osmanische) Urkunden aus Dolní Kamenec in der Slowakei (24 S., tschechisch, mit 4 Faks.). G. B.

Quarterly Journal of the Mythic Society (Bangalore) 18 1927/28:
1 (July 1927) 21—31, 115—128 L. L. Sundara Ram, Hist. of cow-protection in India. — 32—45, 129—140 R. Shama Sastry, Suryapragnapti (Forts.). — 46—52 Kalipada Mitra, Change of sex in fiction. — 53—56 S. T. Moses, The tortoise in Indian life and religion. — 57—64 Sarat Chandra Mitra: Studies in bird-myths. 16., 17.
2 (Oct. 1927) P. S. Govinda Rao, Elephant-catching: ancient and modern. — 100—114 Sylvester Lobo, A document with the early revenue of Bombay. — 141—144 R. Rama Varma Raja, A Hindu shrine in China. — 145—154 S. Srikanta Sastri, Capitulation of Chitradurga (by Hyder Ali 1779). — 155—166 Soma Sundara Desikar, The Mauryan Invasion of the Tamilakam (vgl. Vol. 16). — 167—172 S. C. Mitra, Studies in bird-myths 18., 19.
3 (Jan. 1928) 181—183 L. A. Krishna Iyer, A preliminary note on the Hill-Pandarams of Travancore (1 Taf.). — 210—211 Ders., Anthropometry of the Kanikars of Travancore. — 184—195 K. Krishnamacharya, Hamsasandesa, a study. — 196—209 R. Shama Sastry, Suryapragnapti (Forts.). — 212—216 N. Chengalvaroyan, The Tamil kings and their government. — 217—219 A. Govinda Wariar, The Irikkal Kovilagam, Trichur. — 220—223 Sarat Chandra Mitra, Studies in bird-myths. 20. — 224 P. K. Gode, Date of the commentary on Naiṣadhakāvya by Candupandita. (14., nicht 15. Jahrh.). — 227—229 *S. Srikantaya, Sri Krishnaraja Silver Jubilee Souvenir. (K. Devanathachariar). — 230—231 S. Srikanta Sastri, Salivahana Saka. W. P.

Revue des Études grecques XXXIX 1926:
351—354 Alex Hag. Krappe, L'indolence des dieux (zur ἀταραξία des Epikur: Hiob 22, 2—15). Wr.

Revue des Études historiques 1927:
Oct.-Dez. *H. Berve, Das Alexanderreich; *P. Chantraine, Arrien: L'Inde (L. Perret). — *Katsouro Haro, Histoire du Japon (C. de P.). E. L.

Revue historique 56 1927:
*Fougères, Contenau, etc, Les premières Civilisations (Lantier). — *Granet, Légendes et Danses de la Chine ancienne (Ders.). — *Carcopino, La Basilique pythagorienne de la Porte Majeure (Guignebert). — Lévy, La Légende pythagorienne (Ders.). — *Halphen, Les Barbares (Lot). — *Silva, Il Mediterrano dall' unità di Roma all' unità d'Italia (Bourgin). — 225 St. Gsell, Les premiers Temps de la Carthage romaine. — Contenau, l'Assyriologie et les Études hétittes depuis 1922. — *Moret, Le Nil et la Civilisation égyptienne (Lantier). — *The Cambridge Ancient History IV (Ders.). — *I. Lévy, Recherches sur les Sources de la Légende pythagorienne (Bourguet). — *Mengazzi, Le Rappresentatione vascolari del mito di Herakles (Bayet). — *Seltman, Athens, its History and Coinage before the Persian War (Th. Reinach). O. K.-P.

Revue des Questions historiques 1927:
4 372—376 *C. Cl. Fillion, Histoire d'Israel, Peuple de Dieu, T. I. De la création du monde à la mort de David (A. Vincent). — 418—448 A. Vincent, Chronique d'Histoire Orientale. E. P. B.

Sitzungsberichte der Preuß. Akad. d. Wissensch. Ph.-h. Kl. 1927:
29/34 342—58 H. Lietzmann, Das Problem der Spätantike. — 359—77 O. Franke, Zur Beurteilung des chinesischen Lehenswesens. — 415—46 A. v. Harnack, Christus praesens — Vicarius Christi. Eine kirchengeschichtliche Skizze. E. L.

Sudan Notes and Records IX 1926:
2 (December) 1—35 H. C. Jackson, A Trek in Abu Hamed District (heutiger Zustand und prähistorische Funde in diesem „almost one continuous cemetery of buried civilisations"). — 37—49 T. A. Leach, The Selima Oasis (mit einem Anhang „Fossil Trees in Selima Oasis"). — 51—58 G. O. Whitehead and F. Addison, Meroitic Remains (Felsen- und Wandzeichnungen, die teilweise an Buschmannzeichnungen erinnern). — 59—67 G. O. Whitehead, Nagaa and Masawwarat (Ruinenstätten südlich des Nils bei Shendi, „Egyptian culture under an Ethiopian guise"). — 69—73 W. Wedgwood Bowen, Some Recorded Cases of Albinism, Melanism and Abnormal Coloration in African Animals. — 75—77 H. A. MacMichael, Note on the Burial-Place of the Fur Sultans at Tura, in Jebel Marra. — 79—82 J. A. Reid, Story of a Mahdist Amir. — 83—84 A. A. R. Boyce, Daylight Hunting Lions. — 85—89 Notes (u. a. über die „Fellata Melle of Kassala", ursprünglich halbseßhafte Ful aus der Gegend von Timbuktu, die auf der Rückkehr von der Pilgerfahrt nach Mekka vor etwa 25 Jahren bei Kassala am oberen Atbara geblieben und dort wieder zum Vollnomadentum zurückgekehrt sind). A. Klingenheben.

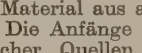
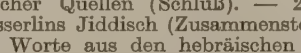
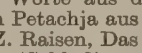
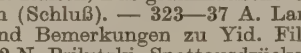
Theologische Blätter 6 (37) 1927:
12 333—337 O. Eißfeldt, Die kleinste literarische Einheit in den Erzählungsbüchern des Alten Testaments. E. P. B.

Theologische Literaturzeitung 52 1927:
24 553—555 *A. Japsen, Untersuchungen zum Bundesbuch (O. Eißfeldt). — 556—558 *W. Wittekindt, Das Hohe Lied und seine Beziehungen zum Istarkult (C. Steuernagel). — 559—560 *G. Kittel, Urchristentum, Spätjudentum, Hellenismus (E. Fascher). — 560 *O. Fischer, Die Umwelt des Neuen Testaments (E. Fascher). — 560—562 *F. J. Jackson u. K. Lake, The Beginnings of Christianity. Part I. The Acts of the Apostles Vol. III. The Text of Acts by J. H. Ropes (M. Dibelius).
25/26 577—578 *J. Benzinger, Hebräische Archäologie (L. Köhler). — 578—580 *L. Köhler, Das formengeschichtliche Problem des Neuen Testaments (R. Bultmann). E. P. B.
53 1928:
1 *A. C. Welch, The Code of Deuteronomy (O. Eißfeldt). — *E. F. Miller, The Influence of Gesenius on Hebrew Lexicography (W. Baumgartner). — *D. D. Mielziner, Introduction to the Talmud (J. Jeremias).
2 *W. Schubring, Die Jainas; *L. Thurnwald, Die Eingeborenen Australiens und der Südsee (H. Haas). — *H. Propst, Die geographischen Verhältnisse Syriens und Palästinas (W. Baumgartner). — *F. Lindblom, Hosea (C. Kuhl). — *J.-M. Aarifi, L'Anti-Coran . . . (R. Strothmann).
3 *H. Hackmann, Chinesische Philosophie; *E. V. Zenker, Geschichte der chinesischen Philosophie (H. Haas). — *J. Richter, Der Islam als Religion (R. Strothmann). — *C. Meinhof, Afrikanische Bibel-

übersetzungen (H. W. Schomerus). — *E. H. Sneath, The Evolution of Ethics as revealed in the Great Religions (P. Rohde). E. L.

The Times literary Supplement:
10. 11. 27 Israël among the Nations (Besprechung von „Israël among the Nations, an Outline of OT History" by Norman H. Boynes).
17. 11. 27 The Jews in Europe (Besprechung von „The Legacy of Israël" planned by the late I. Abrahams and ed. by Edwin R. Bevan & Ch. Singer).
1. 12. 27 *Antiquity vol. I No 1—3; *A. T. Clay, Letters and Transactions from Cappadocia. O. K.-P.

Yidishe Filologye I 1924:
4/6 (vgl. OLZ 1927, 387) 246—71 Regine Lilienthal, *'Ajin hā-rā'* (Der böse Blick, übers. a. d. Poln., bringt jüdisches Material aus allen Zeiten). — 272—87 J. Schipper, Die Anfänge des Judendeutschs im Lichte onomastischer Quellen (Schluß). — 288—302 Ch. Lunski, Isserlins Jiddisch (Zusammenstellung judendeutscher Worte aus den hebräischen Werken des Israel Ben Petachja aus Regensburg [15. Jahrh.]). — 303—22 Z. Raisen, Das grammatische Geschlecht im Jiddischen (Schluß). — 323—37 A. Landau, Ergänzungen und Bemerkungen zu Yid. Fil. Heft 1—3. — 338—82 N. Prilutzki, Spottausdrücke (Schluß). — 382—86 T. Gutman, Zur Geschichte des poln. *rz* im Jiddischen. — 386—8. N. Stif, „Leschon Aschkenas"-„Teitsch",„Leschonenu",„Jiddisch",„Unser Sprach" (über die Namen des Jiddischen). — 388—92 N. Stif, Das Abonnenten-System auf jiddische Bücher (aus dem 17. u. 18. Jahrh.). — 392—4 M. Lerer, Eine jüdische Hochzeit in Cholm in früherer Zeit. — 394—6 S. Winter, Beschwörer und Zauberer (Einzelheiten aus Polen). — 396—7 Aschkenasi, Aus dem Porisover Folklore. — 397—400 Kleine Bemerkungen von J. Lindenberg und D. Sapir, Nachrichten und Berichtigungen. — Alles in jiddischer Sprache. Ein englisches Inhaltsverzeichnis informiert stichwortartig über den Inhalt des Bandes; bei seiner außerordentlichen Reichhaltigkeit und den vielen Einzelheiten wäre es dringend zu wünschen, daß jedem Band Wort- und Sachregister beigegeben würden. Hoffentlich kann die Zeitschrift weiter erscheinen. M. P.

Zeitschrift für ägypt. Sprache u. Altertumskunde 63 1927:
1 1—4 H. Junker, Von der ägyptischen Baukunst des Alten Reiches. I. Die Stilwandlungen während des Alten Reichs (gezeigt an dem Temenos der Stufenpyr. (und ihr selbst) und ihrem deutlichen Zusammenhang mit dem Holz-Lehmbau und dem ausgesprochenen Steinbau der 4. Dyn., der seine Form einer neuen Gesinnung verdankt; die Fortsetzung in der 5. u. 6. Dyn. bedeutet eine Auflockerung und Rückkehr zur III. Dyn.). II. Die Entwicklung der Mastaba auf dem Friedhof von Gize (Der Typ der Mastaba d. 4. Dyn. ist keine Weiterentwicklung älterer Formen, sondern eine Neuschöpfung, die ältere Formen ausschaltet; Abweichungen von ihr stellen sich als Atavismen dar, Rückgriffe auf jene älteren Mastabaformen. Sie sind also jünger als die Normalform, selbst wo sie älter aussehen. Von den Befunden in Gise sind Schlüsse auf zeitliche Ansetzungen in anderen Nekropolen nicht zulässig). — 14—36 H. v. Recklinghausen, Rechtsprofil und Linksprofil in der Zeichenkunst der alten Ägypter (m. 17 Abb. Geistreiche, aber nicht voll überzeugende Erklärung der Mittel, die der äg. Künstler anwendet, um von dem darzustellenden Gegenstand dem Beschauer die sachlich richtige Vorstellung zu erwecken, nicht ihn „seheindrucksgemäß" wiederzugeben, insbesondere in der Umkehrung der normalen, nach rechts sehenden Figur). — 37—39 Fr. W. von Bissing, Totenpapyros eines Gottesvaters des Amon (m. 1 Taf.). — 39—45 Albrecht Alt, Die asiatischen Gefahrzonen in den Ächtungstexten der 11. Dyn. (nächste Nachbarschaft Ägyptens bis einschl. Südpalästina). — 45—50 W. Struve, Die Ära „ἀπὸ Μενόφρεως" und die XIX Dynastie Manethos (Menophres = Mr-n-Ptḥ, 2. Teil des Namens Sethos' I, dessen erster Teil in der Spätzeit vermieden werde, weil der Seth zum Teufel geworden war. Unter dieser Voraussetzung Herstellung der manethon. Überlieferung möglich). — 50—53 Kurt Sethe, Atum als Ichneumon (m. Abb. einer kleinen späten Wiener Ichneumonstatue). — 53—70 H. Junker, Die Stele des Hofarztes 'Irj (m. Taf., aus dem Ende der 6. Dyn. oder später, mit Exkursen über Namen (Hauptname, Kosename, Kurzname) und Spezialärzte). — 71—75 B. Ebbell, Die ägyptischen Krankheitsnamen (XIII  = gangränöses Geschwür (Sekret) o. ä., XIV  = Cancer uteri, XV  = Lymphdrüsenschwellung, XVI  = Urticaria ?). — 75—78 Hermann Kees, Textkritische Kleinigkeiten (I ḫw ꜥḏb cc. r „jem. verfluchen, verdammen". II Ein Lehrsatz der Herakleopolitenzeit [zu Pap. Petersburg 1116A Z. 42 folg.]). — 78—89 Wilhelm Czermak, Rhythmus und Umbildung im Ägyptisch-Koptischen. — 90—98 Walter Till, Bemerkungen und Ergänzungen zu den achmimischen Textausgaben. — 99—102 Miszellen (Sethe, Zum Namen Pharbaithos [= pr Ḥr-mr-tj, Horbeit], Sethe, Zu ÄZ 62, 83ff [kopt. ⲟⲩⲉⲧ- „ein andres ist . . ." geht auf rwíꜣ.tj Amenemope-Buch 19, 16/7 zurück], Schott, Die Zeremonie des „Zerbrechens der roten Töpfe" [zu Sethe, Ächtung feindl. Fürsten No. 5, S. 20. Parallele aus Pyr. 113 (114) und 614b, c (d)], Sethe, Zu der Zeremonie des Zerbrechens der roten Töpfe [Zus. zum Vorstehenden, Ergänzungen aus Meir IV 18 und d. Grabe des Mereruka]). — 102—104 Eingegangene Schriften. Wr.

Zeitschrift für Assyriologie NF. IV 1927:
108—110 F. H. Weißbach, Der assyrische Name von Qal'at al-'Ariš (Arzā oder Arṣā). Wr.

Zeitschrift für Ethnologie 59 1927:
1/2 1 H. Hartmann, Ethnographische Studie über die Baja. — 62 F. Spellig, Über Geheimbünde bei den Wanyamwezi. — *A. Maaß, Sternkunde und Sterndeuterei im Malaiischen Archipel (Stönner). — *W. Schmidt & W. Koppers, Völker und Kulturen I (Preuß). — *K. Donner, Bei den Samojeden in Sibirien (Crahmer). — *Shen-yi & H. Stademann, China und sein Weltprogramm (Boerschmann). O. K.-P.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde 1927:
4 197—216 Paul Borchardt, Neue Beiträge zur alten Geographie Nordafrikas und zur Atlantisfrage (Das Weltbild der alten Ägypter, speziell ihre Nachrichten über ihre westlichen Nachbarn und deren Gebiet sowie klassische Nachrichten werden zu Atlantis-Nordwestafrika, Wohninsel Atlantis = einer Insel der kleinen Syrte, Scheria, die Insel der Phäaken = an der kleinen Syrte verwoben, die phäakische Kultur dem kretischen Kulturkreis zugesprochen; bemerkenswert Proclus in seinem Timaios-Komm, daß er selbst noch Bilder der Atlantier in Ägypten gesehen habe. Dazu Bemerkung des Verf.: es sollte mich nicht wundern, wenn wir einmal Bilder der Keftiu als Atlantier erkennen würden.) Wr.

Zeitschrift für Indologie und Iranistik V 1927:
3 241—246 W. Printz, Rāma und Śambūka. P. bespricht die Śambūka-Episode in der Rāma-Literatur und zeigt „Gleichwie dem Brahmanen übernatürliche Kräfte innewohnen . . . . so ist auch der Träger des Kṣatra mit magischer Kraft begabt", und daß, wenn „der König entsühnende Strafgewalt (besitzt), so muß sie erst recht dem höchsten Gott eigen sein". (Dieser letzte Gedanke kehrt in neuindischen Bearbeitungen immer wieder.) — 247—250 F. Specht, Zum lokative Singularis der ū-Stämme — 251—264 H. Lüders, Zu den Aśoka-Inschriften. L. bespricht die Erklärungsversuche an dem dritten Säulenedikt und stimmt Kern zu, der *mina* mit *punah* wiedergibt. Von diesem leitet L. *mina* und *mana* über *pana* ab. Dadurch ergibt sich im ganzen Edikt guter Sinn. „Die volle Berücksichtigung dieses (meines Erlasses) bringt großen Vorteil, nicht volle Berücksichtigung großen Nachteil. Wenn man nämlich diesen (Erlaß) ungenügend berücksichtigt, gewinnt man nicht den Himmel, gewinnt man nicht den König. Schwer herbeizuführen ist ja (schon) das gewöhnliche Maß dieses Werkes, geschweige denn ein Überschuß. Wenn (ihr) aber diesen (Erlaß) voll berücksichtigt, werdet ihr den Himmel gewinnen und eurer Schuld gegen mich ledig werden". — 265—280 W. Porzig, Kleinasiatisch-Indische Beziehungen, in bezug auf Lehnwörter, auf die Gestalt Śivas, und auf die Schrift. — 281—292 W. Neißer, Vedica. Über präteritale Potentiale und über *dhāman, bráhman, satás, sam-ídh, suvṛkti*. — 293—310 H. Jacobi, Über das Alter der Maṇimēkhalai. — 311—320 R. Fick, Kurze Liste der Kielhornschen Inschriften-Abklatsche. J. C. T.

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft 42 1927:
11 356—360 Lindemann, Ein Ostasienkaufmann über die Mission.
12 369—278 W. Mensching, Was Innerafrika der Seele gibt. — 378—383 H. Bohner, Shintoistisches Theodizee-Problem. — 399—400 *Devaranne, Rund um den Fuji. Streifzüge durch Japans Frömmigkeit. *Ders., Von Tsingtau bis Peking (H. Rust). E. P. B.
43 1928:
1 O. Pfister, Der Bankrott eines „Apostels". Ein Schlußwort zum 'Sadhu'-Streit. — Mensching, Negerführer über die „Segnungen des Christentums und der Zivilisation". — *J. W. Hauer, Das Laṅkāvatāra-Sūtra und das Sāṃkhya; *Neutestamentliche Apokryphen (H. Haas).
2 O. Pfister, Der Bankrott eines „Apostels". Ein Schlußwort zum 'Sadhu'-Streit. — *H. Hackmann, Chinesische Philosophie; *V. Hundhausen, Chinesische Dichter in deutscher Sprache (Witte). — *H. Wahl, Marktpredigten aus der Missionsarbeit in China (Schulze). E. L.

Zeitschrift für slawische Philologie 4 1927:
1/2 1—19 F. Balodis, Neuere Forschungen über die Kultur der Goldenen Horde. — 262—263 *J. Kalina, Syrjänisches Lehngut im Russischen (M. Vasmer). E. P. B.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 37 1927:
2 H. Lewy, Beiträge zur jüdischen Volkskunde. — G. Polívka, Berichte zur slavischen Volkskunde. — *Babinger, Gragger, Mittwoch, Mordtmann, Literaturdenkmäler aus Ungarns Türkenzeit (J. B.). — *G. Jacob, Arabische Berichte v. Gesandten und germanischen Fürstenhöfen a. d. 9. u. 10. Jahrh. (F. B.). — *S. Liljeblad, Die Tobiasgeschichte und andere Geschichten mit toten Helfern (J. B.). — *K. Preisendanz, Akephalos (F. B.). — *Ch. A. Williams, Oriental affinities of the legend of the hairy anchorite (J. B.). E. L.

Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 55 1928:
3/4 279 H. Oertel, Zu 44. 227, Z. 3—4 (für aind. ujjhityai ist mit Caland ujjityai 'zur Ersiegung' zu lesen). — 304—12 H. Jacobsohn, Zwei arische Lehnwörter im Ostjakischen (šeban 'Zauberer' < sogd. šaman 'buddhistischer Mönch'; šõjit 'Geld' < awest. šaēta). E. L.

Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft 43 1928:
1/2 W. Plage, Der Hausverband im modernen japanischen Zivilrecht. — H. Engelmann, Das chinesische Eherecht. — A. Schlettwein, Kodifikation des Eingeborenenrechts in Togo. — *M. David, Die Adoption im altbabylonischen Recht (M. San Nicolò). — *G. Mazzarella, Studi di Etnologia Giuridica; *J. J. Meyer, Das altindische Buch v. Welt- und Staatsleben (J. Jolly).
3 H. Engelmann, Das chinesische Eherecht. — H. Trimborn, Die Methode der ethnologischen Rechtsforschung. — *Aegyptus; *U. Wilcken, Urkunden der Ptolemäerzeit I. 4 (P. M. Meyer). — *G. Mazzarella, Studi di Etnologia Giuridica VII (J. Jolly). — *J. Escarra, Chinese Law and Comparative Jurisprudence (M. J. Pergament). E. L.

Zur Besprechung eingelaufen.

528 Aeščoly-Weintraub, A.-Z.: Introduction à l'Étude des Hérésies religieuses parmi les Juifs. La Kabbale, le Hassidisme.

529 Baikie, J.: The Glamour of Near East Excavation.

530 Banner, H. S.: Romantic Java as it was and is.

531 Baur, F. Ch.: Das manichäische Religionssystem nach den Quellen neu untersucht und entwickelt.

532 Brünnow, R.: Arabische Chrestomathie aus Prosaschriftstellern. In 4. Aufl., verb. Neudruck der 2. u. 3. Aufl., hrsg. von A. Fischer.

533 Brunton, G., and G. Caton-Thompson: The Badarian Civilisation and predynastic remains near Badari.

534 The Cambridge Ancient History, ed. by J. B. Bury, S. A. Cook, F. E. Adcock. Vol. of Plates II, prepared by C. T. Seltman.

535 Challenger, C. G.: The Excellence of revealed Religion. An Enquiry into the Meaning of Revelation.

536 Charles-Roux, Fr.: Les échelles de Syrie et de Palestine au XVIII^e Siècle.

537 Curzon of Kedleston, M.: Leaves from a Viceroy's Note-Book and other Papers.

538 Daiches, S.: Aspects of Judaism. Selected Essays.

539 Davis, H. W. C.: The great Game in Asia (1800—1844).

540 Daye, P.: Le Japon et son Destin.

541 Donne, T. E.: The Maori Past and Present.

542 Dugmore, A. R.: African Jungle Life.

543 Edgerton, F.: Vikrama's Adventures or the thirty-two Tales of the Throne.

544 Erman, A.: Ägyptische Grammatik mit Schrifttafel, Paradigmen und Übungsstücken zum Selbststudium und zum Gebrauch in Vorlesungen. 4. Aufl.

545 Fabius, J.: Java. Erzählungen aus Niederländisch-Indien.
546 Fiesel, Eva: Namen des griechischen Mythos im Etruskischen.
547 Gaudefroy-Demombynes, R.: L'oeuvre Française en matière d'Enseignement au Maroc.
548 Glotz, G.: La Cité Grecque.
549 Gontaut-Biron, R. de: Sur les Routes de Syrie après neuf ans de Mandat.
550 Grimm, G.: Buddha und Christus.
551 Groot, J. de: De Palestijnsche Achtergrond van den Pentateuch. Rede.
552 Guttmann, H.: Die Darstellung der jüdischen Religion bei Flavius Josephus.
553 Hâfiz, Ch. ed Dîn Mohammed: Les Poêmes érotiques ou Ghazels en calques rhythmique et avec rime à la persane. Accompagnés d'une Introduction et de Notes d'après le Commentaire de Soudî par A. Guy. Tome I.
554 Hambly, W. D.: Origins of Education among primitive Peoples. A comparative study in racial development.
555 Hamm, F.: Die liturgischen Einsetzungsberichte im Sinne vergleichender Liturgieforschung untersucht.
556 Hibino, Y.: Nippon Shindo Ron or the National Ideals of the Japanese People, transl. with an Introduction by A. P. McKenzie.
557 Hill, W. D. P.: The Bhagavadgītā, transl. from the Sanskrit with an Introduction, an Argument and a Commentary.
558 Hindorf, R.: Leitfaden zur Erlernung der Malayischen Umgangssprache (Küstenmalayisch). 5. Aufl.
559 Hogarth, D. G.: The life of Charles M.Doughty.
560 Hyatt, H. M.: The church of Abyssinia.
561 Jackson, A. V. W.: Zoroastrian studies. The Iranian religion and various monographs.
562 Jouguet, P.: Papyrus Grecs, publiés avec la collaboration de P. Collart et J. Lesquier. I, 4.
563 Kafû, N.: Le Jardin des Pivoines. Cinq Récits d'Écrivains japonais contemporains. Traduction de S. Elisséev.
564 Kaminka, A.: Studien zur Septuaginta an der Hand der zwölf kleinen Prophetenbücher.
565 Koschaker, P.: Neue keilschriftliche Rechtsurkunden aus der El-Amarna-Zeit.
566 Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender 1928/29.
567 Lévy, I: La légende de Pythagore de Grèce en Palestine.
568 Levy, R.: The three Dervishes and other Persian tales and legends. For the most part transl. from the hitherto unpublished Bodleian Mss.
569 Marçais, G.: Manuel d'Art Musulman. L'Architecture: Tunisie, Algérie, Maroc, Espagne, Sicile. I: Du IXe au XIIe siècle, II: Du XIIIe au XIXe siècle.
570 Mesnil du Buisson: Les Ruines d'el-Mishrifé au Nord-Est de Homs (Émèse). Première campagne de fouilles à Qaṭna (1924).
571 Navarian, A.: Anthologie des Poètes arméniens.
572 Osten, H. H. von der: Explorations in Hittite Asia Minor. A preliminary report.
573 Palästinajahrbuch des Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswiss. des Heiligen Landes zu Jerusalem 1928.
574 Perckhammer, H. von: Edle Nacktheit in China.
575 Petrie, W. M. F.: Objects of daily use.
576 Plaut, H.: Japanese Conversation-grammar with numerous reading Lessons and Dialogues. Second edition.
577 Preis, K.: Die Medizin in der Kabbala.
578 Prorok, B. Graf Khun de: Göttersuche in Afrikas Erde. Fünf Jahre Ausgrabung in Karthago, Utica und der Sahara.
579 Reifenberg, A.: Palästinensische Kleinkunst.
580 Rogers, R. W.: Cuneiform Parallels to the Old Testament, transl. and edited. Second Edition with Corrections.
581 Roß, C.: Die erwachende Sphinx. Durch Afrika vom Kap nach Kairo. 4. Aufl.
582 Ruben, W.: Die Nyāyasūtras. Text, Übersetzung, Erläuterung und Glossar.
583 Rumpf, A.: Katalog der etruskischen Skulpturen.
584 Saarisalo, A.: The Boundary between Issachar and Naphtali. An archeological and literary Study of Israel's Settlement in Canaan.
585 Smith, H.: Saddanīti. La Grammaire Palie d'Aggavamsa. Texte établi. I: Padamālā (Pariccheda I—XIV).
586 Spanier, A.: Der Satzakzent im Hebräischen. Eine Erwiderung auf eine Rezension meines Buches „Die massoretischen Akzente".
587 Speleers, L.: Introduction au Catalogue des Intailles et Empreintes égyptiennes des Musées Royaux du Cinquantenaire à Bruxelles.
588 Strack, H. L., u. P. Billerbeck: Kommentar zum Neuen Testament aus Talmud und Midrasch. IV. Bd.: Exkurse zu einzelnen Stellen des Neuen Testaments.
589 Stummer, F.: Einführung in die lateinische Bibel. Ein Handbuch für Vorlesungen und Selbstunterricht.
590 As-Suyuti: Who's Who in the fifteenth Century. Nazm ul-I'qyân fi A'yân-il-A'yân. Being a bibliographical Dictionary of notable Men and Women in Egypt, Syria and the Muslim World.
591 Tabouis, G.-R.: Le Pharaon Tout Ank Amon. Sa vie et son temps.
592 Traz, R. de: Le Dépaysement oriental.
593 Volz, P.: Der Prophet Jeremia übers. u. erklärt. 2. Aufl.
594 Walker, C. H.: English-Amharic Dictionary.
595 Wilhelm, R.: Frühling und Herbst des Lü Bu We. Aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert.
596 Willoughby, W. W.: Foreign Rights and Interests in China. 2 Bde. Revised and enlarged Edition.
597 Wittschell, L.: Klima und Landschaft in Tripolitanien. Ein Beitrag zur Landeskunde der Syrtenländer.
598 Woo, T. C.: The Kuomingtang and the Future of the Chinese Revolution.
599 Ziegler, K.: Thukydides und die Weltgeschichte. Rektoratsrede.
600 Zyhlarz, E.: Grundzüge der nubischen Grammatik im christlichen Frühmittelalter (altnubisch). Grammatik, Texte, Kommentar und Glossar.

Mit je einer Beilage des Verlags der Asia Major, Leipzig, und des Verlags Ernst Reinhardt, München.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig C 1, Blumengasse 2. — Druck von August Pries in Leipzig.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.